



# Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

Max Nordau

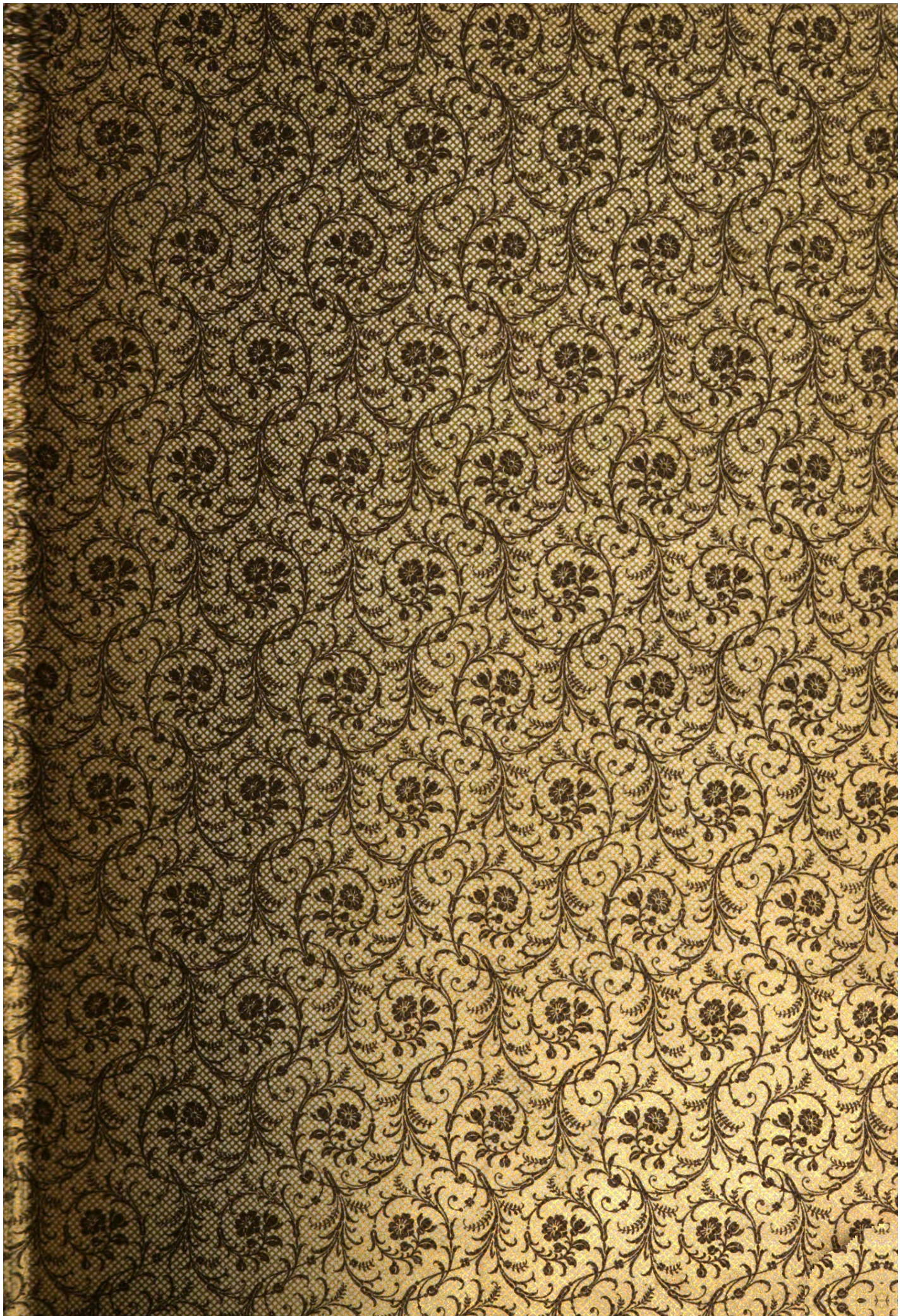
Drohmannschlacht

Berlin W.  
Carl Duncker.

~~JF 342 A. 1~~



REP. G. 4686(1)



3524

2 Bole

Drohnenſchlacht.

## Max Nordaus Schriften:

- Paris.** Studien und Bilder aus dem wahren Milliardenlande. 2 Bände. Leipzig, 1878.
- Seifenblasen.** Federzeichnungen und Geschichten. Leipzig, 1879.
- Vom Kreml zur Alhambra.** Kulturstudien. 2 Bände. Leipzig, 1880.
- Paris unter der dritten Republik.** Neue Bilder aus dem wahren Milliardenlande. Leipzig, 1881.
- Der Krieg der Millionen.** Schauspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, 1882.
- Die konventionellen Lügen der Kulturmenschenheit.** Leipzig, 1884.
- Paradoxe.** Leipzig, 1885.
- Ausgewählte Pariser Briefe.** Kulturbilder. Leipzig, 1887.
- Die Krankheit des Jahrhunderts.** Roman. 2 Bände. Leipzig, 1889.
- Gefühlskomödie.** Roman. Breslau, 1892.
- Seelenanalysen.** Novellen. Berlin, 1892.
- Entartung.** 2 Bände. Berlin, 1893.
- Das Recht, zu lieben.** Schauspiel in vier Aufzügen. Berlin, 1894.
- Die Kugel.** Schauspiel in fünf Aufzügen. Berlin, 1895.
-

# Drohnen Schlacht.

Roman

von

Max Nordau.

Erster Band.



Berlin W. 35.

Verlag von Carl Duncker.

1898.



---

Alle Rechte, insbesondere auch das der Uebersetzung,  
vorbehalten.

---



---

Druck von E. Wertheim, Berlin N.W., Friedrichstr. 94.

## Erstes Buch.

„Nun sieh mal, Käthe, wen ich dir da mitgebracht habe. In diesem Paris findet man doch aber Alles,“ rief Koppel und schob seinen Begleiter vor sich in die Stube.

„Sogar längst verlorene alte Freunde,“ fügte der Eintretende hinzu und verneigte sich lächelnd.

Frau Käthe, die sich vom Stuhle erhoben hatte, betrachtete den Besucher einen Augenblick zweifelnd, dann rief sie in fröhlicher Ueberraschung: „Aber — das ist ja Herr Dr. Henneberg! Nein, das muß ich sagen. Und Sie haben sich auch fast gar nicht verändert.“

„Sie ganz und gar nicht, gnädige Frau.“

„Das sagen Sie wohl. Wir haben viel durchgemacht, was, Hugo?“

„Ich habe auch nicht in Watte gelegen alle die Jahre her.“

„Ach erzählen Sie. Und nehmen Sie doch endlich Platz, Herr Doctor. Wie nett, daß Sie uns aufgesucht haben. Wir sehen so selten Bekannte aus Deutschland. Es ist ein wahrer Festtag für uns. Woher hatten Sie unsere Adresse?“

„Ja — das heißt —“ begann Henneberg etwas zögernd.

„Es war der reine Zufall, daß wir einander über den Weg gelaufen sind,“ fiel Koppel ein; „Henneberg mußte gar nicht, daß wir hier leben. Ich war in der französisch-morgenländischen Bank, um die gekauften Papiere zu holen — hier sind sie;“ er zog aus der innern Brusttasche seines Rockes, die bis dahin gebaucht hatte, ein starkes in eine Zeitung geschlagenes Bündel, das er seiner Frau reichte.

„Ich werde sie gleich wegthun,“ sagte Frau Käthe, legte das Bündel vor sich auf den Tisch und lächelte Henneberg freundlich an.

„Als ich die Halle verlasse, auf wen stoße ich plötzlich? Auf Henneberg, der die Treppe herunterkommt. Ich erkannte ihn augenblicklich; er mich nicht.“

„Doch, doch. Ich dachte nur an diesem Orte nicht gleich—“

„Ich gönnte ihn natürlich nicht mir allein, sondern nahm ihn sofort in's Schlepptau, um ihn hierher zu bugfieren.“

„Reizend!“ rief Frau Käthe. „Sie sind wohl zur Ausstellung gekommen? Ein bischen spät.“

„Nein, ich wohne hier.“

„Was? Und wir ahnten nicht — das ist sträflich. Sind Sie vielleicht gar verheiratet, Herr Doctor?“

„Leider nein, gnädige Frau, immer noch ein unverbesserlicher, gottverlassener Hagestolz.“

„Ehrliche Reue darf auf Vergebung hoffen; dazu ist es nie zu spät.“

„Ich bin zwei und vierzig, gnädige Frau.“

„Das kräftigste Mannesalter, Herr Doctor. Aber wenn wir vom Heiraten anfangen, so werden wir, fürchte ich, nicht so bald fertig. Sie bleiben doch zum Essen?“

„Ich fürchte, ich könnte die Störung doch wohl kaum verantworten.“

„Störung? Wie unliebenswürdig! Bitten Sie gleich um Verzeihung.“

„Ich bitte um Verzeihung, gnädige Frau.“

„Das ist recht. Und zur Strafe theilen Sie unser Mittagmahl. Sie müssen freilich vorlieb nehmen.“

„Aber dafür bekommst du richtige deutsche Kost, die du hier sonst wohl nicht hast.“

„Ja, wir sind immer der deutschen Küche treu geblieben.“

„Die Vaterlandsliebe des Magens,“ bemerkte Henneberg lächelnd.

„Oder die Gewohnheit. Meine Schwiegermutter war nahe an die siebenzig, als wir nach Paris zogen, und in dem Alter ändert man seine Lebensweise nicht.“

„Du hast deine Mutter bei dir?“

„Ich werde doch die arme alte Frau nicht allein zurückgelassen haben.“

„Und sie läßt es sich bis zum heutigen Tage nicht nehmen, das Verpflegswesen selbst zu leiten — Einkauf, Küche, Alles. Jetzt bitte ich einen Augenblick um Ent-

schuldigung, Herr Doctor, wir gehen dann gleich zu Tische.“ Sie erhob sich, nahm das Päckchen Werthpapiere und verließ rasch die Stube.

Henneberg sah sich erst jetzt ein wenig um. Der Salon war ein mäßig großer Raum mit niedriger Decke, dessen zwei Fenster auf einen sehr weiten lichten Hof gingen. Den Fußboden verbarg ein rother Teppich, doch sah man am Ausschnitt vor dem Kamin, daß er mit sechseckigen rothen Thonfliesen belegt war. Zwischen den Fenstern stand ein Pianino, auf dem das Weiß einer Gypsbüste von Schiller die langweiligen Linien der in Längsreihen kleinblümig gemusterten Papiertapete schnitt. Vor eins der Fenster war ein nierenförmig geschwungener kleiner Arbeitstisch geschoben, an dem Frau Käthe eben geessen hatte. Vor dem Kamin drohte noch unangezündet ein „Schuberski“, einer jener runden Eisenblechfüllöfen auf Rädern und mit spiegelnd geglättetem Marmordeckel, die den Parisern allwinterlich wenig Wärme und sichere, wengleich langsame Kohlen-gasvergiftung spenden. Ueber dem großen runden Tisch in der Mitte hing ein schwerer, für den Raum zu ungeschlachter Kronleuchter aus bronzirtem Zinkguß mit Glasprismen und auf dem Tischtuche lagen dicke Lichtbild-Albuns mit derbem Metallbeschlag, eine Folioausgabe von „Faust“ und Hamerlings „Amor und Psyche“ und ein winziges Goldschnittbändchen, Storms „Immensee“. Nüchterne Duzendstümmel von grünem Nips mit einem rothen Streifen über Lehne und Sitz, Vorhänge aus demselben Stoff und an den Wänden

zwei große Stiche nach Kaulbachs „Hunnenschlacht“ und „Zeitalter der Reformation“ unter Glas in schwarzem Holzrahmen vervollständigten die Einrichtung.

„Du hast deinen Berliner Hausrath mitgeschleift, wie ich sehe?“ bemerkte Henneberg.

„Ja. Das Weibervolk wollte sich nicht davon trennen. Es war ja auch einestheils richtig. Du weißt, wie es geht. Was man beim Einkauf mit einer Stange Goldes bezahlt, dafür bekommt man beim Verkauf einen Pfifferling nebst anzüglichen Redensarten. Und als wir nach Paris übersiedelten, hatten wir es nicht so dicke. Da hieß es, Alles zu Rathe halten, was wir besaßen. Jetzt ist mir dieses Gelumpert theuer. Wegen des Märtyrthums, das ich dafür erlitten habe.“

„Wie so?“

„Wenn ich jemals Rentner werde, so benutze ich meine Muße, um in einem Heldengedichte meine Abenteuer mit diesen Möbeln zu besingen. Bei der bloßen Erinnerung sträubt sich mir das Haar. Als wir in Paris ankamen, stiegen wir zunächst in einem kleinen Gasthof hier in der Nähe ab, den uns Wolzen besorgt hatte.“

„Wer ist Wolzen?“

„Der Besitzer des deutschen Privat-Gymnasiums, an dem ich wirke. Unsere Möbel standen mittlerweile an der Bahn. Wir mietheten diese Wohnung und holten die Sachen. Da ging der Ulf los. Vor jedem einzelnen Stück, das die Träger vom Wagen hoben, standen sie wie vor einem Fabelthier. Das war ein

Anstarren! Ein Kopfschütteln! Ein Feixen! Bei den Betten gönnten sie sich den Anblick thatsächlich nicht allein, sondern riefen aus dem Wirthshaus über den Weg fremde Leute herüber, damit sie mitgucken und mitlachen. Meine Mutter wollte vor Empörung aus der Haut fahren. Noch heute, nach elf Jahren, hat sie den Parisern den Maulaffenspott über ungewohnte Möbelformen nicht verziehen. Es sollte aber noch schöner kommen. Als es galt, die Sachen in die Wohnung zu schaffen, da zeigte es sich, daß man sie weder über die Treppe noch durch die Thüren bringen konnte. Es war Alles zu eng. So sagte ich. Die Träger und der Pförtner freilich meinten, nicht die Treppe sei zu eng, sondern die barbarischen Möbel seien zu colossal. Meine Mutter rang die Hände und sogar meine Frau verlor die Geduld und machte mir bittere Vorwürfe, daß ich in einer Klise gemiethet hätte. Wohlgemerkt: sie war beim Miethen zugegen gewesen. Aber damit kamen wir nicht weiter. Die Leute suchten einen Schrank durchzuzwängen. Er ging in Stücke, die Treppenwand wurde arg zerschunden, das Geländer zerbogen, ich hatte für die Ausbesserung nachträglich siebenzig Franken zu bezahlen. Die Möbel aber standen nach wie vor im Hofe.“

„Wie hast du sie schließlich doch hereingekriegt?“

„Wie? Höre und schaudere: Nach der Zerstümmung des Opferschranks, nachdem stundenlang durch Rammen und Schrammen der ganze alte Klapperkasten von Haus dem Einsturz nahe gebracht worden

war, schritt ich zu einem genauen Messen und erwarb wissenschaftlich die niederschmetternde Ueberzeugung, daß die Zugänge und Oeffnungen nach allen Richtungen kleiner waren als die Körper, die sie durchlassen sollten. Ein Trödler, der wie durch Vorsehung auf dem Schauplatz dieses Trauerspiels auftauchte, rieth mir lebenswürdig, das ganze Gefrassel liegen zu lassen und bei ihm eine neue Wohnungseinrichtung zu kaufen. Er würde sogar auf Abzahlung eingehen. Meine Antwort, fürchte ich, war nicht ganz so höflich, wie sie wohl in Anbetracht seiner Dienstfertigkeit hätte sein sollen. Das war Alles, was wir an diesem Schreckenstage ausrichteten. Am Abend blieb Alles im Hof, wie es ging und stand, und wir schliefen im Gasthof. Am folgenden Morgen sagte uns der Pförtner, wenn wir die Sachen in die Wohnung bekommen wollten, müßten wir sie an Seilen durch die Fenster hinaufziehen lassen. So geschah es denn auch. Ich verschone dich mit der Schilderung der Todesangst, die wir Alle ausstanden, so oft wir ein Möbel die Lustreise antreten sahen. Ich kann dir nur sagen: das Hängen bekommt den Möbeln nicht viel besser als den Menschen. Die grausame Hinrichtung dauerte einen vollen Tag und sammelte allmählig die ganze Jugend des Viertels als Zuschauer. Die lieben Kleinen unterhielten sich königlich, namentlich wenn ein Schreibtisch im Anprall gegen die Mauer ein Bein brach oder wenn ein Schrank der schon auf die Sohlbank des Fensters gehißt war, den Fäusten der Tolpatzche entschüpfte und herab-



fauste, was auch einmal vorkam. Wir haben Kinder gern, ihr Jubel war uns ein Trost im Leid. So vollzog sich unser Einmarsch in Paris. Seitdem sind wir die Gefangenen unserer Möbel. Die Wohnung gefällt uns nicht mehr, wir haben zehnmal bessere gesehen, aber wir bleiben, denn der Gedanke eines neuen Umzuges durch die Fenster flößt uns zu viel Entsetzen ein. Du weißt, wie man Affen fängt: mit einem Flaschenkürbis voll Welschkorn. Die offene Hand geht durch die enge Oeffnung; die gefüllte Faust kann das Thier nicht zurückziehen. Nach dieser Methode sind wir seit elf Jahren an diese Wohnung gefesselt und ich werde erst ausziehen können, wenn ich im Stande bin, mich nach hiesiger Art von Grund auf neu einzurichten.“

Henneberg hatte der Erzählung vergnügt lächelnd zugehört. Jetzt trat Frau Käthe wieder ein.

„Ich habe Henneberg unsern Einzug in diese Wohnung beschrieben,“ bemerkte Koppel.

„Ja, der war nicht banal. Durchs Fenster — fast durch den Schornstein. Er hatte so einen köstlichen Beigeschmack von Hexenritt und Brockenfahrt. Es gruselt einen so wonnig, wenn man dran denkt!“

„Hätten Sie das vorausgesehen, so würden Sie Ihre Sachen doch wohl in Berlin gelassen haben, nicht wahr, gnädige Frau?“

„Da würden wir Unrecht gehabt haben, Herr Doctor. Mein Mann hat ja versucht hier einzukaufen — na, ich sage lieber nichts.“

„Du denkst noch immer an meine Erwerbungen im Hotel Drouot.“

„Was war es damit?“ fragte Henneberg.

„Es fehlte uns natürlich mancherlei, die hiesige Lebensweise ist so ganz anders wie bei uns; ich wollte einfach in einen Laden gehen und das Nöthige anschaffen; aber mein Mann ist ja viel praktischer als ich; und er wußte ja auch besser Bescheid. Die Sachen neu kaufen? J wo! Man hat doch hier dieses wundervolle Hotel Drouot, wo alles Erdenkliche versteigert wird. Da findet man so außerordentliche Gelegenheiten. Wir brauchten Holzstäbe zum Aufziehen der Vorhänge. Unsere Karniese konnten wir in diesen Puppenstuben nicht anbringen. Männchen geht flugs in sein geliebtes Hotel Drouot, bringt dort den ganzen Nachmittag zu und kommt am Abend mit einem Wagen voll unglaublichem Kram zurück. Einige Vorhangstäbe waren ja dabei, aber außerdem, so viel ich in der Eile sehen konnte, ein Haufe zerbrochener Stühle, ein verstaubter Geigenkasten, ein halber Haubenstock und ein Wust anderer Kostbarkeiten, die ich nicht anzurühren wagte. Um Gotteswillen, Hugo, rief ich entsetzt, hast du einen Lumpensammler beraubt? Nein, sagte Hugo ganz vergnügt, der Pack wurde in Bausch losgeschlagen und wenn ich die Stäbe haben wollte, mußte ich den ganzen Ramsch erstehen. Aber er war ja so billig! Fünf Frank fünfundzwanzig mit den Kosten. Auch mit dem Wagen? Nein, mit dem Wagen nicht. Um es kurz zu machen, Herr Doctor,

ich bezahlte dem Pförtner einen Franken, damit er mir den Unrath nur gleich wegschaffe. So kosteten die vier Stäbe etwa acht Franken. Im vornehmsten Laden bekomme ich sie um drei. Und dann die Geschichte mit dem Fell — doch ich will dich nicht beschämen, mein armer Hugo.“

„Warum soll ich um die Geschichte mit dem Fell kommen?“ rief Henneberg unterhalten, „ich bitte ausdrücklich um sie.“

„Ich will sie dir selbst beichten. Ich war wieder einmal im Hotel Drouot — ich leugne nicht, es übte eine unheimliche Anziehung auf mich — und sah zu, wie man allerlei gleichgiltiges Zeug versteigerte. Plötzlich wurde ein Thierfell vor dem Tisch des Versteigerers ausgebreitet. Es kam mir wunderschön vor.“

„Hm“ räusperte sich Frau Käthe laut.

Koppel that, als hörte er nicht, und fuhr fort: „Den Kopf konnte ich nicht recht sehen. Aber es war mit rothem Tuch eingefaßt, von feiner grauer Farbe, sammetglatt, kurz es schien mir prachtvoll. Ein erstes Gebot wurde gemacht — ein Frank! Zwei, rief ich und suchte meinen Nebenbuhler mit einem herausfordernden Blick. Drei! gab der schneidig zurück. Vier! schrie ich und meine Stimme muß wohl aufgeregter geklungen haben, denn ich merkte, daß mich viele Augen anstarrten. Ich war entschlossen, den Mitbieter unter allen Umständen auszusteiern. Das Fell blendete mich jetzt förmlich. Ich glaubte zu sehen, daß es die tropisch glühende Zeichnung des Tigerfells mit der

Fließigkeit des Eisbärenpelzes und der Größe der Löwenhaut vereinigte. Ich mußte es um jeden Preis haben. Aber ich brauchte keine weitere Anstrengung zu machen. Der Andere strich die Flagge und der Schatz wurde mir um vier Franken zugeschlagen. Meine Nachbarn beglückwünschten mich — später glaubte ich mich freilich zu erinnern, daß sie dabei eigenthümlich lächelten. Wie auf Wolken schritt ich zum Tisch und nahm mein Fell in Empfang. Da erlebte ich etwas Merkwürdiges. Das Fell schien sich in den wenigen Augenblicken völlig verwandelt zu haben. Es war nicht mehr groß, sondern ganz klein, auch nicht glatt, sondern stellenweise seltsam fahl, dazu mehr schmutzig als natürlich grau und, um es endlich zu sagen, es war ein Hundebalg, der Balg eines kleinen Köters, der in stark räudigem Zustande an Altersschwäche eingegangen sein mochte. Es war die reine Rübezahls-Zauberei.“

„Die Zauberei, die jedesmal eintritt, wenn man erlangt, was man gewünscht hat,“ bemerkte Henneberg. „Du hast den Unterschied zwischen der Sehnsucht und der Befriedigung erfahren.“

„Mag sein. Recht enttäuscht rollte ich meinen Kauf zusammen und da ich jetzt deutlich merkte, daß man rings um mich sicherte, verließ ich den Saal in beschleunigter Gangart und begab mich nach Hause. Je mehr ich mich meiner Wohnung näherte, umso kleinmüthiger wurde ich und ich gestehe, daß ich auf dem Pont neuf einen Augenblick lang den Gedanken hatte,

meinen Schatz in die Seine zu werfen. Da jedoch gerade ein Schutzmann in der Nähe war, unterließ ich es, denn er hätte glauben können, daß ich die Spur eines Verbrechens beseitigen wollte. Ich kam also daheim mit meinem Balge an. Ich nahm mich zusammen und sagte meiner Käthe: Liebes Kind, ich habe im Hotel Drouot etwas gekauft. Von ihrem Gesicht schwand sofort das Lächeln der Begrüßung und eine unheimliche Pause trat ein. Inzwischen war auch meine Mutter in die Stube getreten. Ich zwang mich zu einem scherzhaften Tone und sagte: So, nun seht mal selbst. Dabei breitete ich meinen Hundebalg auf dem Tische aus. Einen Augenblick starrten die beiden Damen das Fell an, dann warf meine Frau es mit einer Miene tiefen Ekels vom Tische, während meine Mutter wortlos zur Thür ging, sie öffnete, das Dienstmädchen hereinrief und ihr kurz befahl: Tragen Sie das hinaus. Ich wagte nicht zu mucken und fühlte mich recht unbehaglich. Minutenlang war Alles still. Endlich fragte Käthe: Und was hat das — das Ding gekostet? Vier Franken, bekannte ich kleinlaut. Neue Pause, dann sagte Käthe: Nun, diesmal ist das Unglück nicht groß; aber jetzt versprichst du mir gleich, daß du nie wieder etwas für die Wirthschaft einkaufst. Und ich mußte damals meiner Frau und meiner Mutter einen großen Eid schwören, daß ich sie nicht mehr durch vortheilhafte Gelegenheitskäufe überraschen würde.“

Henneberg lachte herzlich und Frau Käthe bemerkte:

„Hugo hat seinen Eid treulich gehalten. Das muß ich zu seinem Lobe sagen.“

„Ja,“ sagte Koppel, „das Werthstück hat an einem traulichen Ort Unterkunft gefunden, wo fremde Augen es nicht sehen. Mich aber stärkt es in meinen guten Vorsätzen, so oft ich es erblicke.“

Die Thür ging in diesem Augenblick auf und aus der Nebenstube trat die alte Frau Koppel ein, die inzwischen Zeit gehabt hatte, sich schön zu machen. Sie war von ihrer Schwiegertochter vor dem Kochherd weggeholt worden, hatte ihre Schürze abgebunden und ein schwarzes Seidenkleid angezogen. Die achtzigjährige Frau sah für ihr Alter frisch und kräftig aus. Die mittelgroße Gestalt war etwas gebeugt, aber ihre Bewegungen waren lebhaft, die Augen blickten hell, das Haupt bedeckte dichtes schneeweißes Haar und die Stimme war voll und fest.

„Wir haben einen lieben Gast, Mutter,“ sagte Koppel, „Doctor Henneberg; erinnerst du dich seiner?“

Henneberg trat auf die alte Frau zu und reichte ihr die Hand. Sie hielt sie fest und rief: „Aber Hugo, du scherzest! Was ist da viel zu erinnern? Herr Doctor ist doch erst vor Kurzem hier gewesen! Und wie geht es Ihrer lieben Frau?“

„Du verwechselst, liebe Mutter,“ bemerkte Koppel sanft; „du hast Herrn Doctor Henneberg nicht gesehen, seit wir in Paris sind.“

„Ist es möglich!“ erwiderte Frau Koppel, gab Hennebergs Hand frei und betrachtete ihn aufmerksam;

„ja, mein leidiges Gedächtniß läßt mich ganz im Stich. Ich bin keinen Pfennig mehr werth.“

„Aber gnädige Frau,“ fiel Henneberg ein, „Sie lästern ja. Es gibt viel jüngere Frauen, die Sie um Ihr Aussehen beneiden würden. Die Pariser Luft scheint Ihnen wunderbar zu bekommen.“

„Ja, ja, mit allem Andern geht es noch so leidlich. Nur der arme Kopf will nicht mehr. Aber wollen wir nicht essen gehen?“

„Wie du willst, Mutter,“ gab Frau Käthe zurück.

Durch die anstoßende einfenstrige Stube, die Koppels Schreibtisch und Bücherschränke enthielt, versügte sich die Gesellschaft in das darauf folgende Eßzimmer, dessen beide Fenster gleichfalls auf den großen lichten Hof sahen. Auch dieser Raum hatte einen rothen Fliesen-Estrich, dessen größten Theil ein Korkteppich bedeckte. In eine halbrunde Wandnische war ein kaum vorspringender Ofen von braunen gerieften Kacheln gemauert. Die Wände zeigten bis zu Gürtelhöhe eine Nußholz nachahmende Täfelung aus Stuck. Die Einrichtung bestand aus einem großen runden Tisch, einfachen Rohrstühlen, einem schweren Speiseschrank, einem gewaltigen Großvaterstuhl mit Fußbank und quer über die Lehne geschlungener Schlummerrolle und einer deutschen Pendeluhr in polirtem Holzkasten, die zwischen den Fenstern hing.

Die beiden Kinder des Koppel'schen Ehepaares begrüßten die Eintretenden. Der sechzehnjährige Oskar war ein aufgeschossener, schmalknochiger, etwas blasser

Junge mit einer kaum zu bewältigenden Fülle dunkelblonden Haares, träumenden blauen Augen und einem früh ernsten Mund, den der erste Anflug eines lichten Schnurrbärtchens leise betonte. Seine Schwester Elsa, um ein Jahr älter als er, hatte die matte Haut der Mutter, doch war sie bei dem siebenzehnjährigen Mädchen fein und durchscheinend wie geglätteter Marmor und wie von innen heraus durch ein gedämpftes Licht geheimnißvoll erhellt. Ihre mittelgroße Gestalt zeigte bereits entwickelte runde Linien. Die großen braunen Augen guckten fröhlich in die Welt. Abweichend von der herrschenden Mode war das altgoldig braune Haar von der Stirn glatt zurückgekämmt und in einen einzigen schweren Zopf geflochten, der frei in den Rücken hing und bis über die Mitte reichte. Die etwas starken frisch rothen Lippen machten in dem einheitlichen Milchton des vollen Gesichtes eine auffallende Farbenwirkung, die den Blick, insbesondere den männlichen, gebieterisch anzog und bannte. Henneberg's Augen weilten bei der Vorstellung so überrascht und bewundernd auf dem blendenden Mädchenantlitz, daß es langsam bis zu tiefem Purpur erröthete und erst nach Minuten zu seinem reinen Weiß zurückkehrte.

Alle setzten sich, Henneberg zwischen die alte Frau Koppel und Frau Käthe, und während das Dienstmädchen, eine ältliche, mürrisch aussehende Person, die duftende dicke Erbsuppe mit Speck auftrug, sagte Koppel: „Wie du siehst, leben wir vollständig nach



deutscher Art, die Hauptmahlzeit mit vorschriftsmäßiger Suppe Mittags.“

Henneberg nickte und wandte sich an Frau Koppel: „Haben Sie es schwierig gefunden, sich hier einzuleben, gnädige Frau?“

„Ach Gott!“ rief die alte Frau und legte den Suppenlöffel nieder; „kann man sich denn hier überhaupt einleben? Diese allgemeine Schlumperei, diese verkehrten Einrichtungen, dieses unpraktische Wesen, es ist schrecklich. Und was mich am Meisten empört, das ist, daß die Leute immerzu die Augen verdrehen, wenn sie bloß den Namen Paris hören. Paris! Das wundervolle Paris! Die erste Stadt der Welt! Und nun sehe man sich mal die erste Stadt der Welt an.“

Oskar und Elsa, die neben einander saßen, tauschten rasch einen vergnügten Blick aus und hatten sichtlich Mühe, ein Lächeln zu verbeißen. Koppel sprach sanft: „Mutter, bitte, deine Suppe wird kalt.“

„Ja wohl,“ erwiderte Frau Koppel und nahm hastig den Löffel wieder auf. Abwechselnd essend und sprechend fuhr sie mit großer Geläufigkeit und wachsendem Eifer fort, wie Jemand, der glücklich ist, sich über einen Lieblingsgegenstand auslassen zu können:

„Hier die Wohnung! Die reinen Puppenstuben. Man stößt an die Decke, wenn man sich reckt. Vom Speiseschrank haben wir den Aufsatz wegnehmen müssen, sonst war er zu hoch. Das hübsche Möbel ist jetzt ganz verschändet. Und dieses Backsteinpflaster in Wohnzimmern anständiger Menschen. Bei uns sehen Kuh-

ställe so aus. Und nichts kann man haben, was man braucht. Werden Sie es glauben, Herr Doctor, daß man in der ersten Stadt der Welt keine Teltower Rübchen bekommt?“

Henneberg lächelte. „Die fehlen Ihnen wohl sehr?“

„Ich weiß gar nicht mehr, wie sie schmecken,“ seufzte Frau Koppel. „In den zwanzig Jahren, seit wir von Berlin weg sind —“

„Es sind doch erst elf Jahre, Mutter,“ wandte Frau Käthe ein.

„Seien es elf Jahre. Kurz, ich habe, seit ich hier bin, keine Teltower Rübchen über die Lippen gebracht. Aber das gräßlichste sind die Dienstboten. Danken Sie Gott, wenn Sie davon nichts wissen. Bierzig, fünfzig Franken Lohn im Monat, daß mir die Augen übergehen. Wein zu jeder Mahlzeit — ich bitte Sie, Herr Doctor! Das hat doch bei uns nicht einmal ein Rittergutsbesitzer! Und Dessert, ja wohl, Dessert und schwarzen Kaffee müssen sie haben, sonst bleiben sie nicht. Und bei allen Einkäufen fordern sie einen Sou vom Franken und wenn ich es nicht leide, so steckt ihnen der Geschäftsmann das Geld hinter meinem Rücken zu. Das ist doch der reine Diebstahl und ich muß es mir schweigend gefallen lassen, sonst behalte ich kein Mädchen einen Tag.“

„Diese Ausbeutung der Herrschaft durch die Dienstboten im offenen Einverständnis mit den Geschäftsleuten ist in der That ein häßlicher Zug,“ bemerkte Henneberg.

„Eine Bürgerschaft, die sich widerstandlos in dieser Weise berauben läßt, verräth, daß sie nicht mehr die Kraft und den Muth besitzt, ihre Reichthümer gegen dreist zugreifende Fäuste des Volkes zu vertheidigen,“ fiel Koppel ein; „die Leute lassen sich hier ohne zu mucken von ihren Lieferanten im Bunde mit den Dienstboten plündern, weil sie fühlen, daß es auch mit ihrem Recht auf ihr Vermögen nicht zum Besten bestellt ist. Sie opfern den Theil als Lösegeld für das Ganze.“

„Bist du noch immer ein so wüthender Socialist?“ fragte Henneberg.

„Hugo redet noch manchmal so, um mich zu ärgern,“ erwiderte Frau Käthe rasch, „aber er läßt es zum Glück bei blutdürstigen Tischgesprächen bewenden. Von der Bewegung hat er sich Gott sei Dank zurückgezogen.“

„Im fremden Lande habe ich kein Recht, politisch zu wirken,“ murmelte Koppel.

Seine Mutter hatte während dieser Zwischenrede nicht aufgehört, an ihren Aerger über die Pariser Dienstboten zu denken, und sie fuhr fort, ihr Herz auszuschütten.

„Und wenn sie noch wenigstens etwas taugten! Aber sie sind faul wie die Sünde und verstehen von der Arbeit so viel wie ein Pressstein. Solch eine Person hat ihre Kammer auf dem Speicher, am Abend verschwindet sie, des Morgens kommt sie herunter, wann es ihr gefällt; wird mal Nachts ein Kind unwohl, so müssen wir selbst aufstehen und Lindenblüthenthee

kochen; in der Frühe bin ich immer schon in der Küche, wenn die Person so gnädig ist, zu erscheinen. Waschen ist nicht. Die ganze Wäsche muß aus dem Hause gegeben werden. Und diese hiesige Wascherei, ich glaube das Zeug wird einfach in Vitriol gestippt. Wenn es zweimal bei der Waschfrau gewesen ist, zergeht es wie Zunder. Und es riecht auch nach Pech und Schwefel und allen Hölle-Gewürzen. Den Fußboden schrubben, das ist auch unter der Würde der Dienstboten. Dazu müssen wir einen besondern Mann kommen lassen, der uns einmal in der Woche die Wohnung verpestet. Und die Kocherei! Die Fleischbrühe wird für mehrere Tage auf einmal gekocht oder gar quartweise beim Schlächter gekauft.“ Die alte Frau schüttelte sich bei dem Gedanken. „Ueberhaupt: nur sich nicht anstrengen, nur Alles hübsch gemächlich thun, das ist die große Regel in der Pariser Küche. Wenn um sieben gegessen werden soll, springt die Hausfrau um sechs auf die Straße hinunter, kauft ohne zu handeln irgend einen Efel von einer Karre, dann pitsch, patzsch, hast du nicht gesehen, in fünf Minuten ist Alles fertig. Es ist aber auch danach.“

„Du willst, daß die Frau täglich sechzehn Stunden am Kochherd verbringe,“ bemerkte Koppel; „das ist nicht das Ideal der Pariser Hausfrau.“

„Ich will,“ gab Frau Koppel empört zurück, „daß Alles, was man thut, mit Liebe gethan wird. Hier fehlt die Liebe. Wie bei den Hausfrauen, so bei den Dienstboten. Was nicht niet- und nagelfest ist, wird

kurz und klein geschlagen, die Waschlappen verschwinden nur so wie durch Hexerei, wenn man den Personen nicht beständig auf den Hacken säße, würde man rasch im Schmutz umkommen.“

Der Redefluß der alten Frau wurde nur jeweils durch den Eintritt der Dienstmagd unterbrochen, die der Reihe nach Kohl mit Kalbschnitzel, ein gebratenes Huhn und eine Torte auftrug. Dem Huhn, das kaum lau war, und der kunstvollen Torte merkte man an, daß sie im letzten Augenblick aus dem Laden geholt worden waren, um den unerwarteten Gast durch ein reicheres Mahl zu ehren.

Koppel und Frau Käthe nahmen wiederholte Anläufe, sich der Führung des Gesprächs zu bemächtigen, aber Frau Koppel ließ sich das Wort nicht entreißen und fuhr unerbittlich fort, ihren aufgehäuften Unmuth über die Eigenthümlichkeiten des Pariser Lebens zu lüften.

„Wir müssen uns schämen, daß wir Ihnen nicht mal etwas Preiselbeeren oder eine Senfgurke zum Braten vorsehen können, aber das ist Alles nicht zu haben in dieser ersten Stadt der Welt. Dafür gibt es hier andere Wunder. Wissen Sie, Herr Doctor, was eins meiner ersten Erlebnisse hier war? Ich kaufte in der Markthalle eine Gans, die besonders voll und rund aussah und nicht zu theuer war. Als ich sie dann zu Hause öffnete, fand ich ihren Bauch mit altem schmierigem Papier vollgestopft. Das thun hier die Geflügelhändler!“

Henneberg schauderte nicht ganz so heftig, wie Frau Koppel erwartet hatte, doch fragte er sie höflich: „Sie gehen selbst einkaufen, gnädige Frau?“

„Das läßt sich meine Schwiegermutter nicht nehmen,“ erwiderte Frau Käthe für sie, wie um sich zu entschuldigen.

„Wenn ich das nicht thäte, würden uns die Dienstboten ja das Weiße aus den Augen stehlen!“ rief Frau Koppel.

„Wie verständigen Sie sich denn mit den Händlern? Oder haben Sie Französisch gelernt?“

„Dem bin ich bisher entgangen,“ antwortete Frau Koppel, ohne die Absicht, einen Witz zu machen. „Ich rede mit den Leuten deutsch und sie verstehen mich ganz gut. Sie sagen mir wohl vieille Prussienne, wenn ich handle, aber daraus mache ich mir nichts und ich kaufe doch besser ein als alle die Pariser Hausfrauen, die sich aus lauter Bornehmheit das Fell über die Ohren ziehen lassen und dazu bezaubernd lächeln.“

„Sind Sie mit Paris auch so unzufrieden wie Ihre Großmama, Fräulein?“ wandte Henneberg sich zum erstenmal an Elsa, die wieder tief erröthete und schüchtern erwiderte: „Ich kenne nichts Anderes als Paris und bin gern hier.“

„Ja, die Kinder sind schon die reinen Franzosen,“ murkte ihre Großmutter; „sie parliren auch unter einander um Alles in der Welt nur französisch, wohl um die alte Frau zu ärgern.“

„Dich ärgern!“ rief Elsa diesmal mit voller Stimme, „ist es nett, so etwas zu sagen? Du weißt doch, wie lieb wir unser Großmama haben.“ Sie sprach zwar unverkennbar das Berliner Deutsch ihrer Eltern und Großmutter; aber die etwas zu volle Bewerthung der Endsilben, die eigenthümliche Aussprache einzelner Mitlauter und der Tonfall des Satzes gaben ihrer Redeweise dennoch einen leisen Beigeschmack von Fremdheit.

„Elsa und Oskar waren ganz klein, als wir nach Paris kamen,“ sagte Koppel; „sie sind immer in französischen Schulen gewesen, so ist ihnen Französisch in der Unterhaltung das Natürlichste.“

„Haben Sie keinen deutschen Umgang?“ fragte Henneberg Frau Käthe.

„Kaum. Wir kennen die Eltern einiger Schüler meines Mannes, aber das sind alles steinreiche Leute, mit denen wir nicht verkehren können. Sonst verirren sich nur ab und zu deutsche Lehrer und Lehrerinnen zu uns, die durch uns eine Stellung zu erlangen hoffen. Umgang kann man das nicht nennen.“

„So leben Sie hier ganz vereinzelt?“

„Wir müssen uns genügen. Aber Sie wollten uns ja erzählen, wie es Ihnen immer ergangen ist und wie Sie nach Paris verschlagen worden sind, Herr Doctor.“

Frau Käthe war erfreut, daß das Gespräch von den Wirthschaftskümmernissen ihrer Schwiegermutter

abgelenkt war, und sie suchte zu verhindern, daß es wieder in jenes Geleise zurückfiel.

Henneberg strich sich den braunen Schnurrbart, der eben so wohlgepflegt war wie der kurzgehaltene spitz zugeschnittene Kinnbart, und schwieg eine kleine Weile. Dann sprach er etwas zögernd: „Ja, gnädige Frau, das hängt wunderbarlich zusammen. Ich müßte mit Ihnen einige Kapitel meiner Lebensgeschichte durchblättern, die Ihnen märchenhaft erscheinen würden, wenn Sie meiner Anfänge gedenken.“

„Umso besser, Herr Doctor,“ rief Frau Käthe, „blättern wir. Ich bin eine große Freundin von Märchen.“

Elsa warf verstohlene Blicke auf Henneberg, während Oskar ihm mit Spannung voll in die Augen sah.

„Als Sie Berlin den Rücken wendeten,“ begann Henneberg, „ließen Sie mich als Lehrer am Realgymnasium, nicht wahr? Wir hatten da unter den Schülern einen Südamerikaner, du mußt dich seiner noch erinnern, Koppel. Weißt du wohl: der junge Pedro Moreno.“

„Ja wohl, der kleine pfefferkuchenfarbene Kerl mit den immer schläfrigen schwarzen Augen, der trotz aller Strafen das Cigarettenrauchen in den Schulgängen nicht lassen konnte.“

„Ganz richtig. Du hast auch vielleicht nicht vergessen, daß ich ihm Nachhilfe zu geben hatte.“

Koppel nickte.



„Ein solches Maulthier an fröhlicher Verstocktheit und geduldigem Widerstand ist mir im ganzen Leben nicht wieder vorgekommen. Er hat vier Jahre bei uns zugebracht, nach deinem Abgang noch zwei Jahre. Deutsch hat er zuletzt geradebrecht wie ein wasserpolackischer Refrut. Alle anderen Fächer waren ihm gleichmäßig unheimlich. Französisch war das einzige, wozu er Neigung hatte, und das eignete er sich auch leidlich an. Trotz meiner jahrelangen Presse war es mir nicht möglich, ihn durch die Reiseprüfung zu lootfen. Er fauste durch wie eine Lawine. Bei einem zwanzigjährigen Jungen ist ein solcher Plump noch gar nicht vorgekommen. Meinen guten Moreno focht das nicht an. All meinem Zureden zum Troße verzichtete er darauf, den Versuch zu wiederholen, und kehrte nach seinen entmuthigenden deutschen Schulerfahrungen in seine Heimath Venezuela zurück. Ich hatte im jahrelangen täglichen Verkehr den faulen Bengel lieb gewonnen und wir unterhielten einen ziemlich regen Briefwechsel, der mich in den Stand setzte, gediegene Schüler mit venezolanischen Briefmarken zu erfreuen.“

Ueber Dskars Antlitz huschte ein verständnißvolles Grinsen.

„Etwa ein Jahr, nachdem der Bursche Berlin verlassen hatte, bekam ich eines Tages ein Schreiben von ihm, das mich zuerst verblüffte und dann sträflich unterhielt. Er theilte mir mit der ihm eigenen Gelassenheit mit, sein Dheim sei Präsident der Republik geworden und

habe ihn zum Vorsteher seines Civilkabinetts ernannt. Eine der ersten Regierungshandlungen seines Oheims sei es gewesen, mir auf seinen Vorschlag das Großoffizierkreuz des Ordens der Büste Bolivars zu verleihen. Ich solle daraus ersehen, welche treue Anhänglichkeit er seinem Lehrer bewahre. Mein erster Eindruck war: der Junge ulkt oder ist verrückt geworden. Doch nein, es stimmte. Wenige Tage später schickte mir nämlich der venezolanische Geschäftsträger zugleich mit einem amtlichen Glückwunschsreiben das Ordensdiplom und das Abzeichen ins Haus, einen Stern, so groß wie ein Wagenrad.“

„Haben Sie ihn bei sich, Herr Doctor?“ platzte Oskar heraus. Ein strenger Blick seines Vaters wies ihn zur Ruhe.

„Nein,“ antwortete Henneberg lächelnd, „man kann ihn überhaupt nur zu Pferde tragen. Für einen Fußgänger ist er zu herrlich. Gerade seine blendende Pracht gab mir den Gedanken ein, die Erlaubniß zu seiner Annahme vorschriftsmäßig nachzusuchen. Das geschieht auf dem Instanzenwege. Schon der Direktor machte ein merkwürdiges Gesicht, als er meine Eingabe sah, doch sagte er nichts. Etwa drei Wochen später ließ er mich in sein Zimmer rufen und fragte mich unvermittelt: Ist Ihnen an dem amerikanischen Suppenorden viel gelegen? Der Ton und der Ausdruck gefielen mir nicht und ich erwiderte: Hm! Suppenorden! Es ist eine bei uns anerkannte Auszeichnung eines gesitteten Staates. Darf ich wissen, weshalb Sie fragen, Herr

Direktor? Er zögerte ein wenig, dann meinte er mit gezwungener Leichtheit: Nehmen Sie mir's nicht übel, Doctor Henneberg, aber sehen Sie, Sie sind noch nicht einmal Oberlehrer und wir haben bereits Professoren an der Schule, die noch nichts im Knopfloch haben. Sie haben vielleicht nicht bedacht, wie es auf Ihre dienstälteren Kollegen wirken würde, wenn sie Sie — verzeihen Sie, ich möchte Ihnen nicht nahe treten — wenn sie Sie mit einem Negerstern umherstolzieren sehen würden. Ich bekenne, daß mir das Blut ein wenig zu Kopfe stieg und daß ich vom Stuhl auffuhr. Der Direktor wurde darauf doppelt väterlich, drückte mich auf den Sitz zurück und schmeichelte: Folgen Sie meinem Rath, lieber Doctor Henneberg, und ziehen Sie Ihr Gesuch zurück. Ihr Stern würde Ihnen beim Vorwärtskommen sicher hinderlich sein, Ihr bescheidener Verzicht dagegen Ihnen erheblich nützen. Ich dankte für sein Wohlwollen und erklärte kurz, daß ich keinen hinreichenden Grund sähe, meine Eingabe zurückzunehmen. Damit hatte die denkwürdige Unterredung ein Ende. Vierzehn Tage später erhielt ich mein Gesuch mit dem Bescheid zurück, daß es abgewiesen sei. Das ärgerte mich und ich ging auf das Kultusministerium, um mich nach dem Grunde der Ablehnung zu erkundigen. Man wollte zuerst nicht mit der Sprache heraus, dann hieß es, der Widerstand rühre vom auswärtigen Amte her. Ich nahm die neue Spur auf und gelangte bis zu einem vortragenden Rath, der mir äußerst kurz an-

gebunden eröffnete, es seien in der Angelegenheit schwere Verstöße begangen worden, die venezolanische Regierung habe gegen alles Herkommen versäumt, diesseits vorher anzufagen, ob die Ordensverleihung auch genehm sei, und es gehe nicht an, einem Staatsdiener, den man kaum in die fünfte Rangklasse einreihen könne, eine Auszeichnung zuzuwenden, auf die nur ein Generalmajor oder ein Wirklicher Geheimer Oberregierungs-rath Anspruch habe. Sehr ungnädig verabschiedet, hielt ich mich noch bei einem mir befreundeten Hilfsarbeiter einige Minuten auf und hier wurde mir endlich die wirkliche Lösung des Räthfels: der vortragende Rath besaß selbst das Komthurkreuz der Büste Bolivars und empfand es als eine persönliche Beleidigung, daß ein kleiner Lehrer im Orden einen höhern Rang einnehmen sollte als er.“

„Echt amtlich!“ bemerkte Koppel lachend.

„Du magst mir glauben, Koppel: an dem Ordensblech lag mir nichts. Aber die Abweisung empfand ich als Ungerechtigkeit und die Hochnäsigkeit des vortragenden Rathes verdroß mich. Ich sackelte nicht lange und faßte im ersten Aerger einen äußersten Entschluß: ich gab meine Stelle auf.“

„Ach was,“ rief Koppel, „wegen der Büste Bolivars?“

„Nein. Wegen der mir zugefügten Kränkung. Der Streich war ein bißchen verrückt, denn ich hatte nichts als ein paar Privatstunden und ahnte nicht, wie ich zu etwas Ergiebigerem gelangen sollte. Aber meine

Schußligkeit ward mir zum Heile, wie du gleich sehen wirst. Ich erzählte meinem kleinen Moreno in einem ausführlichen Briefe mein Abenteuer und sagte zum Schlusse, da er nun ein so großer Herr geworden sei und seine erste Guld mich um mein Brod gebracht habe, so solle er doch seinem Oheim, dem Präsidenten, nahelegen, mich auf einen Lehrstuhl in Caracas zu berufen. Ich sah dies zwar als einen Scherz an, aber im Geheimen war ich doch nicht ganz ohne Hoffnung, daß meine Anregung einen Erfolg haben könne, und ich erwartete die Antwort Morenos mit Spannung. Sie kam fast umgehend, das heißt immerhin nach etwa zwei recht trübseligen Monaten, und sie war verblüffend. Hier, gnädige Frau, beginnt das Märchen.“

„Bravo!“ sagte Frau Käthe und markirte ein Händeklatschen.

„Moreno schrieb, er habe für mich etwas Besseres als einen Lehrstuhl und die Verwendung, die er mir zgedacht, habe, wenn nicht mit der höhern Mathematik, doch mit der Arithmetik zu thun, schlage also immerhin noch in mein Fach. Venezuela sei im Begriff, eine große Anleihe, sechs Millionen Pfund, aufzunehmen, in London oder in Paris, wo es am leichtesten sei, und er habe erlangt, daß sein Oheim mich beauftrage, die Verhandlungen mit den Bänkern zu führen. Die näheren Unterweisungen, auch der Check für die ersten Reisekosten, würden in den nächsten Tagen eintreffen. Das geschah denn auch. Ich erhielt Vollmachten, amtliche Einführungen bei den Vertretungen von Venezuela

und großen Geldleuten in London und Paris und eine Anweisung auf zweihundert Pfund. Diese Wendung meiner Geschichte versetzte mich in einen gelinden Taumel. Du wirst aber lachen, wenn ich dir erzähle, wie sehr ich damals noch Schulmeister war. Ich reiste zwar unverzüglich nach Paris und begann mich mit meinem Auftrag zu befassen, bat aber inzwischen in einem schüchternen Brief an Moreno um ein Wort der Aufklärung darüber, ob ich im venezolanischen Finanzdienst dauernd angestellt sei und mit welchem Gehalte, oder ob ich meine Verwendung nur als zeitweilige anzusehen habe. Bis Morenos Antwort eintraf, hatte ich freilich Zeit genug gehabt, die Kindlichkeit meiner Erkundigung zu begreifen und die Heiterkeit zu theilen, die Moreno, wie er mir schrieb, beim Lesen meines Briefes ergriffen hatte.“

„Ich bin wohl sehr begriffsstüzig“, bemerkte Koppel, „aber ich kann nicht einsehen, weshalb deine Frage kindlich gewesen sein soll.“

„Du bist ein tugendhafter Mann,“ erwiderte Henneberg, zum erstenmal etwas überlegen. „Wenn er für einen Raubstaat sechs Millionen Pfund besorgt, so hat der ehrliche Makler seinen Lohn dahin und kann auf eine dauernde Anstellung in Venezuela verzichten.“

„Raubstaat? Eben nanntest du das Land einen gefitteten Staat.“

„In unserer Zeit beginnen die beiden Begriffe sich ungefähr zu decken.“

„Wird der Vermittler eines solchen Geschäfts so gut bezahlt?“ fragte Frau Käthe. Sie brannte zwar unverkennbar vor Neugierde, war aber zu wohlgezogen, um sich deutlicher zu machen.

„Er bezahlt sich selbst,“ gab Henneberg lächelnd zurück, „und es kostet ihn keine Ueberwindung, gegen sich nicht knauserig zu sein. Die damalige Arbeit erforderte etwa drei Monate. Sie bestand wesentlich darin, daß ich täglich ein- bis zweimal mit klugen Leuten und Feinschmeckern erster Klasse zu speisen hatte, und sie brachte mir ein vielfaches von dem ein, was ich als Berliner Mittelschullehrer während weiterer dreißig Jahre verdient hätte, alle Alterszulagen und Beförderungen einbegriffen.“

„Das kann ich mir nicht ausrechnen, es ist zu verwickelt,“ murmelte Frau Käthe enttäuscht.

Henneberg that, als hätte er nicht verstanden. „So bin ich vom Lehrer der Mathematik zum Finanzmann geworden und bin es geblieben, denn ich habe erkannt, daß die Finanzpraxis die eigentliche höhere Mathematik ist, nicht die, welche ich gegen ein lächerliches Gehalt lehrte.“

„Und nach jener Reise blieben Sie in Paris, Herr Doctor?“ fragte Frau Käthe.

„Nicht gleich, gnädige Frau, ich trieb mich zuerst eine Weile herum, ich wußte ja noch nichts von der Welt. Nach etwa dreijährigem Bummeln schien mir meine Sammlung von Eindrücken ziemlich vollständig und ich pflanzte hier mein Zelt.“

„Wenn ich nicht irre,“ bemerkte Koppel, „zahlt Venezuela nicht mehr die Zinsen seiner berühmten Anleihe und das Papier ist ungefähr werthlos?“

„Ganz richtig.“

„Macht dir das nichts?“

„Nicht das Geringste. Du glaubst doch nicht etwa, daß ich mein Geld in dieser Anleihe anlegte?“

„Nein — aber die es gethan haben?“

„Soll ich sie etwa schadlos halten? Ich erhebe keinen Anspruch darauf, heilig gesprochen zu werden. Aber ich sehe zu meinem Erstaunen, daß du in finanziellen Dingen Bescheid weißt.“

„Ein wenig. Sie interessieren mich, weil man da den Kapitalismus gleichsam auf frischer That ertappt.“

„Der Socialist schlägt dir wieder in's Genick. Ich habe gelernt, die Dinge anders anzusehen. Ich habe vom Baum der Erkenntniß gegessen. Da werden bekanntlich die Augen aufgethan und man weiß nicht länger, was gut und was böse ist.“

„In der Bibel heißt es anders,“ meinte Frau Käthe.

„Das ist eben der Unterschied zwischen damals und jetzt,“ erwiderte Henneberg und seine Augen blickten grausam.

Der Nachtsich, Käse und Trauben, war verzehrt. Frau Käthe erhob sich, um in das Wohnzimmer zurückzukehren, wo der Kaffee getrunken werden sollte. In diesem Augenblicke schwirrten aus dem Hofe dünne Geigentöne herauf, begleitet von einem mit heiserer Stimme gesungenen Liede. Henneberg warf einen Blick



durchs Fenster und sah unten einen langen, hagern Menschen mit langem, wirrem, halbergrautem Haar, in einem langen, schlotterigen Ueberzieher von unbekannter, gräulich gelblich rostbräunlicher Farbe, der einen schmachtvollen Filzhut vor sich auf den Boden gelegt hatte und zu seinem Gesang und Gefiedel eine Art Tanz aufführte. Die hüpfende Weise des lustigen Gassenhauers, dessen Reimsilben kräftiger hervorgequieft und mit einem triumphirenden Ausfahren des Fiedelbogens unterstrichen wurden, und die tollen Bocksprünge des hopfenden Mannes bildeten einen so jämmerlichen Gegensatz zu seinen eingefallenen Wangen, der fahlen Hungerfarbe seines Gesichts und dem allgemeinen Elend seiner Erscheinung und Kleidung, daß einen etwas empfindsamen Zuschauer das Weinen eher ankommen konnte als das Lachen.

„Einen Hoffänger, der zugleich geigt und tanzt, habe ich noch nicht gesehen,“ bemerkte Henneberg. „Der arme Teufel ist in seiner Weise ein Talent. Er hat etwas Neues gefunden. Dafür verdient er Aufmunterung.“ Er zog eine goldene Ringelbörse aus der Tasche, holte ein Zweifrankenstück hervor, öffnete das Fenster und warf die Münze dem Fiedelmann vor die Füße. Der Beschenkte unterbrach sich, las das Silber auf, starrte es überrascht an und blickte dann fragend zum Spender empor, der leicht mit dem Kopfe nickte. Da hob der Bettelgeiger ein neues Lied an, das er hervorjauchzte, so stark es seine erschöpfte Fuselkehle vermochte, und tanzte dazu in einem weiten Kreise um

feinen Schlapphut mit solchem Froschbein-Geschlenker, daß man vor einem Beinbruch Angst bekommen konnte. Henneberg's Freigebigkeit hatte auf die alte Frau Koppel und auf Oskar Eindruck gemacht. Sie war auch von zwei jungen Mädchen bemerkt worden, deren hübsche Köpfe schräg gegenüber an einem Fenster des ersten Stocks sichtbar wurden. Sie blinzelten neugierig herüber und lächelten Oskar und Elsa einen Gruß zu, als sie an's Fenster traten, um es zu schließen, nachdem Henneberg sich weggewendet hatte. Die Geschwister blieben mit ihrer Großmutter im Eßzimmer zurück, als ihre Eltern sich mit Henneberg in den Salon begaben.

„Wenn du rauchen willst,“ sagte Koppel, „dann bitte, meine gute Käthe hat nichts dagegen.“

Henneberg verneigte sich dankend gegen Frau Käthe, stellte den Kaffee, den die mürrische alte Magd aufgetragen und in dem er mit mühsam verhehltem Grauen Cichorie gespürt hatte, auf den Kamin, zog eine große silberne Cigarrentasche, mit seinem vollen Namenszuge in erhöhten Goldbuchstaben schrägüber, hervor und entnahm ihr ein verforktes Probegläschen, worin eine Cigarre steckte. Koppel sah neugierig zu, wie er mit einem feinen Korkzieher, der an seiner Gürtelkette hing, den Pfropfen entfernte und die Cigarre aus dem gläsernen Behälter fischte.

„Was ist das für Ceremonie?“

„Es ist allerdings eine Neuheit. Auf diese Weise bewahrt das Kraut seine Blume besser. Willst du

nicht versuchen?“ Er hielt ihm ein zweites Glasrohr hin.

„Danke, wenn du erlaubst, will ich bei meinem Sauzahn bleiben.“ Und Koppel hängte sich in den Mundwinkel eine kurze Weichselholzpfeife, die ihm seine Frau kunstgerecht und mit Liebe gestopft hatte.

„Sie leben also jetzt dauernd hier?“ knüpfte Frau Käthe wieder an.

„Dauernd? Das weiß ich selbst nicht. Das köstlichste Vorrecht der Unabhängigkeit ist ja gerade, daß man sich Einfälle gestatten darf. Aber vorerst behagt es mir hier ganz gut. Ich habe mich sogar einigermaßen gebunden; ich bin nämlich wie Sie Sklave einer Wohnungseinrichtung. Doch nun,“ fuhr Henneberg fort, „habe ich nachgerade genug vom hassenswerthen Ich gesprochen. Jetzt erzähle mal etwas von dir.“

Koppel zog nachdenklich einige Wolken aus seinem Stummel und erwiderte nach einer kleinen Pause: „Eigentlich habe ich keine Geschichte, seit wir einander aus den Augen verloren haben. Schulmeister war ich, Schulmeister bin ich, Schulmeister werde ich wohl bleiben. Venezolanische Märchen haben sich in meinem Leben nicht zugetragen.“

„Paperlapap. Ein Stück Märchen blüht in jedem Menschenleben. Man muß es nur suchen. Hast du denn keinen Sinn dafür, wie fabelhaft es ist, daß wir hier als eingetragene Pariser Bürger und Steuerzahler beisammensitzen, wir, die wir uns beide vor elf Jahren

mit der süßen Jugend eines Berliner Realgymnasiums beruflich geärgert haben?“

„Allerdings. Dieser Scenenwechsel war unvorhergesehen. Er bedeutet aber nicht viel mehr als auf der alten Bühne Shakespeares. Eine Tafel mit der Inschrift: „Wald und Feld“ wird weggenommen, eine andere mit den Worten: „Straße vor dem Königspalast“ wird an ihre Stelle gesetzt und die Handlung geht ohne Knick glatt weiter. Meine Arbeit ist die nämliche wie ehemals. Nur meine Bethätigung im öffentlichen Leben ist mir jetzt versagt. Das ist der ganze Unterschied.“

„Fehlt dir der Qualm und Bierduft der Volksversammlungen?“

„Sehr.“

„Du bist ein rührender Schwärmer. Wie bist du aber nach Paris verpflanzt worden?“

„O, das weißt du nicht? Auf die glatteste Weise. Wie ich von der Schule abging, das ist dir vielleicht noch erinnerlich.“

„Gewiß, alter Freund. Du warst als thätiger Socialist gezeichnet und nach den Kaiserattentaten wurde dir die Wahl gelassen, dich entweder öffentlich von der Umsturzpartei loszusagen oder deine Stellung aufzugeben. Du schwanktest keinen Augenblick und gabst deine Stellung auf. Du warst ein Mann. Laß mich dir noch jetzt dafür die Hand drücken.“ Und er streckte Koppel die Rechte hin.

Koppel schlug leicht ein und erwiderte: „Jeder anständige Mensch hätte an meiner Stelle das Gleiche gethan. Wenn bei der Sache ein Verdienst ist, so hat meine Käthe es erworben. Es war ihr und der Kinder Brod, was ich aufgab, und wenn sie nicht tapfer gewesen wäre —“

„Lobe mich nicht, lieber Hugo,“ fiel Frau Käthe ein, „ich hätte doch kein Brod essen mögen, wofür du deine Ueberzeugung hingegeben hättest.“

„Nicht jede Frau spricht so,“ sagte Henneberg.

„Ich bedaure die Frau, die den Gedanken erträgt, daß sie ihrem Mann eine Bürde oder Kniefessel ist,“ gab Frau Käthe zurück.

„Käthes Tapferkeit ist um so rühmlicher,“ fuhr Koppel fort, „als sie meine socialistischen Gesinnungen niemals gebilligt hatte. Der einzige Zweck ihrer Gardinenpredigten war immer meine Befehrung zu konservativen Anschauungen gewesen.“

„Gardinenpredigten! Aber Hugo!“

„Na kurz, wir lagen auf der Straße. Was beginnen? Bei einem Blatte der Partei anzukommen suchen? Das wäre vielleicht nicht aussichtslos gewesen, aber wir hätten uns mit schmalen Bissen begnügen müssen und die Wetterwolke der Ausweisung drohte fortwährend über meinem Kopfe. In dieser sorgenvollen Zeit las ich eines Tages eine Zeitungsanzeige, in der für eine deutsche Privat-Mittelschule im Auslande ein erfahrener Lehrer der klassischen Sprachen und Geschichtsfächer gesucht wurde. Ich schrieb sofort

an die bezeichnete Adresse, natürlich mit Angabe der Gründe meines Abganges, und hatte die Freude, daß mein Anerbieten angenommen wurde. So sind wir Pariser geworden.“

„Und deine socialistische Partei-Thätigkeit hast du hier aufgegeben?“

„Das ist der Humor davon. Denn unter dieser Bedingung hätte ich ja ruhig in Berlin bleiben können. Aber hier bedeutete mein Verzicht auf politisches Wirken in der Oeffentlichkeit kein Opfer meiner Selbstachtung.“

„Ob es dir hier gut geht, brauche ich nicht erst zu fragen, da ich dich heute beim Ankauf behäbiger Werthpapiere belauscht habe.“

Henneberg konnte einen Gönnernton millionärischer Herablassung bei diesen Worten nicht völlig unterdrücken.

Koppel wechselte mit seiner Frau einen raschen Blick und erwiderte lächelnd: „Du deutest das Zeichen vielleicht nicht ganz richtig. Meine Frau hat einige tausend Mark geerbt und das Geld mußte angelegt werden. Schließe also nicht etwa, daß ich mit meinem ungeheuern Einkommen nur fertig werden kann, indem ich mir dafür von Zeit zu Zeit Consols eintausche.“

„Ich wünsche dir jedenfalls dergleichen vom Herzen. Sie leben gewiß gern in Paris, gnädige Frau?“

„Wo mein Mann ist, da ist meine Heimath, Herr Doctor. In meinen vier Pfählen merke ich übrigens nicht viel, ob die Stadt so oder so heißt. Freilich, die

Kinder wachsen heran und das gibt besondere Sorgen. Hier müssen sie unvermeidlich Franzosen werden und das ist doch so eine Sache. Und ihnen in Deutschland eine Zukunft zu bereiten ist in unseren Verhältnissen schwierig und kostspielig.“

Koppel hatte seine Pfeife ausgeraucht; er legte sie weg, warf einen Blick auf seine Uhr und erhob sich. „Ich bitte dich tausendmal um Verzeihung, aber die Schulglocke ruft den Magister.“

Henneberg stand rasch auf. „Laß dich nicht stören. Ich muß ebenfalls gehen. Kann ich mich nicht zuvor deiner lieben Frau Mutter empfehlen?“

„Wenn sie nicht schon ihr Schläfchen begonnen hat,“ bemerkte Frau Käthe und eilte zur Thür.

„Um Gotteswillen, wecken Sie sie nicht, gnädige Frau,“ rief Henneberg ihr nach, sie war aber schon verschwunden und kam gleich mit der alten Frau Koppel wieder, die noch draußen in Küche und Eßzimmer geschafft hatte.

„Was, Herr Doctor, Sie wollen gehen, ohne mir Adieu zu sagen? Das ist nicht nett. Von einem alten Menschen muß man sich immer verabschieden. Man weiß ja nicht, ob man ihn lebendig wiedersehen wird.“

Henneberg ergriff die abgemagerte, runzelige Hand, die Frau Koppel ihm lächelnd entgegenstreckte, und indem er sie sanft drückte, sagte er mit einer Stimme, in die eine merkwürdige Wärme emporquoll: „Gnädige Frau, Sie bleiben uns noch lange Jahre erhalten.“

„Wie Gottes Willen ist. Grüßen Sie Ihre liebe junge Frau recht schön von mir und das nächstemal bringen Sie sie mit, nicht wahr?“

Koppel wollte den hartnäckigen Irrthum seiner Mutter über den Familienstand seines Freundes nochmals berichtigen, Henneberg hielt ihn jedoch durch einen raschen Griff nach seinem Arm davon ab. Zu Frau Käthe gewendet sagte er: „Leben Sie wohl, gnädige Frau, und vielen Dank; Sie haben mir heute ein paar köstliche Stunden bereitet. Es erfrischt und verjüngt, eine Weile in der Wärme solch stillen Familienglücks zu athmen.“ Und zu Koppel: „Ich muß doch eine Droschke nehmen. Kann ich dich nach deiner Schule bringen?“

„Danke. Es sind ja nur wenige Schritte und ich gehe gern einige Minuten nach dem Essen. Aber ich begleite dich bis zur Droschke.“

Die Beiden verließen eine Minute später zusammen die Wohnung, nachdem Henneberg vorher Frau Käthe hatte versprechen müssen, recht bald wiederzukommen.

---



## Zweites Buch.

Wenige Tage nach Henneberg's Besuch, an einem Sonnabend, schlenderte Koppel gegen elf Uhr Vormittags gedankenvoll aus seiner Schule, die sich in der Rue Baugirard dem Luxembourg-Palast gegenüber befand, nach seiner Wohnung in der alten engen fuhrpfad-ähnlich geschlängelten Rue St. André-des-Arts, als an der Ecke dieser Straße und der Rue de l'Ancienne Comédie sein Sohn Oskar gegen ihn prallte und ihm, sowie er ihn erkannte, hastig zuraunte: „Papa, bitte, du sollst rasch heimkommen.“

Der Junge sah blaß und aufgeregt aus. Koppel ergriff seine Hand und fragte erschrocken: „Was gibt es? Es ist doch nichts geschehen?“

„Ich weiß nicht,“ stammelte Oskar, „ich komme eben aus der Schule, Mama ließ mich kaum ablegen und schickte mich dir entgegen.“

Koppel verlor weiter kein Wort, sondern beschleunigte seinen Gang fast bis zum Lauf und war wenige Augenblicke später im Flur seines Hauses. Auf der Schwelle

seiner „Loge“ stand der Pförtner, ein riesenhafter Elsäßer, ehemaliger Reiter der kaiserlichen Hundert-Leibwache, Namens Knecht, von der französischen Nachbarschaft „Knetsch“ gesprochen.

Koppel blieb einen Augenblick stehen. „Was geht denn vor?“

„Gehen Sie nur hinauf, Herr Koppel,“ antwortete der Pförtner theilnehmenden Tones, „es ist wegen Ihrer Frau Mutter.“

Koppel fühlte einen jähen Stich im Herzen und setzte die Treppe hinauf. Er bemerkte kaum, daß im ersten Stock in der halboffenen Thür ihrer Wohnung die beiden hübschen Nachbarmädchen standen und ihm ängstliche Blicke zuwarfen, war im Nu eine Treppe höher vor seiner eigenen Thür angelangt, die er angelehnt fand, und stieß im Vorzimmer auf Frau Käthe und Elsa, die beide verweinte Augen hatten.

„Was gibt es?“ preßte er athemlos hervor. „Wo ist die Mutter?“

Seine Frau zog ihn in den Salon und erwiderte mit gewürgter Stimme, der sie einige Festigkeit zu geben suchte: „Die Mutter ist in der Frühe ausgegangen und nicht heimgekommen.“

„Was heißt das, nicht heimgekommen? Wo ist sie geblieben? Quäle mich nicht, Käthe, du brauchst mich nicht allmählig vorzubereiten. Ist die Mutter auf der Straße verunglückt?“

„Hoffentlich nicht,“ fiel Frau Käthe rasch ein, „aber ich weiß nicht, wo sie sein mag.“

„Wo ist sie hingegangen?“

„Sie ist Morgens wie gewöhnlich mit ihrem Handkorb ausgegangen. Sie wollte zum Bäcker, zum Butterhändler und zum Schlächter gehen und ist bis jetzt nicht zurück.“

„Wo sind die Läden?“

„Alle drei in unserer Straße.“

„Hast du nachgefragt?“

„Das kannst du dir doch denken. Die Mutter ist bald nach acht weggegangen. Als sie um neun noch nicht da war, fiel es mir auf, um halb zehn wurde ich unruhig und ging hinunter. Sie ist in keinem der drei Geschäfte gewesen.“

„Hat keiner der Nachbarn sie gesehen?“

„Doch, die Frau im Tabakladen hier gegenüber versichert, sie habe sie mit ihrem Korb vorbeigehen sehen.“

„Sie kann doch auf dieser kurzen Strecke nicht verschwunden sein.“

„Die Sache ist mir ein Räthsel. Es kann ihr auch nichts zugestoßen sein, denn das hätte doch einen Aufschrei gegeben, man hätte es doch unbedingt erfahren müssen.“

„Unbegreiflich. Warum hast du mich nicht gleich verständigt?“

„Weil ich immer noch überzeugt war, sie würde im nächsten Augenblick hier sein. Sie kann sich doch nicht verirrt haben, in einer Straße, in der sie seit elf Jahren wohnt.“

Koppel warf einen Blick auf seine Uhr. „Ueber drei Stunden weg, um in der Nachbarschaft ein paar Einkäufe zu machen. Natürlich ist der Mutter etwas zugestoßen. Ich laufe zur Polizei. Das scheint mir das nächste, was zu thun ist.“

„Ich habe schon mit den beiden Schutzleuten in der Rue St. André-des-Arts und in der Rue de Buci gesprochen. Sie wollten sich in der Umgegend erkundigen und die Sache beim Amt melden. Ich habe aber noch nichts von ihnen gehört.“

Koppel hatte weder den Hut noch den Ueberzieher abgelegt. Er wandte sich zur Thür.

„Darf ich dich begleiten?“ fragte Frau Käthe zaghaft.

„Und ich?“ rief Elsa, die alle die Zeit mit Oskar bei der Thür gestanden hatte.

„Das hat keinen Zweck. Bleibt hier. Die Mutter soll doch Jemand zu Hause finden, wenn sie inzwischen vielleicht doch kommt.“

Frau Käthe senkte die Augen und konnte einen schwereren Seufzer nicht unterdrücken.

„Weiß Martha, in welchen Läden die Mutter einzukaufen pflegt?“

Martha war die alte, mürrische Dienstmagd, eine Luxemburgerin, die Deutsch und Französisch sprach.

„Gewiß.“

„So soll sie mitkommen.“

Martha wurde herbeigerufen, Koppel ließ ihr keine Zeit, die Küchenschürze abzulegen und die Umhülle an-

zuziehen, und ging, ohne sich an ihr Brummen zu kehren, rasch mit ihr hinunter.

Er trat zuerst in den Bäckerladen. Die dicke Bäckerin hinter ihrem weißen Marmortisch rief sofort, als sie Martha's ansichtig wurde: „Es ist wohl wegen der alten deutschen Dame?“

„Es ist meine Mutter.“

„O,“ sagte die Bäckerin und über ihr feistes, freundliches Gesicht flog ein Schatten des Mitgeföhls; „nun, ist sie zu Hause?“

„Nein. Hier ist sie nicht gewesen?“

„Es thut mir leid. Ich habe schon vorhin Ihrer Frau Gemahlin sagen müssen, daß wir sie nicht gesehen haben.“

„Müßten Sie sie bemerkt haben, wenn sie hier gewesen wäre?“

„O, sicher. Wir kennen sie Alle hier im Laden. Mein Mann scherzt immer mit ihr, sie spricht Deutsch und er Französisch und Beide lachen. Eine so freundliche alte Dame.“

Koppel hörte schweigend zu, sagte kurz: „Danke,“ und verließ den Laden. „Viel Glück,“ rief ihm die Bäckerin nach, „und seien Sie guten Muthes.“

Beim Schlächter und Butterhändler ward ihm dieselbe Auskunft. Ueberall bekundete man ihm große Theilnahme und drückte ihm die Hoffnung aus, daß sich Alles befriedigend aufklären würde. Diese Wärme der fremden Menschen that ihm wohl. Sie richtete seinen Muth auf, obschon sie ihn doch seinem Ziele nicht näher brachte.

Er schickte Martha zurück und setzte dann seinen Weg allein fort. An der Ecke der Rue de Buci begegnete er dem Schutzmann, der langsam die ihm anvertraute Häuserinsel umschritt. Er fragte ihn, ob er nichts über die alte Dame erfahren habe, die von ihrer Familie gesucht werde.

„Welche alte Dame?“ fragte der Schutzmann und sah Koppel mißtraulich an.

„Hat man Ihnen denn nicht angezeigt, daß eine alte Dame aus der Rue St. André-des-Arts verschwunden ist?“

„Ich weiß von nichts. Ich bin übrigens erst seit elf Uhr hier und mein Kamerad, den ich abgelöst habe, hat mir nichts gesagt. Wenn Sie Näheres wissen wollen, so gehen Sie zum Revier-Posten.“

Diesen Rath befolgte Koppel. Der Posten, durch eine rothe Laterne und eine Fahne kenntlich, bestand aus zwei verschmauchten Räumen. In der schmutzigen ersten Stube, die mit einem eisernen Ofen und Holzbänken ausgestattet war, saßen und standen einige Schutzleute mit gelangweilten Mienen und müden Haltungen umher, in der zweiten, etwas reinlicher und minder ärmlich eingerichteten, saß an einem Schreibtisch ein Beamter. An diesen wurde Koppel gewiesen, als er die Schutzleute in der Wachtstube nach ihrem Vorgesetzten fragte.

Koppel trug seinen Fall vor und fügte hinzu, die Schutzleute dürften ihn wohl schon gemeldet haben.

„Die Schutzleute haben nichts gemeldet,“ war der kurze Bescheid des Beamten, der zu seiner Feder griff und in ein vor ihm aufgeschlagenes großes Buch einzuschreiben begann, was Koppel auf seine Fragen antwortete. Er erkundigte sich nach der Wohnung, dem Namen und Alter seiner Mutter, ließ sich ihr Aeußeres und ihren Anzug beschreiben und die Zeit ihres Verschwindens angeben. Als er mit seiner Eintragung fertig war, sagte er: „So. Wenn wir etwas wissen, werden wir Sie verständigen.“

Koppel konnte sich noch nicht entschließen, den Posten zu verlassen. „Was werden Sie in der Sache thun?“ fragte er.

Der Beamte warf ihm einen strengen Blick zu und erwiderte: „Alles Nöthige.“

„Verzeihen Sie, wenn ich Sie bitte, mir zu sagen, worin dies besteht.“

„Ihre Anzeige wird der Präfektur telegraphirt. Dort laufen auch die Meldungen über aufgefundene Personen ein und wenn Ihre Mutter unter ihnen ist, so macht die Präfektur uns davon Mittheilung.“

„Soll ich vielleicht wiederkommen, um mich zu erkundigen, ob nichts eingetroffen ist?“

„Wenn Sie wollen.“

„Kann ich sonst noch etwas thun?“

„Suchen Sie in den Straßen, wo Sie vermuthen, daß Ihre Mutter sein kann, und wenn Sie sie finden, so führen Sie sie nach Hause.“

Koppel starrte dem Beamten ins Gesicht. Nein. Er hatte mit seiner tödtlichen Unruhe keinen albernen Spott treiben wollen. Die erstaunliche Antwort war das natürliche Erzeugniß der geistigen Mittel des Mannes, die sich nach seinem leeren Blick und seiner stumpfen Miene hinreichend genau abschätzen ließen. Er beschäftigte sich übrigens nicht mehr mit Koppel, sondern wandte sich zu einer Frau, die inzwischen eingetreten war.

Koppel verließ die Polizeiwache und ging langsam nach Hause. Je näher er seiner Wohnung kam, um so rascher schritt er aus. In ihm erwachte die Hoffnung, seine Mutter sei mittlerweile heimgekehrt und werde ihm lächelnd entgegentreten. So bestimmt wurde seine Zuversicht, daß er dem Pförtner im Vorübergehen fast heiter ein „Nun? Ist meine Mutter da?“ zuwarf. Aber Herr Knecht schüttelte nur „Nein“ mit seinem großen Kopfe.

Frau Käthe und die Kinder saßen lautlos im Salon, wie vom Kirchhof zurückgekehrte Hinterbliebene nach dem Begräbniß eines nächsten Blutsverwandten. Sie schnellten empor, als Koppel eintrat, und hefteten mit qualvoller Spannung die Augen auf ihn.

„Nichts,“ sagte er tonlos und ließ sich auf einen Stuhl fallen, während Elsa ihm Hut und Ueberzieher abnahm. Frau Käthe rang schweigend die Hände. Nach einer Pause berichtete er kurz über die Schritte, die er gethan hatte. Es war darüber Mittag ge-



worden und Martha trat mit der Frage ein, ob sie auftragen solle. Frau Rätke war darüber beinahe aufgebracht. Wie konnte man in dieser Lage an Essen denken! Koppel mahnte indeß: „Gehn wir zu Tische. Es hat ja doch keinen Zweck, hier den Kopf zu hängen und die Kinder hungern zu lassen.“

Martha hatte wie immer gedeckt, auch für die alte Frau Koppel. Der Anblick des leeren Platzes zur Rechten des Hausherrn, zwischen ihm und Elsa, wirkte auf Alle unheimlich. Es war ihnen, als sähen sie einen Geist an der Stelle. Koppel lief es kalt über den Rücken. Wo war die arme alte Frau zu dieser Stunde? Wo irrte sie verloren umher? Wo lag sie in Schmerzen, vielleicht verstümmelt oder gar eine Leiche — er suchte die Vorstellung durch ein unwillkürliches Schütteln des Kopfes zu verscheuchen, aber sie klammerte sich fest. Wird seine Mutter je wieder auf diesem Stuhl, an diesem Tische sitzen? Es würgte ihn an der Kehle wie mit einer unerbittlichen Faust. Und dennoch hatte er nicht den Muth, die ausdrucksvolle Lücke verschwinden zu machen, Elsa neben sich rücken zu lassen, denn es schien ihm, als wäre dies eine sinnbildliche Handlung, durch die er bekundete, daß er sich in die Thatsache schicke. Eine alte Frau ist verloren gegangen, die Uebrigbleibenden schließen gleichmüthig die durchbrochene Reihe und das Leben geht seinen Gang weiter, als ob die Fehlende nie gewesen wäre — nein nein. Es war ja unmöglich. Man verschwindet doch nicht spurlos am hellen Tag in einer

großen Stadt. Er mußte, er wird seine Mutter wiederhaben.

Im Vorzimmer ertönte plötzlich die Klingel. Alle zugleich fuhren hinaus. Das war sie gewiß. Martha war gleichzeitig mit ihnen an der Thür und riß sie auf — ach, es war nur das kleine Mädchen des Pförtners, das die Mittagspost brachte, eine Berliner Zeitung, die Koppel hielt. Die Familie kehrte langsam ins Eßzimmer zurück. Die Speisen wurden kaum angerührt, es wurde kaum ein Wort gewechselt. Koppel riß das Streifband nicht von seinem Blatte, das er immer nach dem Mittagmahl zu lesen pflegte. Als der Nachtißch aufgetragen war, duldete es ihn nicht länger in der Wohnung.

„Ich gehe nach der Schule, um mich für Nachmittag abzumelden. Dann begeben sich mich wieder auf die Suche.“

Oskar ergriff die Hand seines Vaters. „Ach, ich kann doch auch unmöglich in die Schule gehen,“ sagte er bittend.

„Du hast Recht. Bleibe bei der Mutter.“ Und zu seiner Frau gewendet fügte er hinzu: „Zwischendurch komme ich immer nach Hause, um zu sehen, ob nichts Neues ist.“

„Ja,“ erwiderte Käthe mit zitternder Stimme, „bitte, laß uns nicht lang allein.“

Um ein Uhr war Koppel wieder auf der Polizeiwache des Reviers. Am Schreibtisch der zweiten Stube saß diesmal ein anderer Beamter, ein magerer und

vergnügt lächelnder an Stelle des frühern breiten und mürrischen. Koppel fragte, ob man etwas erfahren habe. Der Beamte wußte von nichts und ließ sich erst erzählen, daß Koppel seine Mutter suche. Dann griff er zur Feder, fragte nach Namen und Wohnung, nach Aussehen und Zeitpunkt des Verschwindens, und schickte sich an, die Antworten in das Buch einzuschreiben. Koppel hielt ihn an: „Verzeihen Sie, all das ist schon einmal eingetragen.“

„So?“ erwiderte der Beamte, suchte ein wenig in dem Buche und rief dann aufgeräumt: „Ja wohl. Ganz richtig, mein Herr, ganz richtig. Nun, dann ist ja alles in Ordnung.“

Koppel war es sehr unlustig zu Muthé. „Ich möchte doch wissen, was in der Sache geschehen ist.“

„Mein Kollege hat es ohne Zweifel an das Quartierskommissariat gemeldet. Sie können ganz ruhig sein.“

„An das Kommissariat? Ich dachte an die Präfektur?“ Koppel war durchaus nicht ruhig.

„Nein, an das Kommissariat. Dieses gibt die Sache an die Präfektur weiter.“ Und als er Koppels bestürzte Miene sah, fügte er gemüthlich hinzu: „Wenn Sie wollen, will ich die Meldung noch einmal erstatten. Seien Sie ruhig, mein Herr, seien Sie ganz ruhig.“

Koppel murmelte ein leises „Danke“ und verließ rasch den fröhlichen Beamten.

Was nun? Er stand einen Augenblick vor der Wachtstube und sann. Da der Revierposten doch

nichts anderes that, als den Fall an das Kommissariat des Stadtviertels zu melden, so lag es am nächsten, daß er selbst zum Kommissariat ging. Dieses war in anspruchsvolleren Räumen untergebracht. In einen großen Saal, in den man unmittelbar von der Straße gelangte, stieß rechts die Stube des Sekretärs, links das Kabinet des Kommissars. Der Amtsdienner, dem Koppel kurz sein Begehren mittheilte, führte ihn zum Sekretär.

„Der Posten der Rue de Buci hat Ihnen ohne Zweifel gemeldet, daß Frau Koppel, meine Mutter, seit heute früh vermißt wird.“

Der Sekretär griff nach einem vor ihm liegenden Bogen, sah ihn durch und erwiderte: „Es ist uns nichts gemeldet.“

In Koppel kochte es auf, er erinnerte sich jedoch rechtzeitig, daß er als Ausländer, als Deutscher, kein Recht hatte, sich im fremden Lande über eine Staatsverwaltung ungeduldig zu äußern, und erwiderte nur mit bebender Stimme: „Es war mir aber bestimmt zugesagt worden, daß man unverzüglich das Nöthige veranlassen werde.“

„Was haben Sie bis jetzt gethan?“

Koppel erzählte seine Schritte.

„Sehr gut,“ erwiderte der Beamte. „Es ist nichts versäumt.“ Dann schlug er ein großes Buch auf, richtete an Koppel die ihm schon so geläufigen Fragen nach Namen, Alter, Wohnung, Aussehen u. s. w. seiner Mutter und als er Alles eingeschrieben hatte,

erhob er sich und sagte: „Heute ist Sonnabend.“ Er stellte anscheinend im Geist eine kurze Rechnung an. „Dinstag wollen Sie wiederkommen, um das Protokoll über das Verschwinden zu unterschreiben.“

„Das Protokoll über das Verschwinden!“ rief Koppel erbittert. „Ist das Alles, was die Polizei thut, um mir meine Mutter finden zu helfen?“

„Ja, was wollen Sie? Das Gesetz hat geachtet zu werden. Wenn eine Person verschwindet, so muß ein Protokoll des Verschwindens aufgenommen werden. Also wollen Sie Dinstag wiederkommen, um es zu unterschreiben. Sonst haben wir noch mehr Schereereien.“

Koppel nickte einen wortlosen Gruß und ging. Wie vor den Kopf geschlagen, mit einem Wust halb ausgedachter Vorstellungen im Gehirn, wanderte er stumpf durch die Straßen seinem Hause zu. Durch die Dienstboten in die Läden und Pförtnerstuben verschleppt, war die Begebenheit sichtlich in der Rue St. André-des-Arts bereits ruchbar geworden, denn als Koppel mit verfallener Miene und langsamem, kaum bewußtem Gang vorüberkam, traten die Krämerinnen der Nachbarschaft an ihre Ladenthür und blickten ihm theilnehmend nach. Im Flur seines Hauses stand der Pförtner mit seiner ganzen Familie. „Nichts?“ fragte Koppel schon am Pflaster des Thores. „Nichts,“ antwortete der elsässische Riese. Koppel blieb auf der Straße stehen. Sein erster Drang war, sofort wieder umzukehren und weiter zu suchen,

aufs Gerathewohl, vom Trieb geleitet, einem mitleidigen Zufall vertrauend. Dann aber dachte er, das sei lieblos gegen Frau und Kinder, und er ging zu ihnen hinauf.

Sie saßen noch immer wortlos beisammen, nur die Haltung verzagter und die Augen mehr geröthet. Frau Käthe wagte nicht, eine Frage an ihren Mann zu richten, und dieser konnte sich erst nach Minuten aufraffen, seine neuen Erfahrungen in äußerster Kürze zu erzählen.

Frau Käthe machte zuerst eine Anstrengung, um sich aus der tiefen Niedergeschlagenheit emporzurichten. Als sie sah, daß Koppel wieder nach dem Hut griff und sich vom Stuhl erhob, legte sie ihm sanft die Hand auf die Schulter und sagte: „Hugo, auf der Straße umherzustreifen hat doch keinen Zweck. Und die Polizei thut auch nichts für uns, wie ich sehe. Laß uns vernünftig überlegen, was jetzt zu thun ist.“

Sie sprachen zusammen alle Möglichkeiten durch, was sie bisher noch gar nicht gethan. Hatte die Mutter sich einfach verirrt? Das war denn doch fast undenkbar. Sie würde doch nicht sechs Stunden durch die Straßen wandern! Dazu reichten die Kräfte der Greisin nicht entfernt. Sie hatte etwas Geld für die Einkäufe bei sich. Sie wußte den Namen ihrer Straße. Sie hätte eine Droschke genommen und sich heimfahren lassen. Oder sie wäre vor Müdigkeit irgendwo eingetreten, in einen Laden, ein Haus, eine Omnibus-Wartestube, sie hätte nach ihrem Wege ge-

fragt, irgend ein anständiger Mensch hätte ihr seine Begleitung angeboten, verirrt konnte sie nicht sein. War ihr auf der Straße ein Unfall zugestoßen? Dann hätte man es doch auf der Polizei wissen müssen. Sollte es außerhalb ihres Stadtviertels geschehen sein? Wie wäre die Mutter aber so weit weg gelangt? Dennoch war dieser Gedanke der einzige, an den man sich klammern konnte. Die arme alte Frau hatte sich vielleicht zuerst verlaufen, war dann vor Erschöpfung zusammengebrochen, offenbar weit von ihrer Wohnung, in einer unbekanntem Gegend — ja; so mußte es sein. Wenn jemand auf der Straße umsinkt und hilflos liegen bleibt, so schafft man ihn zweifellos in ein Krankenhaus. Dort hatte Koppel also seine Mutter zu suchen. War ihr aber ein Unfall widerfahren, so mußte er sehr schwer sein, so daß sie nicht im Stande war, Namen und Wohnung anzugeben und sich heimschaffen zu lassen oder doch an die Ihrigen eine Botschaft zu senden.

„Nicht nothwendigerweise,“ tröstete Frau Käthe „Sie mag ja zuerst bewusstlos gewesen sein. Dann ist sie vielleicht wieder zu sich gekommen und hat ein Wort nach Hause geschickt, aber bei der Sorglosigkeit dieser Leute kann das viele Stunden lang verbummelt werden. Was macht das einem stumpfen Krankenwärter oder Hausdiener, daß wir uns hier inzwischen zu Tode quälen.“

Koppel war nicht überzeugt, aber es gewährte ihm schon eine gewisse Erleichterung, daß er überhaupt

wieder ein Ziel sah, daß seine Gedanken und Anstrengungen nicht plan- und richtunglos in der Irre trieben. Er hatte jetzt die Pflicht, in den Krankenhäusern nach seiner Mutter zu suchen. Aber in welchen? Das Vernünftigste war, nach der Hauptverwaltung zu gehen, in der alle Meldungen aus den einzelnen Spitälern zusammenliefen. Er verließ seine Wohnung weniger niedergeschlagen, als er sie betreten hatte, und schlug raschen Schrittes den Weg nach der nicht allzu fernen Avenue Victoria ein.

Es war ein abscheulicher Regentag, dessen sämtliche Züge Vorstellungsreihen von Leiden, Verfall und Untergang ins Bewußtsein rufen mußten. Die Sonne war so dick verhüllt, daß nicht einmal ihr Platz durch einen hellern Fleck angedeutet war. Es gab keine Wolken, deren launenhaft wechselnde Formen und Beleuchtungsabstufungen dem Himmel doch noch seinen anziehenden und tröstlichen Anblick, doch noch den die Seele erhebenden Charakter des Hohen, Freien lassen. Der Himmel glich vielmehr einer niedern, flachen Decke, die gleichmäßig mit einer widerwärtig gelbgrauen, blinden Rothfarbe überpinselt war. In dem Maße, wie die Stunden vorrückten, schien diese befleckende Decke sich unheimlich zu senken, als wolle sie zuletzt Alles zerquetschen, was zwischen ihr und der Erde lag. Denselben Ton der Lehmtünche fand das Auge auch auf dem Boden, der glitschig naß dem Grund eines abgelassenen Schlammteiches glich und unter dem auftretenden Fuße platschte. Man hatte



fast den Eindruck, als rannen die endlosen feinen Wasserschnüre des unaufhörlichen Regens nicht herab, sondern als stiegen sie von unten auf und besudelten den Himmel mit dem zerlassenen Unrath der Großstadt-Gasse. Ueber Lebendes und Lebloses war eine abstoßende Nebellaunigkeit gebreitet, die schmerzlicher berührt als noch so tiefe Schwermuth. Die Häuser troffen, die Fenster starrten schwarz und wie hinterhältig auf die Straße. Die kopfhängenden Pferde waren bis zum Bauche mit einer Schlammkruste überzogen. Die Kutscher saßen unter der Last ihres zwiebelartigen Mantels mit den nicht zu zählenden Kragen in sich zusammengesunken auf ihrem Bock. Die Menschen, theils in Kapuzen verhummt, theils unter einem Schirm geborgen, gingen mit grimmigen Gesichtern entlang, jeder vom anstreifenden Nachbar benezt oder bespritzt, und blickten einander wie Feinde an. Es war nicht eigentlich kalt, aber die nebelweiche, nässechwere Luft drang durch die Kleider und fast durch die fröstelnde Haut bis an die Knochen und umgab auch den Gesundesten mit fieberigem Unbehagen.

Koppel wurde es wieder elend zu Muth. Es schien ihm, daß diesem grauen Tage, der jede Hoffnung auslöschte, nie ein hellerer folgen könne. Er bemerkte einen zottigen, magern Köter ohne Halsband vor sich hertrotten, der ausah, als wäre er bis an die Schnauze in einen Morast getaucht worden. Er suchte dennoch auf dem breiigen Pflaster reinlichere Stellen für seine triefenden Pfoten und vermied nach Möglich-

feit die tieferen Lachen, ein zugleich drolliger und kläglicher Anblick. Und meine Mutter, dachte Koppel, läuft jetzt vielleicht durch die Straßen wie dieser arme Hund, zum Auswinden naß, bis an die Augen kothig, vergebens den Pfützen ausweichend, und sie fühlt sich wie dieses herrenlose Thier verlassen und verloren. Und die Menschen, die an ihr vorübergehen, stoßen sie mit dem Regenschirm, unter dem sie wie böse Masken verborgen sind, sie muß ein Grauen fühlen wie in der entsetzlichen Einsamkeit des wilden Waldes, nur daß die Einöde der Weltstadt noch unheimlicher ist, wegen des Gewühls unnahbarer Menschen, das sie drohend umwimmelt.

Er war vor dem großen Steinpalaste des Amtes für öffentliche Wohlthätigkeit in der Avenue Victoria angelangt und wurde von einem feierlichen Diener in blauem Tuchrock mit Metallknöpfen in einen tiefen Saal des Erdgeschosses gewiesen, der durch eine hölzerne Schranke quer getheilt war. Ein junger Beamter hinter der Barre hörte ihn schweigend an und erwiderte: „Wir bekommen hier die Meldungen über die Zu- und Abgänge in den Krankenhäusern immer am Vormittag für den vorausgegangenen Tag, von Mitternacht bis Mitternacht. Ueber die heutige Krankenzugbewegung werden wir den Bericht also erst morgen haben.“

Erst morgen! Noch eine ganze Nacht in marternder Ungewißheit!

„Und wann kann ich morgen frühestens hierherkommen?“

„Verzeihung, morgen können Sie überhaupt nicht hierherkommen, denn es ist Sonntag. Am Montag haben wir aber jedenfalls gegen elf Uhr die Liste.“

„Kann ich nicht doch außeramtlich die heutige Liste schon morgen einsehen? Etwa wenn ich einem Diener oder dem Pförtner ein Trinkgeld gebe? Sie kürzen vielleicht die Dualen einer Familie um vierundzwanzig Stunden ab.“

„Unmöglich. Sie finden morgen Niemand hier.“ Als er die Bestürzung in Koppels Miene sah, fügte der Beamte mitleidig hinzu: „Aber Sie können ja versuchen, sich in den Krankenhäusern selbst zu erkundigen. Wenn Ihre Frau Mutter ungefähr in Ihrer Gegend unwohl geworden ist, so kann man sie nur nach der Charité, dem Hôtel Dieu oder höchstens der Pitié gebracht haben. Gehen Sie doch dorthin.“

Der Rath war brauchbar. Koppel gab dem wohlwollenden Beamten noch rasch die verlangte Personbeschreibung seiner Mutter, die er in ein Buch eintrug, und war wieder auf der Straße. Zuerst sprach er im Hôtel Dieu vor. Der Beamte, der das Aufnahme-Verzeichniß führte, gab die Auskunft, daß an dem Tage keine Frau Koppel und keine unbekannte Kranke zugegangen war. In die Charité war eine bewußtlose Frau gebracht worden, die auf der Straße anscheinend einen Schlaganfall erlitten hatte. Obwohl Koppel bei dieser Mittheilung das Herz still stand, flog er doch nach dem Saale, wo die Unbekannte lag. Er sah schon an der Thür, daß es nicht seine Mutter war.

Wer weiß, ob nicht auch um dieses klägliche Menschenwrack eine Familie zu dieser Stunde in tödtlicher Sorge war! Doch die Selbstsucht seiner eigenen Aufregung ließ ihn nicht lange bei diesem Gedanken der Nächstenliebe verweilen. In der Pitié erfuhr er auch nichts Nützliches. Nun war er wieder vor einer Mauer angelangt und sah keinen Ausweg. Sollte er auch noch die zwölf oder fünfzehn übrigen Krankenhäuser von Paris absuchen? Wie wäre seine Mutter aber in deren Bereich gelangt, eine halbe, eine ganze Wegstunde von ihrer Wohnung?

„Versuchen Sie es doch mit der Irrenstation des Polizeigefängnisses,“ rieth der Beamte der Pitié.

„Des Polizeigefängnisses?“ rief Koppel verblüfft.

„Gewiß. Alte Leute kommen mitunter plötzlich von Sinnen und dann werden sie von der Polizei angehalten und zunächst auf die Irrenstation gebracht.“

Immer häßlichere, immer schwärzere Ausblicke öffneten sich vor Koppels Augen. Er trat jedoch auch diesen Leidensweg an.

Im Hintergrunde eines weitläufigen innern Hofes der Polizeipräfektur wurde er zu einer kleinen Pforte gewiesen, die eine schwere eisenbeschlagene Eichenthür schloß. Ueber diesem melodramatischen Burgverließ-Eingang stand die Inschrift „Infirmerie du dépôt“ zu lesen. Koppel zog die Klingel. Eine offenbar gewaltige Glocke brach in ein unverhältnißmäßiges Getöse aus, vor dem der Einlaßbegehrende förmlich er-

schraf. Die Thür ging auf und ein Amtsdienner erschien auf der Schwelle.

„Was wünschen Sie?“

Koppel trug stoßend mit mühsam hervorgepreßter Stimme sein Anliegen vor. Er wußte in diesem Augenblicke nicht, ob er vorzog, seine Mutter gar nicht oder sie hier zu finden. Der Diener ließ ihn näher kommen. Er trat in einen halbdunkeln niedern Raum mit einigen am Fußboden befestigten starken Holzbänken.

„Hier haben Sie alles, was seit Mittag eingeliefert worden ist. Sehen Sie selbst nach,“ sagte der Diener.

Drei Gestalten saßen auf den Bänken: ein junger Mann mit dem lauernden, angriffbereiten Blick der Verfolgungswahnsinnigen, eine wohlgekleidete Frau, die still vor sich hin weinte und deren Thränen unaufhörlich über die fahlen Wangen in das Federboa rollten, das sie um den Hals trug, und eine starke Frau in mittleren Jahren mit unordentlicher Kleidung, hochgeröthetem Gesicht und blitzenden Augen, die laut schwatzte, heftige Armbewegungen machte, immer wieder aufspringen wollte und nur mühsam von einem zweiten vor ihr stehenden Amtsdienner niedergehalten werden konnte.

Unwillkürlich stieß Koppel einen Seufzer der Erleichterung aus. „Und bis Mittag?“ fragte er den Diener.

„Haben wir vier Personen gehabt, aber es waren alles Franzosen, die ihren Namen angeben konnten.“

„Was geschieht mit den Kranken, die etwa jetzt noch kommen würden?“

„Sie bleiben hier, bis der Arzt sie gesehen hat und das Weitere bestimmt.“

„Würden Sie mich wohl augenblicklich verständigen wollen, wenn meine Mutter hergebracht werden sollte? Ich bezahle gern den Boten, eine Droschke, Ihre Mühehaltung und wäre Ihnen so dankbar.“

Der Diener versprach dies bereitwillig, zeichnete sich auf einem abgerissenen Briefbogen-Blatte Namen, Wohnung, Personbeschreibung u. s. w. auf und drückte etwas unbedacht die Hoffnung aus, Koppel gefällig sein zu können.

Als die schwere Thür hinter diesem in's Schloß fiel und er wieder im Hofe stand, da kam ihm der Gedanke, daß hier die Stelle war, wo die Polizeimeldungen aus allen Stadtbezirken zusammenliefen und von wo aus das Leben der Weltstadt in allen seinen Einzelheiten überwacht wurde. Hier oder nirgends mußte ihm Auskunft werden! Er eilte zum Thorwart, einem stolzen Mann mit Orden und Ehrenmünzen auf der Brust, und fragte mit fliegender Hast, an welchen Beamten er sich in seiner Sache zu wenden habe.

„Das ist nicht hier,“ beschied ihn der hochfahrende Pförtner, „sondern im andern Gebäude der Polizei-Präfektur.“

Die Entfernung betrug nur wenige Schritte den Seine-Arm entlang. Er trat in einen gewaltigen Hof, den auf allen Seiten Bogengänge umgaben. In diesen

offenen Lauben standen einige hundert Pferde und zwischen ihnen, einzeln und in Gruppen, Gardereiter, theils in großer Uniform, theils in der Drillichjacke des Stalldienstes. Fortwährend kamen und gingen Leute zu Pferde und zu Fuße, in die Uniformen von Schutzleuten, Municipalgarden, Gardereitern und Linien-soldaten mischten sich Amtstrachten von Unterbeamten und bürgerliche Kleidungen, es war ein Gewimmel im Hof, in den Gängen, auf den Treppen, am Thorweg, wie am Flugloch eines Bienenstocks. Alle diese kommenden und gehenden Menschen hatten ein Anliegen, mit allen sollte das Amt sich beschäftigen, welche Aufmerksamkeit konnte da für ein armes, unbekanntes, altes Menschenwesen übrigbleiben, das irgendwo einsam und angstvoll in der Menschenwüste der Millionenstadt nach seinem Wege tastete! Und dennoch war er erbittert gegen die Polizei, die seit dem Morgen nichts hatte für ihn thun können oder wollen, und seine Empfindung fand, seinem Urtheile zum Troste, ihre Stumpfheit empörend.

Auf seine Erkundigung sagte ihm der Pförtner, ohne ihn anzublicken und bereits einem andern Frager zugewendet: „Chef des Personals, erste Abtheilung, erstes Bureau.“ Es war nicht leicht, die bezeichnete Persönlichkeit zu finden, wenn man in dem verwickelten Bau nicht Bescheid wußte. Mit Hilfe der häufigen Wandinschriften und der überraschend zahlreich lungern- den Amtsdienner gelangte er indeß nach einer Wanderung durch lange Gänge und über viele Treppen an sein Ziel.

Diesmal befand er sich in einem großen, vornehm eingerichteten Raume vor einem hohen Beamten, der ihn, seinem Range entsprechend, höflich und leutselig empfing. Nachdem er geduldig und mit wohlwollender Miene Koppel angehört hatte, griff er zur Feder und sagte: „Bitte, wiederholen Sie mir einzeln Ihre Angaben.“

„Verzeihen Sie, aber ist Ihnen der Fall denn nicht gemeldet?“

„Noch nicht.“

„Der Polizeikommissar meines Viertels versprach doch bestimmt, es sofort zu thun.“

„Wann war das?“

„Vor drei Stunden.“

Der Chef verzog keine Falte seines freundlichen Gesichts, hielt es auch nicht für nöthig, Koppel eine Antwort auf seine letzte Bemerkung zu geben, sondern sagte blos: „Ihre Frau Mutter heißt also?“

Koppel räufelte seine Litanei wieder auf und konnte sich nicht enthalten zu bemerken: „Dies ist etwa das zehnte Mal, daß ich heute die Personbeschreibung meiner Mutter liefere.“

„Das hat in keinem Falle geschadet,“ erwiderte der Chef mit unerschütterlicher Freundlichkeit. Als er seine Niederschrift beendet hatte, fügte er hinzu: „Es ist sehr gut, daß Ihre Frau Mutter nicht Französisch kann. Das macht sie natürlich auffallender und wird ihre Auffindung sehr erleichtern.“

„Wie ist es aber denkbar, daß ich nach acht Stunden noch keine Spur von ihr habe? Sie kann doch nicht



so lange in der Straße geblieben sein? Was ihr auch widerfahren ist, sie muß doch irgendwo bemerkt worden sein, es muß doch irgend eine Meldung vorliegen.“

Der Chef ging auf diesen Punkt wieder nicht ein, sondern fragte: „Sind Sie schon in den Krankenhäusern gewesen?“

„Gewiß, wenigstens in denen meines und der Nachbarviertel.“

Der Chef nickte gutheißend. „Und in der Morgue?“

Koppels Herz stand still. Er empfand, daß der Gedanke fern und nebelig in ihm bereits aufgedämmert war, daß er aber nicht die Kraft gehabt hatte, sich ihn zu verdeutlichen. Er wurde sehr bleich und sagte mit dumpfer Stimme: „Nein.“

„Nun, dann gehen Sie mal hin,“ fuhr der Chef immer freundlich fort. „Wir werden unsererseits Alles, was wir können, für Sie thun.“

„Darf ich fragen, was dies sein wird?“

„Ich verständige alle Viertelskommissare und lade sie ein, nach Ihrer Frau Mutter auszusuchen. Wenn sie nicht etwa Paris verlassen hat —“

„Wie sollte sie!“

„— so werden wir bald etwas über sie erfahren.“

Koppel dankte dem Chef, der sich höflich erhob, um ihn zu grüßen, und entfernte sich langsam. Er wollte zu Fuß den Weg nach der Morgue einschlagen, aber die Beine waren ihm wie Blei. Er winkte eine Droschke heran und miethete sie auf Zeit. Während der Wagen gemach die hochangeschwollene Seine ent-

lang rumpelte und der heftiger werdende Regen gegen die Fenster klatschte, die er halb undurchsichtig machte, sah er im Geiste seine Mutter mit dem Korb am Arm langsam und todmüde sich in dem mörderischen Wetter durch grundlose Straßen schleppen und er hatte beinahe Gewissensbisse, daß er selbst bequem und trocken dahinfuhr.

Bald war er vor dem niedrigen Bau am Flusse hinter der Notre-Dame-Kirche angelangt, den der Galgenhumor des Pariser Volkes den Eispalast nennt, weil die ausgestellten Leichen, bis sie erkannt sind, in Eis aufbewahrt werden. Er stieg aus und blieb eine Weile stehen, ehe er die drei Stufen hinaufschritt. Er hatte Athemnoth und Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn. Doch er mußte diese Lähmung überwinden. Er trat in die Halle, auf der hinter einer Glaswand auf schrägen blechbeschlagenen Tischen die entkleideten Leichen liegen, während zu ihren Häupten an der gefalkten Wand die Kleider hängen, er hatte jedoch nicht den Muth, auf die starren Formen hinzusehen. Er bemerkte undeutlich, daß einige der Tische unbelegt waren, daß die Leichen, von einem aus einem Hahn über den Köpfen strömenden dünnen Wasserstrahl berieselt, naß glänzten und daß an der Barre, die sich in kurzem Abstand von der Glaswand quer durch den Raum hinzog, einige Männer und Frauen aus dem Volke standen oder lehnten und durch die Scheiben auf die Todten starrten. So rasch, wie es seine Verwirrung und Angst gestatteten, sah er sich

nach einem Beamten oder Diener um, den er befragen konnte, und den Kopf immer von der Glaswand wegwendend, entdeckte er am linken Ende der Halle eine Thür mit der Aufschrift: „Sekretariat“. Er beeilte sich einzutreten und wurde von einem kleinen, feisten Mann empfangen, dem Gesundheit und Frohsinn auf das blühende Gesicht geschrieben waren.

„Hat man heute keine alte Frau hergebracht, die ein blaues Tuchkleid —“

„Heute ist überhaupt noch nichts gebracht worden,“ unterbrach ihn der Beamte mit einer starken Stimme, die wie Trompetengeschmetter durch die kleine übermäßig geheizte Stube dröhnte.

Koppel hätte dem gebieterischen Mann um den Hals fallen mögen. Er holte tief und leicht Athem. Ihm war, als träte er plötzlich aus einer Gruft ins Freie und sähe die Sonne durch Wolken brechen. Der Beamte bemerkte diese Wirkung seiner Worte und fragte, immer in seinem Befehlshaberton, aus dem man aber trotzdem einige Theilnahme heraushörte: „Bemissen Sie Jemand?“

Koppel erzählte. Der Beamte hörte zu, nickte einigemal und fragte, als jener geendet hatte: „Sie wollen also, daß wir Sie, wenn etwas vorkommt, benachrichtigen, ehe wir ausstellen?“

Koppel bat darum. Er hatte nun noch einmal die Personbeschreibung zu liefern und als der Beamte sie in ein großes Buch eingetragen hatte, entließ er ihn mit der wieder besonders stimmungswaltigen Mahnung:

„So, Sie können auf uns rechnen. Wenn Sie aber die Vermißte wiederfinden, so lassen Sie es uns wissen, damit wir die Eintragung streichen können. Das Publikum ist auch zu unverständlich. Die Leute denken nicht daran, uns zu benachrichtigen, und wir haben die unnöthige Arbeit.“

Als Koppel wieder in der Halle stand, war er ein anderer Mann. Er hatte jetzt die Kraft, die Leichen im Vorübergehen anzusehen. Es waren ihrer fünf, vier Männer und ein Weib, Alles alte Leute, jämmerliche Wracks, von der Brandung des Weltstadt-  
Meeres an den Strand geworfen. Aber so glücklich er war, daß er keine grauenhafte Entdeckung zu befürchten hatte, er fühlte dennoch, wie ihm Schauer auf Schauer über den Rücken krochen, wenn er sich vorstellte, daß seine Mutter hier liegen konnte, der arme Leib entblößt, ein Schauspiel für gleichgiltige Gaffer.

Er rief dem Kutscher seine Wohnung zu, lehnte sich in die Ecke des Wagens und schloß die Augen. Eine eigenthümlich hoffnungsfrohe Stimmung kam mit einemmal über ihn. Während er mit tausend Mengsten in der Morgue suchte, war ja seine Mutter wahrscheinlich schon lange daheim! Der Gedanke wuchs zu einer festen Ueberzeugung an. Wahrscheinlich? Nein: ganz gewiß! Seine Mutter erwartete ihn zu Hause. Wie wunderbar doch das Spiel der Ahnungen ist, dachte er; die Gewißheit war ihm so plötzlich, so unbegründet und doch so untrüglich aufgegangen! . . .

An seiner Hausthür stieg er aus der Droschke und trat rasch zur Pförtnerstube. Er zweifelte nicht, daß Herr Knecht oder seine Angehörigen ihm mit freudigen Gesichtern entgegeneilen, ihm schon von Weitem zurufen würden: „Sie ist da!“

Frau Knecht wurde seiner zuerst ansichtig. „Nun?“ fragte er zuversichtlich, fast fröhlich.

„Nichts!“ erwiderte sie.

Alle Luftschlösser, die seine Einbildungskraft schon gebaut hatte, brachen mit einemmale zusammen. Wie vom Donner gerührt stand er einen Augenblick unbeweglich, dann verließ er langsam und lautlos die Stube. Er that einige Schritte nach der Treppe, an ihrem Fuße kehrte er jedoch um und schritt zum Wagen. Er hatte nicht den Muth, hinaufzugehen. Neben seiner bohrenden und reißenden Ruhelosigkeit empfand er eine eigenthümliche Beschämung, ohne die Gesuchte vor die Seinen zu treten. Er kam sich selbst unsagbar klein, nichtig, einfluß- und machtlos vor; er war nichts und konnte nichts; was er that, war unerheblich; was er sagte, war wie Fliegengesumm. Es schien ihm, als müsse er seine tiefe Demüthigung in Einsamkeit und Dunkelheit verbergen.

„Wohin, Patron?“ fragte der Kutscher. Dies riß ihn aus seinem düstern Sinnen. Ja, wohin? Er dachte nach. Daß die Behörden nicht die kleinste Anstrengung machen würden, um ihm beizustehen, das war ihm nun klar. Um ihre Gleichgiltigkeit zu überwinden, war irgend eine wirksame Empfehlung nöthig.

Aber wie diese erlangen? Sollte er Wolzen zu Hilfe rufen? Der Besitzer des Privatgymnasiums kannte viele Leute, aber er war eine trockene, wenig einnehmende Natur und konnte wahrscheinlich nichts thun, selbst wenn er dazu bereit gewesen wäre, was nicht einmal sicher war. Die Botschaft? Er hatte sich in den elf Jahren, daß er in Paris lebte, niemals der Vertretung seines Vaterlandes genähert; die Umstände, unter welchen er der Heimath den Rücken gewendet, hatten ihm wenig Neigung gelassen, mit dem amtlichen Deutschland in Berührung zu kommen. Das mußte er jetzt büßen. Wie würde man ihn auf der Botschaft aufnehmen? Es war inzwischen fünf Uhr Abends geworden, die Amtsstunden waren vorüber, er würde wahrscheinlich Niemand antreffen und von irgend einem Diener den Bescheid erhalten, morgen oder gar erst Montag wiederzukommen. Damit war ihm nicht aus der augenblicklichen Noth geholfen. Nie war ihm seine vollständige Vereinzeltheit in Paris so grauenhaft zum Bewußtsein gekommen wie jetzt. Er fühlte sich wie ein Schiffbrüchiger, der einsam in einem Kahn auf dem Weltmeer treibt. Die drittehalb Millionen Menschen, die mit Geräusch und Bewegung um ihn her lebten, schienen ihm ebenso viele Wassertropfen und sie anzurufen schien ebenso unsinnig, wie von den Wellen des Ozeans Theilnahme zu verlangen, die kalt, fremd, ohne Halt an die Bootswand plätscherten. Nicht einen Freund wußte er sich —

Plötzlich fiel ihm Henneberg ein. Er machte sich fast Selbstvorfürfe, daß er nicht schon früher an ihn gedacht. „Rue de Téhéran!“ rief er dem Kutscher zu. In Wirklichkeit war er mit Henneberg in Berlin keineswegs besonders innig befreundet gewesen. Sie hatten einfach die guten Beziehungen unterhalten, die zwischen Personen von annähernd gleichem Alter und in gleicher Stellung leicht entstehen. Da Koppel verheiratet war, Henneberg aber nicht, so war dieser manchmal zu Koppels gekommen, um den Abend mit ihnen bei schwerem Gespräch und leichtem Imbiß zu verbringen. Die Freude des überraschenden Wiedersehens in Paris hatte jedoch bei Koppel eine gewisse Erinnerungstäuschung über die Beschaffenheit ihres frühern Verhältnisses hervorgerufen und ihm kam vor, er habe in der Berliner Zeit keinen nähern Freund besessen als Henneberg. Wie lieblos von mir, dachte er, daß ich seinen Besuch noch nicht erwidert habe! Und welche gerechte Strafe, daß ich nun als Hilfesuchender zu ihm kommen muß!

Wenn er ihn nur antraf! Alles Heil schien ihm jetzt davon abzuhängen. Die Nacht war völlig angebrochen, die Straßenlaternen wurden angezündet, der Regen strömte endlos weiter. Wie unerträglich langsam der Wagen froch! Ein über das anderemal fuhr Koppel mit dem Kopfe zum Fenster hinaus und versuchte durch das Versprechen eines großen Trinkgeldes mehr Leben in den Kutscher zu bringen. Dieser aber brummte nur etwas von glitschigem Pflaster und der

Abgerackertheit seines Gauls und zottelte in der nämlichen Gangart weiter.

Endlich hielt er vor der ihm angegebenen Nummer der Rue de Téhéran. Es war ein prächtig aussehendes Haus mit weiter Einfahrt, die Pförtnerstube ein hell erleuchteter, fast hallenartiger Raum mit morgenländischen Divans und Armstühlen, der Pförtner ein Mann mit den rasirten Lippen und Kinn und dem gepflegten Backenbart eines Staatsanwalts und einem gestickten Sammkäppchen auf dem würdevollen Kopfe, die verglaste Treppe geheizt und mit einem reichen Teppich belegt, den Kupferstäbe festhielten.

Henneberg bewohnte den ersten Stock. Ein Diener öffnete dem klingelnden Koppel und führte ihn durch ein pflanzengeschmücktes großes Vorzimmer und einen Brunksaal in einen kleinen Salon links von diesem, wo er ihn nach seinem Namen fragte. Ob Henneberg zu Hause sei? Er werde nachsehen. Bis der Diener wiederkam, hatte Koppel Zeit, sich umzusehen. Er war jedoch zu aufgeregt, um auf Einzelheiten zu achten. Er empfing nur den allgemeinen Eindruck, daß Teppiche, Thür- und Fenstervorhänge, morgenländische Sigmöbel, Schaustücke, Bilder, Bronzen den Raum, wo er sich befand, zu einem Schmuckkästchen machten. Nach wenigen Minuten wurde die Portiére im Hintergrunde lebhaft aufgehoben und Henneberg erschien lächelnd und mit ausgestreckter Hand: „Das ist schön, lieber Freund —“

Er unterbrach sich jäh, als er Koppels Miene bemerkte, und fragte nur erschrocken: „Was gibt es?“



Koppel ergriff Hennebergs Hand, hielt sie krampfhaft fest und sagte mit bebender Stimme: „Meine Mutter ist seit heute früh verschwunden.“

„Was heißt das, verschwunden?“

Koppel gab ihm die Einzelheiten und berichtete in Kürze über alle Schritte, die er gethan. Henneberg wurde ebenfalls sehr aufgeregt, zog ihn in einen viel größern Nachbaralon und ließ ihn neben sich auf ein Sopha nieder sitzen. Die vielstündige Unruhe, die Ermüdung, die Hoffnungslosigkeit thaten ihr Werk. Koppels Widerstandskraft war zu Ende und bei den letzten Worten seiner Erzählung brach er in unaufhaltbares Schluchzen aus. Henneberg legte ihm die Hand auf die Schulter. „Fasse dich, mein armer Freund, es ist noch nichts verloren.“

„Du weißt nicht,“ brachte Koppel mit thränen-erstickter Stimme hervor, „was mir meine Mutter ist, was sie für mich gethan und gelitten hat.“

„Ich kann dir Alles nachfühlen,“ erwiderte Henneberg, dessen Augen feucht wurden. „Ich habe auch eine Mutter gehabt, die mir Alles war und der ich Alles schuldete. Und ich habe nicht das Glück gehabt, mich dankbar erweisen zu können. Aber was gedenkst du nun zu thun?“

„Du bist meine letzte Hoffnung.“

„Ich!“

„Du hast einflußreiche Bekannte, die vielleicht den Polizeipräfekten oder einen Minister kennen; vielleicht könnte man die Polizei zu größerem Eifer anspornen.“

„Gm. Ja. Vielleicht. Laß mal sehen.“ Er erhob sich und ging einigemale auf und ab. Plötzlich blieb er vor Koppel stehen. „Ich habe einen Gedanken. Wir wollens versuchen.“ Er trat an den Kamin und drückte auf den Knopf der elektrischen Klingel. Der Diener erschien in der Thür. „Rasch anspannen.“

„Ich habe eine Droschke unten,“ fiel Koppel ein.  
„Bezahlen Sie die Droschke.“

„Aber —“

„Und schicken Sie sie weg.“ Henneberg hatte auf Koppels Einwand nicht geachtet. Als der Diener gegangen war, sagte er: „Wir kommen in meinem Wagen rascher vorwärts. Entschuldige einen Augenblick.“ Er verschwand durch die Thür im Hintergrund des kleinen Salons und erschien nach einigen Minuten im Ueberrock mit vielfarbiger Ordensrosette im Knopfloch. „Ich bin bereit.“ Koppel schritt zur Thür. Im Vorzimmer reichte der Diener Henneberg den Spazierstock, in dessen ziselirten Goldknäuf ein Uehrchen eingelassen war, den strahlenden Cylinder und ein Paar neuer Handschuhe. Koppel begann den Diener zu fragen, was er dem Droschkenfutscher bezahlt habe. Henneberg zog ihn aber lebhaft mit sich fort, indem er ihm deutsch zurief: „Sei doch nicht so kleinlich.“ In der Einfahrt hielt das Coupé, vor das ein prachtvoller Fuhs mit silberbeschlagenem Geschirr gespannt war. Der würdige Pförtner stand vor der offenen Thür seiner Stube und nahm das Käppchen ehr-

erbietig vom Haupte, als Henneberg erschien. Ein Diener riß beflissen den Schlag auf und schloß ihn sacht hinter den Beiden. Henneberg sagte ihm einige Worte, die dieser dem Kutscher wiederholte, dann rollte der Wagen auf die Straße hinaus. Die innere Ausstattung des Coupés entsprach seiner äußern Erscheinung. Die Fenster waren schrägrandig geschliffene Spiegelscheiben, die Capitonirung bestand aus braunem Marcoquin, der kleine Spiegel an der Vorderseite hatte einen getriebenen Rahmen aus oxydirtem Silber, aus demselben Metall war der Aschbecher unter dem Spiegel. Koppel hatte nicht lange Zeit, diesen Reichtum zu bewundern. Der herrlich weitgreifende und vogelflinke Trab des Vollbluts brachte den Wagen in wenigen Minuten an das Ziel, ein vornehm aussehendes größeres Hotel in der Rue Fortuny.

„Der Baron zu Hause?“ fragte Henneberg, als er in die Halle eingetreten war.

Der Lafai, der ihm entgegentrat, war in eine ungewöhnlich reiche Livrée gekleidet: dunkelblauer Rock à la française mit Silberstreifen und silbernen Fangschnüren, Scharlachweste, hellblaue Kniehosen und weiße Seidenstrümpfe.

„Nein,“ erwiderte der Diener, „aber die Frau Baronin ist da.“

„Melden Sie mich, bitte,“ gab Henneberg kurz zurück und stieg, ohne etwas Weiteres abzuwarten, die Treppe hinauf, auf der der Lafai ihm voranleitete einem oben mittlerweile erschienenen zweiten Diener

einige Worte zuflüsternd, hob er den Thürvorhang vor den Eintretenden auf, während der andere in den inneren Gemächern verschwand.

Henneberg, der hier zu Hause schien und weder den Ueberzieher ausgezogen noch Hut und Stock abgelegt hatte, schritt durch einen ersten und zweiten Salon in ein boudoirartiges Zimmer, wo ihm die Hausfrau bereits entgegentrat und ihm die Hand reichte, die er galant küßte. Er sagte dann deutsch: „Gestatten Sie mir, Ihnen einen Landsmann vorzustellen, meinen Freund Doctor Koppel.“

Koppel und die Dame hielten beide, als sie einander erblickten, plötzlich in ihrer Bewegung inne und starrten einander an, Koppel verblüfft, die Dame überrascht. Henneberg bemerkte verwundert diese Wirkung, zögerte jedoch, nach ihrer Ursache zu fragen.

Die Dame machte der Verlegenheit ein Ende, indem sie Koppel die Hand reichte. „Ich sehe,“ sagte sie, „daß Sie mich erkennen. Sie irren sich nicht. Die Baronin Agostini ist Fräulein Hausblum, die arme deutsche Lehrerin, die vor zehn Jahren zu Ihnen gekommen ist und die Sie freundlich aufgenommen haben.“

„Für die ich leider nichts thun konnte,“ stammelte Koppel.

„Es hat nicht an Ihrem guten Willen gelegen. Und es ist ja schließlich auch so gegangen.“ Ein Lächeln flog über ihr Gesicht, als sie dies sagte. „Bitte, nehmen Sie Platz und sagen Sie mir, was mir den Vorzug Ihres Besuches verschafft.“

Henneberg nahm für seinen Freund das Wort und erzählte sein Anliegen.

„Die gute alte Dame!“ rief die Baronin aufrichtig erschrocken und bewegt, „das ist ja schrecklich. Was soll nun geschehen? Was soll ich thun?“

„Der Baron kennt ohne Zweifel den Polizeipräfekten,“ sagte wieder Henneberg.

„Gewiß,“ fiel die Baronin lebhaft ein, „ich kenne ihn auch, er hat ich weiß nicht wie oft bei uns gegessen.“

„Vortrefflich,“ fuhr Henneberg fort, „ich bin nun gekommen, den Baron zu bitten, daß er den Präfekten für meinen Freund interessire. Es thut mir sehr leid, daß wir ihn nicht angetroffen haben.“

„Vor sieben muß er ja nach Hause kommen, um sich zum Diner anzukleiden,“ erwiderte die Baronin, „aber so lange wollen Sie natürlich nicht warten.“

„Die Sache eilt begreiflicherweise,“ bemerkte Henneberg und Koppel begannen wieder die Thränen unaufhaltjam über die Wangen zu rollen.

Die Baronin sprang von ihrem Sitz auf. „Der Baron ist jetzt höchst wahrscheinlich in seinem Cercle. Kommen Sie. Wir wollen ihn dort aufjagen. Und treffen wir ihn nicht an, so gehe ich selbst mit Ihnen zum Präfekten.“

„Das wollten Sie thun?“ fragte Koppel bewegt.

„Das ist doch natürlich. Ich werde Sie doch in einer solchen Lage nicht ohne Hilfe lassen. Ich will mich rasch fertig machen.“ Und sie glitt hurtig aus dem Boudoir.

Die Baronin Agostini war eine schöne Frau von etwa dreißig Jahren, die unter allen Umständen Eindruck machen mußte. Jetzt schien sie Koppel ein überirdisches Wesen mit ihrer hohen und kräftigen, doch nicht plumpen Gestalt, ihrem stolzen Kopf mit der schwarzen Haarfülle, ihren großen blickenden Schwarzaugen, ihrer klassisch geraden, etwas langen Nase, ihrem gebieterischen Mund, der beim Lächeln glänzende Raubthierzähne entblökte. Es ging von ihr eine unterwerfende und beruhigende Wirkung aus. Eine Sache, die diese kraftvolle Frau mit den leichten, entschlossenen Bewegungen, dem überlegenen Blick und dem klaren, sichern Wort in die Hand nahm, konnte, so schien es, nicht fehl schlagen.

„Das ist gelungen,“ flüsterte Henneberg, als sie allein waren; „du kennst die Baronin also?“

„O, sehr wenig, und es ist so lange her; ich hätte sie gewiß nicht wieder erkannt, wenn sie an Erscheinung und Wesen nicht so ungewöhnlich wäre. Aber was ist sie jetzt, oder vielmehr was ist ihr Mann?“

Henneberg konnte sich nicht enthalten, ein wenig zu lächeln. „Wenn du kein solcher Weltfremdling wärst, so müßtest du wissen, daß Baron Agostini eine der ersten Persönlichkeiten der hiesigen Hochfinanz ist. Er ist der Vorsitzende der französisch-morgenländischen Bank, ungezählte Millionen reich und von unbegrenztem Einfluß. Zu einer bessern Schmiede konnte ich dich nicht führen.“

Koppel drückte seinem Freunde dankbar die Hand und versank in ein Schweigen, das dieser schonte.

Es dauerte nicht lange, so erschien die Baronin in einem königlichen Altgold-Sammtmantel mit Schwanen-Verbrämung und mit einem kleinen goldschimmernden Schmelzhütchen auf dem Kopfe.

„Bitte, meine Herren,“ sagte sie kurz und rauschte ihnen voran. Zwei Lakaien hielten sich zu beiden Seiten der Hausthür und öffneten sie vor der Baronin. Draußen stand eine Victoria mit zwei Braunen; ein Lakai in dunkler Straßenlivrée hatte die Hand am silbernen Griffe des Schlags.

„Sie haben anspannen lassen?“ rief Henneberg.

„Ihr Coupé wäre für uns Alle doch nicht bequem genug gewesen. Und ich bin an meinen Wagen gewöhnt.“ Sie stieg ein, während Henneberg seinen Kutsher rasch anwies, der Victoria zu folgen. Im Wagen wollte keiner der beiden Männer den Rücksitz einnehmen. Die Baronin machte den höflichen Verwahrungen ein Ende, indem sie Koppel mit einer feinen Einwand gestattenden Bestimmtheit befahl, sich an ihre linke Seite zu setzen.

Lautlos flog der Wagen auf seinen Gummirädern den ausgezeichnet gepflasterten Boulevard Malesherbes entlang nach dem Concordienplatze, wo sich der Club des Barons befand.

„Sehen Sie, ob Sie den Baron finden, und sollte er nicht da sein, so fahren wir nach der Präfektur weiter.“

Henneberg und Koppel stiegen aus und eilten in das Haus. Sie athmeten auf, als der Diener in der Halle mittheilte, daß der Baron anwesend sei. Er

erschien auch alsbald in dem Salon, wo sie ihn erwarteten: ein kleiner, magerer, alter Mann, sehr fahl, das Gesicht gelb und unwahrscheinlich runzelig, auf der Oberlippe ein forsch fein wollendes, grausam schwarz gefärbtes Schnurrbärtchen, an der Unterlippe eine ebenso unerbitterlich verjüngte „Mouche“, im Auge ein Monocle, im Knopfloch die rothe Rosette. Bei seinem Anblick empfand Koppel etwas wie ein plötzliches Bangen. Blitzschnell verglich er dieses getünchte Grab mit der Lebensfülle des üppigen Weibes draußen im blauseiden ausgeschlagenen prunkvollen Wagen und eine Ahnung von geheimen Trauerspielen ging ihm auf. Doch das Bild seiner Mutter verdrängte gleich wieder auch diese Vorstellungreihe.

Der Baron reichte Henneberg leutselig zwei Fing er und fragte nach seinem Begehr. Als er unterrichtet war, wandte er sich freundlich an Koppel und sagte: „Es soll mich freuen, Ihnen zu dienen.“ Dann trat er an den Fernsprecher und verlangte Anschluß an die Polizeipräfektur, der ihm rasch wurde. Nachdem er einige Reden und Antworten ausgetauscht hatte, wandte er sich an den in schmerzlicher Erwartung harrenden Koppel. „Der Herr Präfekt sagt mir, daß er sich eben zu einem amtlichen Diner ankleide und gleich ausgehen müsse. Er stellt mir aber seinen Sekretär zur Verfügung, der in Ihrer Sache ganz so gut ist wie der Präfekt selbst. Der Sekretär ersucht Sie, sofort zu ihm zu kommen. Das ist das Beste, was Sie thun können, glaube ich. Er erwartet Sie.“



Koppel dankte innig, der Baron unterbrach ihn jedoch: „Bitte, bitte, es ist mir ein Vergnügen. Verlieren Sie jetzt keine Zeit. Und guten Erfolg!“

Er hatte inzwischen Hut und Ueberzieher herbeiholen lassen, und begleitete die Besucher zum Wagen seiner Frau, der er galant die Hand küßte und die Sachlage mittheilte. Henneberg und Koppel wollten sich von der Baronin verabschieden, allein sie sagte: „Was fällt Ihnen ein! Ich gehe mit Ihnen.“ Sie stiegen also wieder ein, während Baron Agostini in den Cercle zurückkehrte.

Im Palast des Polizeipräfekten am Boulevard du Palais erklimmen sie drei Treppen, um zum Sekretär zu gelangen, dessen Zimmer über der Privatwohnung des Präfekten lagen. Der Sekretär erhob sich einigermaßen überrascht, als er eine nicht erwartete, vornehm aussehende Dame eintreten sah, und er entfaltete eine fast aufgeregte Zuorkommenheit, als sie sich ihm nannte und ihre beiden Begleiter vorstellte. Wieder begann Koppel seine trostlose Geschichte, zum zehntenmal an diesem Unheilstage. Der Sekretär hörte mit größter Aufmerksamkeit zu, ohne ihn ein einzigesmal zu unterbrechen. Als Koppel geendet hatte, legte der Sekretär die Hand an den Mund und sann eine Weile nach. Die Baronin unterbrach ihn mit der Frage: „Da Frau Koppel doch anscheinend nicht auf der Straße verunglückt oder erkrankt ist, was kann denn mit ihr geschehen sein? Verbrechen am hellen Tage mitten in der Stadt sind doch wohl un-

denkbar? Menschenraub kommt doch nur in Schauerromanen vor?"

„Frau Baronin,“ erwiderte der Sekretär, „in der großen Stadt ereignen sich die unwahrscheinlichsten Dinge. Doch wozu sich über Möglichkeiten den Kopf zerbrechen. Es ist praktischer, zu handeln. Ich werde den Polizeikommissaren aller Viertel die Weisung zugehen lassen, mir augenblicklich den Tagesbericht zu erstatten. Voraussichtlich erfahren wir dann gleich etwas Nützliches.“

„Das hat der Herr Chef des Personals schon vor zwei Stunden gethan oder zu thun versprochen,“ warf Koppel dazwischen.

Der Sekretär ließ einen raschen, nicht besonders wohlwollenden Blick über ihn gleiten, schwieg einige Sekunden, sagte dann: „Verzeihen Sie, Frau Baronin,“ und ging in das Nebenzimmer, wo man ihn mit gedämpfter Stimme in den Fernsprecher reden hörte. Als er wieder eintrat, hatte er auf der Stirn eine Unmuthsfalte, die er zu unterdrücken suchte. „Jetzt nehme ich selbst die Sache in die Hand,“ bemerkte er, ohne sich über das Ergebnis seiner Unterredung auszulassen. „Seien Sie überzeugt, Frau Baronin, daß wir nichts versäumen werden, was Erfolg verspricht.“

„Der Baron und ich werden Ihnen und dem Herrn Präsekten dafür auf das Innigste verpflichtet sein,“ erwiderte die Baronin und grüßte wie eine Königin. Der Sekretär begleitete sie bis an die Treppe und blieb dort stehen, bis sie ein Stockwerk tiefer angelangt war.

„Erlauben Sie mir, Sie jetzt nach Haus zu bringen,“ sagte die Baronin Agostini, als sie ihren Wagen erreicht hatte. „Bis jetzt ist ja offenbar nichts geschehen, aber ich habe den Eindruck, daß der Sekretär sein Versprechen halten wird.“

Koppel ergriff die energische schlanke Hand der schönen Frau und küßte sie mit überströmender Dankbarkeit.

Als der Wagen vor dem Hause in der Rue St. André-des-Arts angelangt war, reichte die Baronin Koppel die Hand. „Ich gehe nicht mit Ihnen hinauf. Ich würde fürchten, in diesem Augenblick ungelegen zu kommen. Erlauben Sie mir aber, daß ich im Laufe des Abends bei Ihnen nachfragen lasse. Und empfehlen Sie mich Ihrer lieben Frau Gemahlin.“

Henneberg verabschiedete sich gleichfalls von Koppel und bat um Nachricht, sowie er selbst etwas erfahren würde.

Bei den Seinen fand Koppel die beiden Nachbarmädchen vom ersten Stock, die bescheiden hinaus huschten, als er eintrat. Frau Käthe warf sich ihm an die Brust. „Wir sind auch schon um dich bange geworden. Wie konntest du nur so lange wegbleiben.“

Er löste sich los und berichtete wortkarg über seine Schritte. Er war tief erschöpft und sah verfallen aus. Frau Käthe bemerkte es und bestand nicht auf Ausführlichkeit. Sie nahm ihn am Arm und führte ihn in's Eßzimmer. Als er abwehrend bemerkte: „Ich kann doch nicht essen,“ erwiderte sie sanft: „Hugo, sei

gut. Du mußt dich stärken. Du weißt nicht, wie du noch deine Kraft nöthig haben kannst.“

Während der Mahlzeit wurde kein Wort gesprochen. In Koppels Denken herrschte eine einzige Vorstellung: das Grauen vor der kommenden Nacht. Daß er nicht zu Bette gehen konnte, war ihm klar. Aber was sollte er anfangen? Daheim sitzen und Qualen leiden? Oder nutzlos in den Straßen umherirren? Und das Schrecklichste war, daß es vielleicht nun lange, immer so sein würde. Er war dahin gelangt, daß er es schon als einen Trost empfunden hätte, selbst das Schlimmste zu erfahren, selbst den Tod seiner Mutter, wenn er nur überhaupt etwas Bestimmtes erfuhr. Unerträglich in seiner Grausamkeit dagegen war ihm der Gedanke, daß das Geheimniß vielleicht ewig unaufgeklärt bleiben würde. Wie, wenn die Mutter spurlos verschollen war, wenn er nie wieder von ihr hörte? Dann kam er über das Ereigniß bis an sein Lebensende nicht hinweg, das fühlte er mit Schauern. Dann wurde der Gedanke an seine Mutter eine Zwangsvorstellung, die das Gleichgewicht seines Geistes zerstörte. Dann hatte er sie unaufhörlich in entsetzlichen Lagen vor Augen, verstümmelt, hilferufend, beraubt, ermordet, bei Besinnung, doch sprachlos unter Unbekannten, Gleichgiltigen, die Hände nach ihrem Sohn ringend, seinen Namen unverständlich röchelnd, von schlammigen, eiskalten Wassern getrieben, von den Messern wiehernder Anatomie-Lehrlinge zerfetzt, von betrunkenen Todtengräbern in's Armenloch geworfen.

Das Abendbrod war gegessen, Martha hatte möglichst geräuschlos abgedeckt, die vier gemarterten Menschen saßen noch immer still brütend an dem Familientische, da wurde draußen plötzlich die Klingel laut, offenbar von einem autoritären Arme gezogen. Alle vier schnellten empor und stürzten in's Vorzimmer. Koppel war der erste an der Thür und riß sie auf. Draußen stand ein Schutzmann, hinter dem die Riesengestalt des Herrn Knecht sichtbar wurde.

„Herr Koppel?“ fragte der Schutzmann.

„Bin ich,“ antwortete Koppel athemlos.

„Eine Dienstdepesche,“ sagte jener und überreichte ein zweimal gefaltetes Papier ohne Umschlag.

Koppel nahm sich nicht die Zeit, in's Zimmer zurückzukehren. In der offenen Thür las er bei der Gasflamme der Treppe: „Von der Polizeipräfektur an die Polizeiwache, Rue de Buci. Sofort Herrn Koppel, Rue St. André-des-Arts Nr. 222 verständigen, daß Frau Koppel, seine Mutter, sich auf der Polizeiwache, Rue d'Auteuil, befindet und zu seiner Verfügung ist.“

Er stieß einen Freudenruf aus und begann so heftig zu zittern, daß er das Papier beinahe fallen ließ. Frau Käthe nahm es ihm aus der Hand und las die Depesche laut. Sie und die Kinder brachen in Schluchzen aus und der Pförtner ging schleunigst die Treppe hinunter, um die Kunde im Hause und in der Nachbarschaft zu verbreiten.

Koppel holte mit bebender Hand aus seiner Tasche ein Fünffrankenstück und wollte es dem Schutzmann

reichen. Dieser lehnte mit einer entschiedenen Geberde ab.

„Bitte, nehmen Sie. Sie haben einer verzweifelten Familie Erlösung gebracht.“

„Lassen Sie das,“ erwiderte der Schutzmann schroff, „ich darf nichts annehmen.“

„Dann lassen Sie mich Ihnen wenigstens die Hand drücken.“

Des Schutzmanns Miene verlor ihre amtliche Strenge, er schlug freundlich in die dargereichte Hand ein und entfernte sich strammen Schrittes.

Koppel und die Seinen kehrten in das Zimmer zurück, wo Eltern und Kinder einander weinend umarmten. Koppel war der erste, der sich aus der weichen Nührung emporraffte. Er verlangte Hut und Rock und während Oskar eiligst beides holte, sagte er zu Frau Käthe in fliegender Hast: „Schicke sofort um unsern Arzt, damit er hier ist, wenn ich mit der Mutter heimkomme. Wärme ihr Bett und bereite warmes Wasser vor. Alles Andere wird der Arzt anordnen.“

„Aber wie in aller Welt kann sie nach Auteuil gekommen sein, reichlich eine Wegstunde von hier?“

„Das wird sich ja aufklären. Und übrigens ist es gleichgiltig. Die Hauptsache ist, daß wir sie haben.“

Er eilte hinunter und rief am Hausthor die erste Droschke an, die leer vorbeifuhr. Er miethete sie auf Zeit, versprach dem Kutscher aber die doppelte Gebühr und noch mehr, wenn er trotzdem so rasch fahren wollte,

wie sein Pferd irgend konnte. Der Kutscher war willig und hieb auf seine Mähre los. Es war nicht die weiche Fahrt wie vorhin im Coupé von Henneberg und in der Victoria der Baronin Agostini, aber er rasselte durch die Straßen, daß die Funken unter den Hufeisen des armen Gauls stoben, und die Bewegung genügte fast seiner vorausfliegenden Ungeduld. Trotzdem dauerte es reichlich eine halbe Stunde, bis er an seine Bestimmung gelangte, die am andern Ende von Paris lag.

Vor dem Revierposten standen zwei Schutzleute, die, als sie Koppel aus der Droschke springen sahen, ehe sie noch hielt, ihm zuriefen: „Ah, es ist wegen der alten Dame!“ und vor ihm in die Wachtstube traten.

Das erste, was Koppel erblickte, als er in den überhitzten Raum gelangte, war seine Mutter, die auf der Holzbank in der Mitte saß und mit der Miene eines verschüchterten, bangen Kindes um sich sah. Als sie seiner ansichtig wurde, hellte sich ihr Gesicht auf und sie rief lächelnd: „Na, da bist du ja!“

Er umarmte und küßte sie, zuerst keines Wortes mächtig. Wie fühlte sie sich an! Wie sah sie aus! Ihr Mantel und ihre Kapuze waren zum Auswinden naß, ihr Kleid troff, sie war fast bis an die Augen mit dem zähen, fettigen Schlamme der Pariser Straße besprenkelt, ihre Hände waren trotz der gestrickten Fäustlinge klamm und sie saß geknickt, ohne die Kraft im Rücken, sich gerade zu halten. Neben ihr stand auf dem Boden ihr Korb, in den ein ungeheurer, ihn fast sprengender Kohlkopf gezwängt war.

Die Anwesenheit von drei Schutzleuten und einem Brigadier, die neugierig zusahen, half Koppel, seiner ersten Bewegung Herr zu werden. Der Aufforderung des Brigadiers folgend, trat er an den Schreibtisch und setzte seinen Namen unter das unvermeidliche Protokoll.

„Seit wann ist meine Mutter hier?“ fragte er.

„Seit etwa zwei Stunden. Gegen sechs Uhr haben unsere Leute sie in der Straße bemerkt. Sie taumelte und schleppte sich langsam mit ihrem Korb fort. Anfangs glaubten die Leute etwas Anderes — nichts für un- gut! — und führten sie hierher. Dann sahen wir wohl, daß es nicht das war und daß die arme Dame sich nur verirrt hatte. Sie sagte allerlei, aber hier konnte sie keiner verstehen. Wir haben ihr warme Suppe angeboten, aber sie hat nichts nehmen wollen.“

„Zwei Stunden in den triefenden Kleidern!“ konnte Koppel sich nicht enthalten zu murmeln.

„Ja, was konnten wir thun! Wir mußten sie doch hier behalten.“

„Was hätten Sie in der Nacht mit ihr angefangen?“

„Wir hätten sie wohl nach der Präfektur oder in ein Spital geschickt. Aber vor einer Stunde kam eine Anfrage aus der Präfektur, wegen einer alten Dame, so und so, die nicht Französisch könne. Da sagte ich sofort: das ist unser Gast, und meldete zurück: wir haben sie! Wie Sie sehen, habe ich richtig gerathen.“ Der Brigadier rieb sich vergnügt die Hände, während er sprach.



Koppel drängte es, seine Mutter nach Hause zu bringen. Er unterdrückte sein Verlangen nach weiteren Einzelheiten und fragte nur: „Darf ich mich Ihren Leuten für ihre Aufmerksamkeiten gegen meine arme Mutter erkenntlich zeigen?“

„Sie haben nur ihre Schuldigkeit gethan,“ lautete die Antwort stramm. Dann fügte der Brigadier jedoch in entgegenkommenderem Tone hinzu: „Wir selbst dürfen nichts annehmen, aber wenn Sie etwas thun wollen, so brauchen Sie nur unsern Friedensoffizier zu ersuchen, daß er uns erlaube, Ihre Gabe anzunehmen.“

Koppel dankte und reichte seiner Mutter den Arm, um sie zum Wagen zu führen. „Mein Korb!“ rief sie angstvoll. Ein Schutzmann errieth, was sie sagte, nahm lächelnd den Korb und trug ihn ihr hinaus. Der Kutscher schien sich inzwischen über den Vorfall unterrichtet zu haben, denn er lachte den Herankommenden breit entgegen: „Nun, es geht ja gut! es geht ja gut!“

„Ja, jetzt aber nur rasch nach Hause, so rasch wie Sie können, bitte,“ erwiderte Koppel, während er die alte Frau, die vor Müdigkeit die Füße nicht mehr vom Boden lösen konnte, in die Droschke hob. Er zog seinen Ueberzieher aus und hängte ihn seiner Mutter um, die vor Kälte und Nässe zu zittern begann. Zugleich rieb er ihr die kalten Hände, um sie zu erwärmen.

„Welch langweilige Menschen!“ begann Frau Koppel ganz harmlos. „Ihre Schreibereien nehmen

gar kein Ende und dabei haben sie Alle Bretter vor dem Kopf.“

„Wie hast du dich nur so verirren können?“

„Das weiß ich selbst nicht.“ Sie sprach leise und schien beschämt. „Aber das kann doch in einer fremden Stadt Jedem zukommen.“

„Hast du denn nicht nach deinem Wege gefragt?“

„Doch. Aber die Leute verstehen einen ja nicht. Einer hat mich angestarrt und gelacht und die Achsel gezuckt, du weißt ja, wie sie es hier machen. Dann habe ich eine Frau angesprochen. Die ist gar nicht stehen geblieben. Dann habe ich mich nicht mehr getraut, Jemand anzureden.“

„Hast du denn etwas gegessen?“

„Wie werde ich nicht?“

„Wo?“

Sie sah ihn verwundert an: „Wo? Doch zu Hause? Wie jeden Tag? Machst du dir einen Spaß mit mir?“

Koppel erkannte, daß es keinen Zweck hatte, die arme Frau auszufragen, und blieb von da an still. Seine Mutter schloß an seiner Schulter ein.

Als sie anlangten, half der zu seiner vollen Zufriedenheit entlohnte Kutscher, Frau Koppel und ihren Korb bis an die Treppe zu bringen. Ein Duzend Hausbewohner und Nachbarn waren vor der Pförtnerstube versammelt und drückten Koppel unter Glückwünschen die Hand. Herr Knecht entriß ihm seine Mutter förmlich mit Gewalt und ließ es sich nicht

nehmen, sie hinaufzutragen. Oben wartete der Familienarzt bereits und befahl, daß man die alte Frau zunächst zu Bette bringe. Koppel überließ sie seiner Frau, entzog sich den Freudenausbrüchen seiner Kinder und antwortete im Wegeilen auf alle Fragen, mit denen sie ihn bestürmten: „Später erfahrt ihr Alles. Jetzt habe ich keine Zeit. Ich muß noch rasch aufs Telegraphenamt.“

Es war kurz vor neun Uhr, der Schlußfrist für die Aufgabe von Stadttelegrammen. Mit fliegender Hast schrieb er drei Rohrpostdepeſchen an den Sekretär des Präfekten, an die Baronin Agostini und an Henneberg und athmete auf, als der Beamte am Schalter mit einem Blick auf die Uhr sie noch annahm.

Jetzt erst war sein Tagewerk beendet. Zum erstenmal seit zehn Stunden schlug sein Herz ruhig, trotz der neuen Sorge um die Gesundheit seiner Mutter, die in ihm aufstieg.

Zu Hause fand er den Arzt im Begriffe zu gehen. „Es ist offenbar ein Fall von plötzlichem Verluste des Gedächtnisses,“ erklärte er, „wie er bei Greisen beobachtet wird. Der Anfall ist aber vollständig vorüber.“

„Und die Folgen der Ermüdung und Durchnässung?“

„Ja, die müssen wir eben abwarten. Hoffen wir das Beste.“

Im Schlafzimmer seiner Mutter saß Frau Käthe am Bette und hielt die Hand der alten Frau in der

ihrigen. Sie war rein gewaschen und gekämmt worden, hatte reichlich warme Milch getrunken, von der ein Rest auf dem Nachttisch stand, und lag nun gleichmäßig athmend in ruhigem Schlummer da. Koppel streichelte seiner Frau das Haar und die Wangen und sie lehnte mit überquellenden Augen den Kopf an seine Brust.

---

### Drittes Buch.

„Es ist nicht zu glauben,“ sagte der Arzt am folgenden Morgen, nachdem er Frau Koppel aufmerksam untersucht hatte. „Nicht das leiseste Fieber, nicht die kleinste Lungenerscheinung, nicht einmal ein Ansatz zu einem Schnupfen. So etwas von Widerstandskraft in diesem Alter ist mir noch nicht vorgekommen. Sie dürfen hoffen, daß Ihre Frau Mutter Ihnen noch lange Jahre erhalten bleibt. Nur lassen Sie sie nicht wieder allein ausgehen.“

Koppel und Frau Käthe drückten hocherfreut dem Arzte die Hand, der erklärte, daß man seiner nicht mehr bedürfe.

In der That, Frau Koppel war ganz munter und es kostete die größte Mühe, sie wenigstens den einen Tag im Bette zu halten, wie der Arzt es vorsichtshalber angeordnet hatte. Nur der rechte Arm war ihr wie gelähmt von der Last des Korbes mit dem gewaltigen Kohlkopf, den sie neun Stunden lang geschleppt hatte. Es war ihr unverkennbar peinlich, an das Abenteuer erinnert zu werden, ihre Umgebung verzichtete daher auf alle Fragen. Nur ihrem Liebling

Elsa erzählte sie im Laufe des Tages bruchstückweise allerlei Erinnerungen, die in ihr erwachten: wie sie auf ihrer Wanderung anfangs erstaunt und dann unruhig gewesen sei, wie sie manchmal Gegenden zu erkennen geglaubt, namentlich wenn sie den Fluß erblickt habe, was mehreremale geschehen sei, wie dann aber die Straßenbilder allmählig verschwommen seien und sie zuletzt wie traumwandelnd vor sich hingegangen sei, ohne Gedanken, ohne Maß für Zeit und Entfernungen, fast ohne Sorge, oder nur mit dem einen unbehaglichen Gefühl, man werde sie zu Hause auszanken, weil sie so lange ausgeblieben sei. Elsa hörte immer lächelnd zu, obgleich ihr häufig die Augen überquollen.

Aus dem Hause und der Straße kamen fortwährend Leute, um sich nach dem Befinden der Frau Koppel zu erkundigen. Der große Berleger, der das Hotel zwischen dem Hofe und dem Garten bewohnte, schickte seinen Diener mit einer Anfrage. Dasselbe that der berühmte Rechtsanwalt in der Straßenwohnung des ersten Stocks. Dies war in den elf Jahren, seit Koppels in dem Hause wohnten, die erste Berührung mit den reichen Nachbarn. Von der Baronin Agostini wurden einige Glückwunsch-Zeilen in Begleitung eines prachtvollen Straußes von Cyclamen, Chrysanthenen und Cattleyen gebracht. Henneberg sprach selbst vor, blieb jedoch nur ganz kurz, weil er glaubte, daß die ganze Familie noch der Erholung bedürfe.

Montag früh erschien ein unbekannter Mann, der Koppel zu sprechen verlangte. Als dieser zu ihm in

den Salon trat, sagte er: „Ich bin Polizei-Inspektor. Der Chef der Personal-Abtheilung schickt mich zu Ihnen, um Ihnen sein Bedauern auszudrücken, daß es uns trotz aller Anstrengungen noch nicht gelungen ist, eine Spur von Ihrer Frau Mutter aufzufinden. Zugleich soll ich mich bei Ihnen erkundigen, ob Sie vielleicht etwas erfahren haben.“

Koppel hörte zugleich erstaunt und belustigt zu. „Ich bin Ihrem Herrn Chef für seine Aufmerksamkeit tief verpflichtet. Ich habe meine Mutter seit vorgestern Abend wieder, und zwar dank der Polizei.“

„Wie!“ rief der Inspektor verblüfft, „Sie haben sie, und durch die Polizei?“

Koppel holte das Dienst-Telegramm herbei, das gesegnete Stückchen Papier, das vor 36 Stunden seine Trostlosigkeit in Freude verwandelt hatte, und reichte es dem Inspektor. Dieser las es aufmerksam und murmelte kopfschüttelnd: „Seltzam! Sehr seltsam!“

„Ich habe auch dem Herrn Sekretär der Präfektur noch denselben Abend meinen wärmsten Dank in einer Rohrpostkarte ausgesprochen,“ fügte Koppel hinzu.

„Der Sekretär hat uns nicht verständigt und wir suchen noch immer.“ Er schien sehr verlegen und tastete ein wenig nach Redensarten. Nach einer kleinen Pause erhob er sich und rief, während er sich verabschiedete, mit gezwungener Heiterkeit: „Ende gut, Alles gut, die Hauptsache ist doch, daß Sie sie wieder haben.“

Der Besuch des Beamten erinnerte Koppel an sein Versprechen, dem Aufseher der Morgue den Ausgang

der Sache mitzutheilen. Während er den Brief schrieb, empfand er etwas wie ein Nachbeben des Grauens, das ihn beim Betreten der Leichenhalle geschüttelt hatte. Zugleich kam ihm wieder mit neuer Klarheit zum Bewußtsein, welchen Dank er Henneberg und dem Baron Agostini schuldete. Ohne ihr Eingreifen hätte er vielleicht noch immer die Qual der Ungewißheit. Der Schritt des Polizei-Inspektors bewies dies fast unwiderleglich. Und wie unwahrscheinlich war es, daß die alte Frau trotz ihrer Zähigkeit heil davon gekommen wäre, wenn sie in den triefenden Kleidern und ohne Nahrung noch einige Stunden auf der Wachtstube hätte verbringen müssen!

An demselben Montag fuhr in den ersten Nachmittagsstunden die Baronin Agostini vor dem Hause in der Rue St. André-des-Arts vor. Sie besaß ein außergewöhnliches Ortsgedächtniß. Obichon es fast zehn Jahre her war, daß sie zum letzten Male bei Koppels gewesen, und obichon sie auch damals sie nur drei- oder viermal besucht hatte, mußte sie in dem Hause noch vollkommen Bescheid und brauchte beim Pförtner keine Auskunft zu verlangen, um zu Koppels zu finden. Herr Knecht sah erstaunt und ehrerbietig die hochgewachsene stolze Dame in der prachtvollen Seehundjacke an seiner Thür vorüberrauschen und er folgte ihr neugierig bis an die Treppe, um zu sehen, wohin sie ging. Er dachte, sie wolle zu den Masmajours, den Modistinnen im ersten Stock, und wunderte sich, daß die beiden jungen Mädchen in der kurzen Zeit, seit der sie in



Paris waren, schon so vornehme Kundschaft hatten. Als er die unbefannte Besucherin an der Thür der Masmajours vorbei weiter hinaufsteigen hörte, begab er sich langsam und würdevoll zu seiner Stube zurück.

Frau Käthe hätte die Baronin niemals erkannt, wenn Koppel sie nicht mit starker Empfindung geschildert hätte. Sie blickte sie mit lebhafter Neugierde, doch auch einer gewisser Befangenheit an. Bei der Betrachtung der vor ihr stehenden Erscheinung dämmerte allerdings die Erinnerung an die arme Erzieherin, die sie vor zehn Jahren einigemal gesehen hatte, wieder in ihrem Geist auf, aber sie hatte dennoch Mühe, die beiden Bilder in eins zu verschmelzen. Das war ja die hohe Gestalt des Fräuleins Hausblum — sie schien breiter geworden, doch war das vielleicht eine Wirkung der geänderten Mode; damals hatte man anliegende Leiber getragen, jetzt scholl der Oberleib in Puffärmel aus; aber diese selbst Frauen zwingenden sicherblickenden Augen, diesen gebieterischen Mund hatte Fräulein Hausblum nicht gehabt. Oder hatte sie sie bloß nicht bemerkt?

Die Baronin hatte ihr beim Eintreten in den Salon beide Hände entgegengestreckt, sie mit gewinnender Wärme begrüßt und zum guten Ausgange des Abenteuers beglückwünscht.

„Wie dankbar müssen wir Ihnen sein,“ sagte Frau Käthe. „Ich will gar nicht daran denken, wie es geworden wäre, wenn wir Sie nicht gefunden hätten.“

„Ich bin glücklich, daß ich Ihnen habe gefällig sein können,“ erwiderte die Baronin, indem sie der Einladung, auf dem Sopha Platz zu nehmen, entsprach.

Frau Käthe fühlte sich so unbehaglich, wie wenn sie kein gutes Gewissen hätte. Es schien ihr jetzt, als wäre sie vor Jahren der alleinstehenden Lehrerin in der fremden Stadt nicht freundlich genug begegnet, als hätte sie sich nicht genug angestrengt, ihr damals die gesuchte Beschäftigung finden zu helfen, als wäre es lieblos gewesen, niemals nach ihr zu fragen, da sie nicht von selbst wiederkam.

Wie wenn sie in der Seele von Frau Käthe gelesen hätte, bemerkte die Baronin lächelnd: „Wie doch der Zufall die Menschen auseinander und wieder zusammen führt. Wunderbarer als es der abenteuerlichste Roman thun könnte. Zum Glück finden wir uns unter Umständen wieder, die mir hoffentlich Verzeihung erwirken für die lange Vernachlässigung unserer Beziehungen.“

„Sie sind zu gütig, es so aufzufassen,“ rief Frau Käthe. „Im Gegentheil, es war ja von uns sträflich, daß wir uns nicht mehr um Sie gekümmert haben. Aber wir hatten ja keine Verbindungen und keinen Einfluß und konnten nichts thun —“

Ohne ihre Verlegenheit, die ihre Mittel einigermaßen verminderte, hätte Frau Käthe schwerlich den Fehler begangen, eine glänzend Angelangte an weniger großartige Anfänge zu erinnern.

Die Baronin schien die kleine Taktlosigkeit nicht zu bemerken oder als läßlich zu beurtheilen. „Nun, es ist ja auch so gegangen,“ erwiderte sie mit ausgezeichnet gespielter Einfachheit, die nicht die leiseste Prahlerei durchklingen ließ. „Als es mir schlecht und als es mir gut ging, habe ich Ihrer und der freundlichen Aufnahme, die ich bei Ihnen gefunden, immer dankbar gedacht.“

„Wie, es ist Ihnen auch schlecht gegangen?“

„Ja. Sehr.“

„Hoffentlich nicht lange. Und das Schicksal hat glücklicherweise ausgiebig gut gemacht, was es vielleicht an Ihnen gesündigt hat.“

„Ich habe dem Schicksal stark nachhelfen müssen und schulde seinem Wohlwollen nicht viel. Doch lassen wir das. Kann ich vielleicht Ihre Frau Schwiegermutter sehen? Wenn es sie nämlich gar nicht ermüdet.“

„Gewiß,“ rief Frau Käthe und eilte hinaus, um die alte Frau zu holen.

Frau Koppel, die sich ihrer Gedächtnißschwäche bewußt worden war, übte, um sie nicht bekennen zu müssen, die kleine harmlose List, jeder ihr vorgestellten Person gegenüber ein fröhliches Erkennen und warmes Begrüßen zu spielen. Freilich verrieth gerade der nicht immer richtig bemessene Grad der Wärme die Gemachtheit dieses kindlich schlauen Empfanges.

Die Dame in der feinen Kleidung und mit dem ragenden Buchse, die sich bei ihrem Eintritt erhob, schüchterte sie zwar ein wenig ein, da sie ihr aber die

Hände entgegenstreckte und lieb zulächelte, fand sie ihre Sicherheit wieder und schüttelte ihr herzlich die Hand.

„Frau Baronin Agostini,“ sagte Frau Käthe.

„Ich bitte dich, ich weiß doch! Ich werde doch die gnädige Frau kennen!“ rief Frau Koppel lebhaft. „Wie geht es Ihnen immer? Daß Sie Gott sei Dank gesund und munter sind, sehe ich.“

Die Baronin lächelte und streichelte der alten Frau die Hand. Sie war durch die unschuldige Verstellung nicht getäuscht, aber sie begriff deren Grund. „Mir geht es leidlich, danke,“ sagte sie; „ich wollte mich mit eigenen Augen überzeugen, daß auch Sie wohl sind.“

Frau Koppel blickte lebhaft auf. Sie war nicht sicher, ob sie in diesen Worten eine Anspielung auf ihr Abenteuer oder eine allgemeine Freundlichkeit ohne besondern Hintergrund sehen sollte. Die Baronin fuhr jedoch fort, herzlich mit ihr zu sprechen, ohne des Geschehenen mit einem Worte zu gedenken, und Frau Koppel wurde ganz aufgeräumt und plauderte über Wetter und Wirthschaft, nicht ohne zwischendurch die Besucherin vorsichtig nach ihren Verhältnissen auszuholen, um vielleicht doch zu erfahren, wen sie vor sich hatte, bis Frau Käthe sie sanft erinnerte, daß die Zeit für ihr Nachmittagschläfchen gekommen sei.

„Ihr Herr Gemahl ist ein rührender Mensch,“ sagte die Baronin, als Frau Koppel gegangen war; „wie er an seiner Mutter hängt! Wenn ich mich erinnere,

in welcher Verfassung ich ihn gesehen habe, als er um sie besorgt war —“

„Ja, Frau Baronin,“ erwiderte Frau Käthe, „sie ist ihm so viel, daß ich fast eifersüchtig werden möchte. Wenn er sie verloren hätte — nein, ich will es lieber nicht ausdenken. Mein Mann schuldet es ihr aber auch.“

„Schuldet nicht jedes Kind es seiner Mutter?“

„Gewiß. Aber sein Fall liegt noch anders. Meine Schwiegermutter hat vier Kinder gehabt. Der älteste ist im Sechszundsechziger Feldzug gefallen. Eine Tochter ist im ersten Kindbett gestorben. Mein Mann und ein jüngerer Bruder von ihm hatten in ihrer Schülerzeit die Rachenbräune. Der Bruder starb. Meinen Mann rettete die Pflege der Mutter. Sie hat sich am Krankenbette selbst die Krankheit geholt und ist monatelang gelähmt geblieben. Das kann ein Sohn nicht vergessen, wenn er das Herz am rechten Fleck hat.“

Die Baronin nickte schweigend.

„Und auch sonst — meine Schwiegermutter ist mit drei halb erwachsenen Kindern Witwe geblieben, ohne Vermögen, bloß mit einer kleinen Pension; mein Schwiegervater war nämlich auch Gymnasiallehrer; und sie hat ihre Jungen groß gezogen und sie ihre Studien vollenden lassen und ihre Tochter anständig verheiratet. Das war ein Kunststück!“ Frau Käthe that einen tiefen Seufzer, vielleicht ohne es selbst zu merken. „Jetzt ist ihr nur Hugo geblieben. Er muß ihr auch für seine Geschwister dankbar sein.“

„Es ist ein hohes Glück, daß er es kann, und daß er es so lange kann,“ bemerkte die Baronin halblaut und ein wenig träumend. Eine kleine Pause entstand, dann fragte sie: „Fühlen Sie sich wohl in Paris, Frau Doctor?“

„Wir sind hier doch furchtbar fremd.“

„Das ist man in der großen Stadt immer.“

„Doch nicht der Eingeborene.“

„Beinahe auch der. Es ist einfach Selbsttäuschung, wenn man etwas Anderes glaubt. Wo Millionen Menschen eng beisammen sitzen und auf einander angewiesen sind, da muß Jeder nothwendig der Feind des Andern werden. Es ist ein ewiges Drängen und Verdrängen. Man nützt die Leute aus oder wird von ihnen ausgenützt.“

„Aber es gibt doch auch hier gute Menschen, die ein Herz für Andere haben. Wir haben es glücklicherweise vorgestern selbst erfahren.“

„Gewiß. Es ist die Art Güte, die auch auf Schlachtfeldern mitten im Gemetzel vorkommt. Eine Samariter-Bewegung zwischen Verwundeten und Todten. Das rothe Kreuz in den Schützenreihen.“

„Sie machen mir bange, Frau Baronin.“

„Das ist beileibe meine Absicht nicht, Frau Doctor. Im Gegentheil, ich wollte Ihnen zeigen, daß es nicht etwa Ihr besonderes Verhängniß ist, hier fremd zu sein. Das ist unser Aller Los. Wenn man vollends in einem warmen Familienneste lebt, mit Eltern und Kindern —“

„Verzeihen Sie, Frau Baronin, haben Sie Kinder?“

„Nein,“ antwortete die Baronin kurz und hart.

„Gerade die Kinder sind es ja, die einem ein schweres Herz machen. Uns ginge es ja gut genug — mein Gott, man verlangt doch vom Leben nichts Unbilliges — aber die Kinder wachsen heran und was soll aus ihnen werden? Ihretwegen beklage ich es, daß wir hier so fremd sind. Wie soll man eine Tochter verheiraten, wenn man mit Niemand verkehrt? Etwa auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege der Zeitungsanzeige?“

Die Baronin hörte schweigend zu und unterbrach sie nicht.

„Und welche Lebensaussichten hat ein Junge,“ fuhr Frau Käthe seufzend fort, „der keinen festen Vaterlandsboden unter den Füßen hat, sondern gleichsam in der Luft hängt? Er wird ein Fremder in Deutschland und bleibt ein Gast in Frankreich.“

„Das sind glücklicherweise Zukunftsorgen. Ihre Kinder sind ja noch sehr jung.“

„Ja. Aber später ist es ja auch zu spät, um etwas an dieser Lage zu ändern.“

„Nun, Frau Doctor, haben Sie Pläne?“

„Kaum, gnädige Frau. Aber Wünsche.“ Und sie seufzte wieder.

Die Baronin lenkte nach einer kleinen Pause das Gespräch ab und fragte, ob sie Fräulein Elsa sehen könne, deren sie sich noch als eines allerliebsten kleinen Mädchens mit langen dunkelblonden Zöpfen erinnerte.

Elfa war in ihrem kleinen Zimmer, das ihr zugleich als Arbeits- und Schlafstube diente, mit Zeichnen beschäftigt. Seit ihrem zwölften Jahr übte sie die Kunst des Stiftes, in der letzten Zeit auch die der Kreide und Wasserfarbe, und ihre Meister hatten sie immer durch freundlichste Schätzung ermuthigt. Von einer öffentlichen Bethätigung ihrer Gabe hatten bisher die unnachsichtige Gewissenhaftigkeit ihrer Eltern und ihre eigene strenge Selbstbeurtheilung sie abgehalten, aber sie arbeitete eifrig an ihrer Entwicklung. Von der mürrischen Martha in den Salon gerufen, erschien sie im Hauskleid mit Schutzärmeln aus grauer Leinwand und erröthete tief, als sie der Baronin Agostini ansichtig wurde. Diese war überrascht von der Schönheit des jungen Mädchens, das ihr jedoch zu erwachsen schien, um es noch zu streicheln und zu Herzen, wie sie beabsichtigt hatte. Sie begnügte sich damit, ihr die Hand zu reichen und sie daran zu erinnern, daß sie sie als Kind gekannt hatte. Sie erkundigte sich nach ihrem Bildungsgange und als Elfa mit ihrer französischen Aussprache und ihren manchmal wie aus dem Französischen übersetzt klingenden Wendungen antwortete, sagte sie lächelnd zu Frau Käthe: „Eine richtige kleine Pariserin, die Deutsch gelernt hat.“ Und indem sie mit zugleich bewundernden und etwas neidischen Blicken bei den vollen Marmorwangen, dem frischen Rostmund und den glänzenden Augen der Siebzehnjährigen verweilte, die in jedem Zug an eine sich entfaltende Rosenknospe erinnerte, fügte sie



hinzu: „Um Fräulein Elsa brauchen Sie sich wirklich keine Sorgen zu machen, Frau Doctor, oder die Herren müßten keine Augen im Kopfe haben.“

„Ein Licht unter dem Scheffel,“ seufzte Frau Käthe; „was hilft das? Doch wir sollen das nicht vor ihr sagen, die Kröte ist so wie so eingebildet genug.“

„Mutter, wie kannst du nur,“ sagte Elsa lächelnd und schmollend und die beiden tauschten einen zärtlichen Kuß aus.

Die Baronin erhob sich. „Grüßen Sie, bitte, Herrn Dr. Koppel von mir. Ich hoffe, Sie werden nie wieder so angstvolle Stunden zu erleben haben wie vorgestern.“

„Sie haben doch auch ihr Gutes gehabt,“ erwiderte Frau Käthe, „sie haben uns mit Ihnen in Verbindung gebracht, Frau Baronin.“

„Dabei habe ich allein gewonnen. Wenn Sie wüßten, was ich empfand, als ich bei Ihnen eintrat! Ich bin in diesem Salon um zehn Jahre jünger geworden. Und ein gut Theil besser.“ Bei diesem Nachsatz lächelte sie schwermüthig.

Sie verabschiedete sich warm von Frau Käthe und Elsa, die sie bis an die Thür begleiteten und ihr nachsahen, bis ihre hohe Gestalt in der Wendung der Treppe verschwand.

Frau Käthe war erstaunt, daß die Baronin sie nicht eingeladen hatte, sie zu besuchen. War das bloße Vergeßlichkeit oder Absicht? Sie sprach darüber mit Koppel und kam mit ihm überein, daß sie keinen

Grund hatten, sich reichen und vornehmen Leuten an den Hals zu werfen; er sollte seinen Dankbesuch bei den Agostinis allein abtatten; dann werde sich ja zeigen, ob die Baronin weitere Beziehungen wünsche oder nicht. Aber die auffallende Frau hatte einen starken Eindruck auf sie gemacht und sie konnte sich nicht enthalten, sich viel mit ihr zu beschäftigen. Bei Hennebergs nächstem Besuche setzte sie ihm mit Fragen nach der Baronin zu. Was hatte sie in den zehn Jahren ihres Pariser Aufenthaltes erlebt? Wie hatte sie den Baron Agostini bekommen? Seit wann war sie verheiratet? Wie und wann hatte Henneberg sie kennen gelernt? Sah er sie oft? Hatte sie eine große und anerkannte Stellung in der vornehmen Welt von Paris?

Henneberg schien sich bei dieser Bedrängung nicht ganz behaglich zu fühlen. Er antwortete kurz und manchmal ausweichend. Er hatte die Baronin vor etwa vier Jahren kennen gelernt, ungefähr um die Zeit, als sie sich mit dem Baron verheiratete. Zum Baron hatten ihn Finanzgeschäfte in Beziehung gebracht. Wie sie vorher gelebt hatte, das wußte er selbst nicht genau. Daß sie Lehrerin war, das war ja auch Frau Koppel bekannt. Ueber ihre Herkunft und Familienverhältnisse war sie nicht mittheilsam. Aus Andeutungen, die sie bruchstückweise bei verschiedenen Gelegenheiten hatte fallen lassen, konnte er sich jedoch ein ziemlich vollständiges Bild zusammenfügen. Sie war die Tochter eines Militärarztes, der

im Kriege 1870 schwer verwundet wurde und nach mehrjährigem Siechthum starb. Sie war alle die Zeit die Pflegerin ihres Vaters gewesen und kaum von seiner Seite gewichen. Dr. Hausblum war zweimal verheiratet gewesen. Die Baronin blieb nach dem Tod ihres Vaters mit ihrer Stiefmutter und einigen Geschwistern zweiter Ehe zurück. Da zwischen ihr und der Witwe kein Gemüthseinklang herrschte, verließ sie das Haus, das ihr nicht mehr ein Heim sein konnte, und nahm allein den Kampf ums Dasein auf, der ihr vielleicht nicht immer leicht war. Sie lebte jetzt trotz ihres Reichthums verhältnißmäßig eingezogen, denn ihr Mann war nicht mehr jung und sie selbst liebte ruhigen Verkehr mit geistig anregenden Menschen mehr als das Weltgeräusch. Immerhin brachte es die Stellung des Barons Agostini mit sich, daß sie ziemlich viel empfangen mußte, und ihre Salons waren dafür bekannt, daß man dort neben Leuten, die nichts als reich und vornehm waren, auch die bedeutendsten Schriftsteller und Künstler antraf.

Frau Käthe hätte gern mehr gewußt, namentlich fehlte ihr ein Aufschluß darüber, wie Fräulein Hausblum ihren Baron Agostini kennen gelernt hatte. Sie mochte jedoch nicht weiter in Henneberg dringen, da sie wahrnahm, daß er die Auskünfte ohne sonderliches Erzählerbehagen gab.

An einem der folgenden Tage fand auf dem Ausstellungsplatze das letzte Nachtfest statt. Koppels luden die Nachbarfamilie vom ersten Stock an dem Abende

zu ihrem Mahle ein, um dann mit ihnen nach dem Marsfelde zu fahren, nachdem die alte Frau Koppel zu ihrer gewohnten Stunde zu Bette gegangen war. Frau Käthe fühlte eine Dankeschuld gegen die Nachbarn, denn die Masmajours, die Mutter und die beiden Töchter, hatten ihr und ihren Kindern an dem Schreckenstage herzlich tröstend und ermutigend zur Seite gestanden.

Die Familie Masmajour stammte aus Nîmes. Dort hatte Herr Masmajour die Vertretung einer Versicherungsgesellschaft, in deren Verwaltungsrath ein Oheim der Frau Masmajour saß. Die Stelle gab wenig Arbeit und brachte wenig ein, aber Herrn Masmajour war es mehr um die Beschäftigung als um die Bezüge zu thun, denn er war ein wohlhabender Mann und hatte ein wohlhabendes Mädchen geheiratet und die Familie lebte hauptsächlich von ihren Renten.

Auf den Rath eines Vetzters, der der Nîmer Zweiganstalt einer großen Pariser Bank vorstand, hatte Herr Masmajour zu Beginn der achtziger Jahre sein Vermögen und die Mitgift seiner Frau, die in französischer Rente und niedrig verzinslichen Bahn- und Grundschuld-scheinen bestanden, in Panama-Papieren angelegt. Sein Einkommen wurde dadurch nahezu verdoppelt und die Familie konnte einen höchst behaglichen Haushalt führen. Man hatte zwei Dienstboten, eine große Wohnung, ein Landhäuschen; man empfing, man machte Ferienreisen nach Paris und

Italien; für die beiden Mädchen wurde eine Erzieherin gehalten und sie genossen den besten Musik- und Zeichenunterricht, den Nîmes bieten konnte. Dieser glückliche Zustand dauerte sieben oder acht Jahre, dann brach das Panama-Unternehmen zusammen. Die Masmajours waren zu Grunde gerichtet. Der Schlag erschütterte Herrn Masmajour so hart, daß man einige Wochen lang für seinen Verstand fürchtete. Zuerst wollte er seinen Vetter todt-schießen, der ihm die Panama-Werthe empfohlen hatte. Seine Frau konnte ihm gerade rechtzeitig den Revolver entreißen, mit dem er aus dem Hause stürmen wollte, und sich mit ihm einschließen, um ihn durch sanftes Zureden wenigstens für diesen Tag zu beruhigen. Dann wendete sich seine Verzweiflung gegen ihn selbst und die arme Frau Masmajour überraschte ihn dabei, wie er im Schlafzimmer seinen Kopf in eine Schlinge der Vorhangschnur steckte, um sich zu erhängen. Von da an ließ sie ihn keinen Augenblick mehr aus den Augen. Gleichzeitig aber nahm das tapfere Wesen die Leitung der Familienangelegenheiten in die Hand. Daß ihres Bleibens in Nîmes nicht länger war, erkannte sie sofort. Ihr Mann hatte nicht einmal mehr für seine Versicherungsarbeit Kopf genug und selbst wenn er allmählig wieder ruhig wurde und die Pflichten seiner Stelle wahrnehmen konnte, reichten die zwei- bis dreitausend Franken, die er verdiente, für sie nicht aus. In ihrer Vaterstadt mochte sie ihren reichen Verwandten und ihrem weiten Bekanntenkreise das Schauspiel ihrer Armuth

nicht geben und ihr Stolz litt auch nicht, daß sie unter den Menschen, die sie immer in beneideter Stellung gekannt hatten, mühseligem und demüthigem Erwerb nachging. Sie beschloß also kurz, nach Paris zu ziehen. In der großen Stadt war sie von Niemand gekannt und wurde von Niemand bemerkt. Da konnte sie so dürftig leben, wie sie wollte, und ohne beständige Verletzung ihres Selbstgefühls für das tägliche Brod arbeiten. Sie hatte ungewöhnlich viel Geschmac und Fingergewandtheit, Eigenschaften einer verfeinerten Rasse, die die beiden Töchter von ihr geerbt hatten, und auch als es ihr noch sehr gut gegangen war, hatte sie ihre Hüte immer selbst gemacht — Herr Masmajour sagte: gedichtet — und war dafür von ganz Nîmes bewundert worden, selbst von den Modistinen, die zwar ob ihres Böhhasenthums grollten, ihre Erfindungen aber ebenso eifrig nachmachten wie die Pariser Modelle. Dieses Talent gedachte sie zu verwerthen. So kam sie im Frühling des Ausstellungsjahres nach der Hauptstadt, miethete in der Rue St. André-des-Arts eine höchst bescheidene Hofwohnung, richtete sich mit den Trümmern ihres guten Nîmer Hausraths ein und nahm mit schlichtem, zäh ausdauerndem Muth den Kampf ums Dasein auf.

Er war härter, als sie sich vorgestellt hatte. Ihr erster Gedanke war, ihre Töchter Adele und Blanche, die damals siebzehn und sechzehn Jahre alt waren, in einem Modehause unterzubringen. Sie erkannte indeß bald, daß dies aussichtslos war. In einem

Geschäfte ersten Ranges anzukommen war ungefähr ebenso schwer, wie einen Botschafterposten zu erlangen. Man brauchte dazu nachdrückliche Empfehlungen von Stadtverordneten, Senatoren, womöglich Ministern oder — vom „Freunde“ der Præmière, die in der Regel über Anstellungen das letzte Wort zu sprechen hat. Diesen Weg konnte und mochte Frau Masmajour nicht beschreiten. Kleine Modistinnen verlangten Zeugnisse und wollten, als sie hörten, daß die jungen Mädchen sich selbst gebildet hatten, sie höchstens als zahlende Lehrlinge annehmen. Es blieb also nichts übrig, als zu Hause auf eigene Faust zu arbeiten. Es gelang nach einigen peinlichen Bittgängen, von einem großen Modebazar Aufträge zu bekommen. Was man verlangte, war Schund und er wurde entsprechend erbärmlich bezahlt. Der entmuthigende Verdienst kränkte die drei Damen aber noch nicht so sehr wie die Pöbelhaftigkeit der Formen und Stoffe, an denen sie sich die erfinderische Einbildungskraft und die kunstfertigen Finger verderben sollten. Das war eine traurige Zeit, aber sie dauerte zum Glück nur einige Wochen. Dann lernte Frau Masmajour durch den Zufall einer Begegnung im Modebazar beim Abliefern von fertigen Hüten einen Kommissionär kennen, der südamerikanische Kundschaft hatte. Er wagte eine erste kleine Bestellung, der Versuch fiel zu seiner Befriedigung aus und von da an beschäftigte er sie, wenn nicht reichlich, so doch regelmäßig. Es war noch immer nicht, was sie geträumt hatte; der Kommissionär

drückte die Preise mit der Ueberlegenheit eines reichen Mannes, der widerstandlose Unbemittelte vor sich hat, und der Geschmack der südamerikanischen Damen ging mehr auf reiche Torfaden, auf bunten Schmelz, auf laut gefärbte Bänder, Blumen, Federn, als auf fein zusammengestimmte Halbtöne, diskreten Zierrath und eigenartige Phantasie im Biegen der Linien, im Knittern der Stoffe, im Hinstreuen einer Schleife, einer Spange, einer Blüthe; aber immerhin handhabte sie doch schwere Seide, feinen Sammt, kostbares Zubehör und brauchte sich nicht immer an vorgeschriebene Formen zu halten, sondern durfte manchmal eigene Einfälle verwirklichen. Mit ihrer optimistischen Natur fand sie diese Anfänge über Erwarten günstig und sie hoffte, allmählig doch auch Privatkundschaft zu erlangen, für die sie ganz zur eigenen Zufriedenheit würde arbeiten können.

Herr Masmajour war ihr in dieser ersten Zeit des Tastens, Suchens und Mißlingens keine Hilfe. Anfangs ließ er in tiefer Gedrücktheit Alles geschehen und blieb stumpf gegenüber der jähen und vollständigen Umwälzung aller seiner Verhältnisse. Bei der Auflösung des Haushalts in Nîmes, bei der Uebersiedelung, bei der Einrichtung in Paris war er blos gleichsam ein Möbelstück, das mitgeschleppt werden mußte, nur unbequemer als die anderen, weil er sich bewegte und den Arbeitenden störend in den Weg lief. In den mühseligen Tagen des Wohnungs- und Arbeitens führte Frau Masmajour oft genug ihren Mann, um



von ihm nicht gehindert zu sein, morgens in ein Museum und ließ ihn allein oder mit Blanche vor einem schönen Bilde sitzen mit der Weisung, da zu warten, bis sie ihn zum Mittagessen holen würde, und Nachmittag pflanzte sie ihn in derselben Weise hin bis zum Abend. Als dann das neue Hauswesen einen regelmäßigen Gang annahm, Mutter und Töchter still und methodisch zu arbeiten begannen, alle kleinen Handlungen des täglichen Lebens zur bestimmten Zeit stattfanden, alle Sachen am bestimmten Orte lagen, da erwachte Herr Masmajour allmählig wie aus einem Traume und fand sein unverwüßliches Selbstvertrauen eines Sohnes des Südens wieder. Er sprach nie darüber, aber er empfand sehr stark, daß er den Seinen jetzt nur eine Last war. Er hatte sie zu Grunde gerichtet und sie mußten noch obendrein seinen unnützen Mund füllen. Sie ließen es ihn nie fühlen, im Gegentheil, Frau Masmajour kam bei Tisch oft darauf zurück, wie tiefen Dank sie Alle ihm schuldeten, daß er sich heldenmüthig entschlossen habe, sein geliebtes Nîmes zu verlassen und in Paris ein neues Leben zu beginnen, wie hart es für sie gewesen wäre, wenn sie als alleinstehende Frauen in der fremden Stadt den Kampf mit den Verhältnissen hätten aufnehmen müssen, wie viel leichter und glatter Alles gehe, wenn ein Mann an der Spitze der Familie stehe; aber diese zartfühlenden Trostworte konnten sein Gewissen nicht täuschen. Männlicher Ehrgeiz nahm von seiner Seele Besitz. Er wollte den Seinen und der

Welt zeigen, daß er konnte! Hatte er, — nicht durch seine Schuld! o nein, durch die Schlechtigkeit Anderer! — ein Vermögen verloren, so wollte er ein neues, größeres gewinnen.

Sein erster Gedanke, als er seinen Kopf wieder beisammen hatte, war, sich um irgend eine Staatsanstellung zu bemühen. Warum denn auch nicht? War er nicht gebildet, fähig, an Schreibarbeit und geschäftliche Verantwortlichkeit gewöhnt? War er nicht ein Opfer seiner Vaterlandsliebe? Hatte er nicht sein Vermögen eingebüßt, weil er ein stolzes französisches Unternehmen unterstützen wollte, bestimmt, Frankreichs Ruhm unter den Völkern zu erhöhen? Schuldete ihm das Vaterland nicht Dank und Ersatz?

Er begann die Senatoren und Abgeordneten seines Departements aufzusuchen. Er wurde anfangs gut empfangen, da er in Nîmes ein einflußreicher Mann, auch seit Jahren Mitglied des Wahlausschusses der herrschenden Partei gewesen war. Als er mit seinem Anliegen herausrückte, veränderten die Politiker freilich die Miene. Sie versprachen wie auf Verabredung zu erst in merkwürdig ähnlichen unbestimmten Ausdrücken, sie würden „mit Jemand reden und ihm winken, wenn sie ihm etwas Wissenswerthes mitzutheilen haben würden“, dann gaben sie ihm zu verstehen, daß sie sich zwar mit seiner Angelegenheit emsig beschäftigten, jedoch außerordentlich in Anspruch genommen seien und ihm dankbar sein würden, wenn er seine Besuche abkürzen und weiter auseinander halten würde,

und sehr bald wurden sie für ihn unsichtbar. Sie waren nie mehr zu Hause, wenn er kam, sie antworteten nicht, wenn er schrieb, sie erschienen nicht, wenn er sie im Luxemburg oder im Palais Bourbon durch die Saaldiener in den Vorraum bitten ließ, wo das Publikum zu Unterredungen mit den Senatoren und Abgeordneten zugelassen wird, und als er den Vertreter von Nîmes eines Tages am Gitter des Palais Bourbon, wo er ihm aufgelauert hatte, unversehens am Rockknopf faßte, um sich nach dem Stande seiner Sache zu erkundigen, da mußte er es erleben, daß der Abgeordnete ihn unsanft abschüttelte und sich schleunigst im Innern des Palastes barg, nicht ohne im Rückzuge hörbar gemurmelt zu haben: „Sie langweilen mich!“

Frau Masmajour enthielt sich jeder vorwitzigen Frage nach seinen Angelegenheiten und er sprach nicht ausdrücklich über sie. Allein nach den anfangs hoffnungsvollen, dann grimmigen Anspielungen, die er, überschwenglich und mittheilungsbedürftig, wie er war, nicht ganz unterdrücken konnte, merkte sie wohl, wie der Wind wehte. Sie erwartete nichts von seinen Schritten und verließ sich nur auf die eigene Arbeit. Aber sie war froh, daß er sich eifrig beschäftigte, wenn auch mit dem Reiten eines Steckenpferdes, und daß er mit sich zufrieden war, wenn auch noch so unzufrieden mit den Anderen. Jeden Morgen brachte sie ihm seinen Kaffee und sein Petit Journal ans Bett; die Morgenluft, sagte sie, sei in Paris schädlich und

er müsse sich schonen, bis er sich in das neue Klima eingewöhnt haben würde. Sie hinderte die angebliche Schädlichkeit der Morgenluft allerdings nicht, schon um sechs Uhr auf den Beinen zu sein und im Haushalt zu schaffen. War er endlich aufgestanden und angekleidet und schickte sich an, auszugehen, so fand er in seinem Geldtäschchen immer zwei Franken, die Frau Masmajour hineinlegte, wenn sie seine Kleider bürstete. Als er ihr eines Tages beschämt versicherte, er brauche nicht so viel, da ließ sie ihn nicht ausreden. Ein Mann in seiner Stellung, der mit angesehenen Leuten zu verkehren habe, könne nicht ohne Sou sein; er müsse doch Droschken nehmen, oder wenigstens den Omnibus; er müsse ins Kaffeehaus gehen, seinen Bekannten manchmal etwas anbieten, da er sich nicht lumpen lassen dürfe; das Geld sei ja auch nicht hinausgeworfen, erreiche er sein Ziel, so bringe es sich tausendfältig wieder ein. „Das ist wahr,“ erwiderte Herr Masmajour; „mit nichts ist nichts; um zu gewinnen, muß man wagen;“ und er nahm beruhigten Gewissens die armen Silberstückchen, ohne zu sehen, wie bitter mühselig es Frau Masmajour manchmal wurde, sie aufzutreiben. Kam er zu den Mahlzeiten nach Hause, so erwartete ihn irgend ein Lieblingsgericht, eine wohlgewürzte Bouillabaisse oder ein duftendes Cassoulet, eine Brandade, ein Nyoli, eine gefüllte Aubergine. Denn Frau Masmajour war eine entzückende Köchin südfranzösischer Leckereien. Sie hatte die Liebe und Geduld, die deren langwierige

und verwickelte Bereitung erfordert, den sichern Geschmack, die Gewandtheit und das Körnchen Phantasie, ohne die es am Kochherde keine Künstlerschaft gibt. Frau Masmajour stand Allem vor und besorgte Alles. Sie wies den Töchtern die Arbeit an, gab ihnen für Formen und Farben der Hutgarnirungen Rathschläge, lief in die Markthallen, um einzukaufen, bereitete die Mahlzeit, trug die fertigen Hüte zum Besteller, holte das Zubehör, setzte sich nachmittags selbst auf eine Stunde an den Werkstisch, um Modelle zu erfinden, wusch und scheuerte in Küche und Stuben, da sie nicht litt, daß die Mädchen sich mit grober Arbeit die feinen kunstfertigen Finger verdürben, und sank endlich um elf oder noch später ins Bett, weitaus die letzte der ganzen Familie.

Es dauerte drei oder vier Monate, bis Herr Masmajour sich zur Einsicht durchrang, daß der Staat ihn nicht mit einem Amt versorgen würde. Dann aber wurde er ein erbitterter Feind der Regierung und leidenschaftlicher Boulangist. Das Petit Journal war ihm nicht länger gepfeffert genug. Er las nur noch den Intransigeant und den Petit Caporal und ballte dabei die Faust und knirschte mit den Zähnen, daß Frau Masmajour sich entsetzte und ihn beschwor, auf seine Gesundheit zu achten. Er ging in alle öffentlichen Versammlungen der Boulangisten und hielt zu Hause bei Tische die blutdürstigen Reden, die er dort zu halten nicht Schneid genug hatte. Er begnügte sich nicht mit unfruchtbarem Schimpfen auf die

falschen Republikaner, die Frankreich plünderten und die Vaterlandsfreunde zu Grunde richteten, er ersann auch einen lichtvollen Plan zur Rettung des Volkes. Der tapfere General sollte zum Präsidenten der Republik gewählt und im Triumphe nach Paris zurückgeholt werden, dann sollte er unverzüglich Deutschland den Krieg erklären, es besiegen und ihm eine Kriegsentschädigung von 12 Milliarden abnehmen; aus diesem Gelde sollten zunächst sämtliche Panama-Papiere nebst den nothleidenden Zinscheinen zum Nennwerth eingelöst, dann aber sollte der Kanal ausgebaut werden, damit der Krieg einem großartigen Werke der Gesittung gedient habe. Er brachte diesen Plan zu Papier, um ihn dem General Boulanger an seinen Verbannungsort zu schicken, und er war von seiner Arbeit so befriedigt, daß er das Vergnügen nicht sich allein gönnte, sondern die Schrift den Seinen vorlas. Frau Masmajour blickte betreten und rieth in schonenden Wendungen, den Aufsatz nicht abzusenden, da die Post unsicher sei und er sich Unannehmlichkeiten zuziehen könne; die temperamentvolle Blanche aber nahm trotz der mahnenden Blicke und Winke der Mutter kein Blatt vor den Mund, sondern rief ungeduldig: „Aber Papa, du bist nicht ernst; du politisirst wie ein Quarckäse.“ Herr Masmajour war beleidigt und zog sich wortlos in das Schlafzimmer zurück. Blanche that ihr Ausbruch gleich leid, sie lief dem Vater nach und bat ihn um Verzeihung.

Diese wurde mit einigem Brummen gewährt, aber der Brief an Boulanger ging nicht ab.

Die Masmajours waren sehr zurückhaltend. Ihr Stolz verbot ihnen, in ihrer kümmerlichen Lage Bekanntschaft mit fremden Leuten zu machen, die nicht wissen konnten, daß sie bessere Tage gesehen hatten. Dennoch entstanden sehr bald Beziehungen zwischen ihnen und Koppels. Die neuen Nachbarn interessirten Frau Käthe und Elsa. Durch Vermittelung von Martha, die trotz ihrer mürrischen Natur häufige Plauderstündchen in der Pförtnerstube hielt, erfuhr man von Herrn Knecht die Vorgeschichte der Zuzügler und man beobachtete mit warmer Theilnahme die kleine, magere, etwas vergrämt aussehende Frau mit den feinen Zügen des gelblichen Gesichts, den glänzenden Schwarzaugen, den flinken, lebhaften Bewegungen, die trotz ihres zarten Baues von früh bis spät ohne Unterlaß schaffte, zwanzigmal im Tage treppab, treppauf hüchte, bei der Hausarbeit von keinem Dienstboten unterstützt wurde und in ihrem schwarzen Wollkleide, über das sie daheim immer eine weiße Schürze gebunden trug, stets so nett ausjah. Von den beiden Mädchen glich die ältere, Adele, vollständig der Mutter. Es waren dieselben strahlenden dunkeln Augen, dasselbe reiche natürlich gewellte schwarze Haar, das edle Gesicht mit der geraden Nase, dem kleinen Mund, den etwas dünnen Lippen, dem wohlgerundeten Kinn, und es war dieselbe Püppchenzierlichkeit des Wuchses, Alles mit dem leuchtenden Schmelz ihrer siebzehn

Jahre übergossen. Ihre Schwester Blanche sah mehr dem Vater ähnlich, dessen niedere Stirne, außerordentlich dicke Augenbrauen, scharf gebogene Nase und starken Unterkiefer sie, überraschend verschönert, wiederholte. Der scheue Blick des Herrn Masmajour, die verdrossene Krümmung seiner starken Lippen waren anscheinend keine natürlichen Bestandtheile seiner Physiognomie, sondern Spuren von Lebenserfahrungen, denn Blanches braune Augen blickten gerade und etwas trotzig und ihr üppiger rother Mund, obschon meist mit Ernst und Festigkeit geschlossen, wußte sich oft zu hellem Lachen zu öffnen. Sie war klein gleich ihrem Vater, wie denn überhaupt die ganze Familie Masmajour Koppels, die sich alle einer stattlichen Körperhöhe erfreuten, den Eindruck einer Gruppe lebender Nippesfigürchen machte. Koppel fand, daß Frau Masmajour und Adele die Züge ferner griechischer Vorfahren, aus der Phocäerfiedlung in Marfilien oder aus einer römischen Legion, bewahrt hatten, während in Herrn Masmajours und Blanches Adern ohne Frage uraltes Phönizierblut rollte. Anfangs blickte man sich bei Begegnungen auf der Treppe freundlich an und grüßte sich obenhin, dann wurde der Gruß umständlicher und kurz darauf ließ Frau Käthe durch Martha fragen, ob Frau Masmajour ihr und Elsa Frühjahrschüte machen wolle. Frau Masmajour beeilte sich, die Nachbarin, die Kundin werden wollte, zu besuchen, der Besuch wurde noch denselben Tag erwidert und nun waren regelmäßige Beziehungen hergestellt,



die besonders zwischen Elsa und den beiden Masmajour'schen Mädchen rasch sehr innige wurden.

Elsa hatte einige Schulbekanntschaften, aber es fehlte ihr an engerem gleichaltrigem Umgang und sie schloß sich namentlich der stillen, sanften, schwärmerischen Adele mit der ganzen Innigkeit eines Gemüths an, das sich seiner Schätze von Liebesfähigkeit bereits halbklar bewußt ist und noch keine Verwendung für sie hat. Adele interessirte und entzückte sie durch alle Einzelheiten ihres Wesens. Ihre südliche Aussprache unterhielt sie wie eine lustige Theater-Vorstellung. Ihre Erzählungen von der brütenden Stille des alten Nîmes, von dem Eidechsenleben der Menschen in den ausgestorbenen Straßen, unter dem paradiesisch blauen Himmel und der unerschöpflichen Sonnenpracht der Provence, füllten sie mit Traumstimmung und Sehnsucht nach Märchenerlebnissen. Ihr plötzlicher Schicksalswechsel erschütterte sie und die Geduld, mit der sie, die als Fräulein erzogen war, ihr neues Leben einer armen, abhängigen Arbeiterin trug, flößte ihr andachtsvolle Bewunderung ein. Andererseits gefiel auch Elsa den Masmajours sehr. Vor Allem wegen ihrer jungen Schönheit, die auch weibliche Herzen sofort einnimmt, und wegen der völligen Abwesenheit von Ziererei in ihrem Thun und Sein. Aber auch, weil sie eine Fremde, eine Deutsche war. Zwar sprach Elsa Französisch besser als alle Masmajours, aber sie war doch eine Ausländerin und es that Frau Masmajour und den Mädchen wohl, daß sie sich trotz ihrer gedrückten

Lage als die wenigstens politisch Bessergestellten, als Gönner und Wirth, die deutschen Nachbarn als ihre Schutzbefohlenen betrachten konnten, als rechtlose Gäste, die auf ihr Wohlwollen, ihre Ritterlichkeit angewiesen waren.

Elsa kam oft zu den Freundinnen hinunter, saß stundenlang bei ihnen, las ihnen vor, plauderte, sah ihnen zu, wie sie zierlich in Sammt und Kunstblumen nestelten und bastelten, und zeichnete wohl auch still neben ihrem Werktische, wobei wieder die Mädchen sie bewunderten. Ab und zu mußte Elsa ihnen deutsche Worte sagen, sogar ein ganzes deutsches Gedicht sprechen und dann wunderte sich Frau Masmajour über den nie gehörten barbarischen Klang der fremden Sprache, während die Mädchen lautlos zuhörten und zum Schluß in fröhliches Lachen ausbrachen, wie wenn die unverständenen Worte sie im Rücken kitzelten. Nach Feierabend und an Sonntag-Nachmittagen waren Adele und Blanche häufig bei Koppels und übten auf dem Pianino, da sie selbst keins hatten und glücklich waren, die erworbene Fingerfertigkeit nicht ganz zu verlieren. Frau Käthe sah die niedlichen Mädchen gern, mischte sich indes nicht viel in die Unterhaltung des jungen Volks, da es mit ihrem Französisch immer noch haperte, wenn sie es zu einer länger ausgesponnenen flotten Plauderei verwenden wollte. Die alte Frau Koppel begnügte sich damit, Adele und Blanche die bräunlich getönten Wangen zu tätscheln und sich von ihnen anlachen und umarmen zu lassen, während Oskar kameradschaftlich

um sie geschäftig war, ihnen mit Anstand die Ehren des Salons erwies und sie beim Weggehn bis zu ihrer Thür hinunterbegleitete. Die Eltern erlaubten den vier Kindern, an Sommerabenden gemeinsame Spaziergänge nach dem Luxembourggarten oder die Seine entlang zu machen, und dann fühlte Oskar als männlicher Beschützer der kleinen Truppe sich sehr wichtig.

Herr Masmajour, um die Wahrheit zu sagen, sah das Entstehen und Wachsen der Vertraulichkeit ohne Entzücken. Er wünschte nicht, daß über die Höflichkeit hinausgegangen werde, die zwischen Nachbarn und gegen Kunden angebracht ist. Koppels seien denn doch Preußen und gegen diese, lehrte er, sei Mißtrauen immer angebracht. Man wisse im Grunde nichts von ihnen, woher sie kamen, was sie in Frankreich wollten. Die Erfahrung lehre, daß sie fast immer Spione seien —

Weiter kam er in seinen Ausführungen kaum jemals, da er an dieser Stelle immer von Blanche mit lautem Lachen, von Frau Masmajour und Adele mit der Bitte, sich doch seine Märchen aus dem Kopfe zu schlagen, unterbrochen wurde. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, die Seinen zu seiner Zurückhaltung zu befehlen, gab er die Bemühung auf, konnte sich aber selbst zu einem vollen Heraustreten aus seiner Vorsicht niemals entschließen.

Eine wichtige Landmarke in den Beziehungen zwischen beiden Familien bildete die erste Einladung zum Abendessen, die von Koppels ausging. Der Auf-

forderung wie der Annahme gingen ernste Berathungen voraus. Koppels hatten sich darüber zu beruhigen, daß sie sich den Nachbarn nicht an den Kopf warfen, Masmajours die grundsätzliche Frage zu entscheiden, ob sie sich überhaupt auf einen solchen Fuß zu Fremden stellen durften, da sie in ihrer derzeitigen Lage Empfangenes nicht so vergelten konnten, wie es ihre Empfindung vorschrieb. Die freimüthige runde Art Elsas, der die Botschafterrolle zufiel, ebnete die Schwierigkeiten. Sie setzte auseinander, daß es sich um keine zeremoniöse Mahlzeit handle, sondern um eine Art praktischen und unterhaltlichen Vortrags aus der Völkerkunde: Masmajours sollten in die Kenntniß der deutschen Küche eingeführt werden. Darauf gingen die Masmajours ein und enthüllten den Nachbarn im Austausch einige Besonderheiten der südfranzösischen Kochkunst.

Der Tag, an dem Koppels um die alte Frau bangten, zeigte beiden Familien, wie nahe ihre Herzen einander allmählig gerückt waren. Masmajours waren beinahe so aufgereggt wie Koppels, die Mädchen konnten an dem Tage weder arbeiten noch essen, sie saßen stundenlang bei Frau Käthe und Elsa, nicht um sie zu trösten, das versuchten sie in ihrer Feinfühligkeit gar nicht, sondern um mit ihrer Theilnahme ihr Gemüth zu erwärmen, und über den guten Ausgang des Abenteuers vergossen sie kaum weniger Freudenthränen der Herzenserleichterung als diese. Es war Koppels ein Bedürfniß, nach dem gemeinsam erlittenen Schreck auch

einige fröhliche Stunden gemeinsam mit ihnen zu verbringen.

Die Mahlzeit, zu der sie die Nachbarn luden, verlief lustig. Ihren Glanzpunkt bildete eine nach deutscher Art mit Äpfeln und Pflaumen gefüllte Gans, die den französischen Gästen neu war, mit der sie sich aber befreundeten. Das Tischgetränk war bayerisches Bier, dem die Mädchen tapfer zusprachen, an dem auch Frau Masmajour nippte, wenngleich ohne rechten Zug, und dem nur Herr Masmajour den heimischen Rothwein vorzog, man weiß nicht ob aus Geschmack oder Grundsatz. Nach dem Essen besorgte Martha zwei Wagen, in den einen setzten sich Masmajours mit Elsa und Oskar, in den andern Koppels mit Adele und Blanche und so fuhr die ganze Gesellschaft nach dem Marsfelde. Beim Bezahlen der Droschken, beim Kaufen der von brüllenden Jungen zu Spottpreisen ausgebotenen Eintrittskarten entstand zwischen Koppel und Masmajour ein höflicher Wettstreit, dem jener nur ein Ende machen konnte, indem er den Nachbar nachdrücklich daran erinnerte, daß er heute die Ehre habe, sein Wirth zu sein.

Den Tag über hatte es viel geregnet, das Wetter war auch jetzt drohend, das hinderte aber eine ungeheure Menge nicht, zum letzten Ausstellungsfeite zu strömen. Zweimalhunderttausend Menschen waren entschlossen, sich an diesem Abend zu unterhalten, es mochte gehen, wie es wollte. Sie scheuten das mörderische Gedränge an den Drehkreuzen des Einganges

nicht, sie stampften unerjchrocken durch die Pfützen und Lachen der aufgeweichten Kieswege, sie pferchten sich in den vollgerammten Gasthäusern und Trimbuden zusammen oder sie standen eijern im Rothe und starrten auf die Beleuchtung des Marsfeldes und Trocadéro. Ueberall triumphirten elektrische Lichter und Gasflämmchen, theils frei, theils hinter farbigen Glascheiben brennend. Meist waren sie nur zu abgedroschenen Baulinien geordnet, die Brücken und Plälste einrahmten und grausam deren vom Dunkel der Nacht gnädig verhüllte Geschmacklosigkeit hervorhoben, manchmal suchten sie an Palastischeiten vom krassen Stil der Dekorationen amerikaniicher Ausstattungsstücke ungeheuerliche und groteske Edelsteinwirkungen vorzutäuschen. Der ganze weitläufige Platz mit seiner Ausfaat unzusammenhängender Einzelbauten, mit seinen Reihen bewimpelter und beflaggter Masten, mit seiner Verschwendung von Lichtern und baumelnden Papierlämpchen, mit seinem Getöse barbarischer Musiken, mit der tobenden Geldschinderei in tausend Buden, mit dem Schieben und Stoßen wahrer Heerjaulen unermüdlicher, mundauffperrender Wanderer schien die erschreckende Verwirklichung des Hirngespinnstes eines größenwahnsinnigen Bauerjungen, der sich in seinem naiven Delirium eine grauenhaft übertriebene Dorfjirmes vorstellt. Der einzige Zug von Schönheit in diesem abstoßend verworrenen Bilde war der Anblick des Himmels, der sich darüber spannte: eine tiefhängende, düster rothglühende Wolfendecke, so glanzlos

wollig, daß sie nicht die Lichter des großen Jahrmарkts widerzuspiegeln, sondern von einem tiefen innern Brande zu lohen schien.

Die kleine Gruppe der beiden Familien bahnte sich mühselig den Weg durch die ohne bestimmte Richtung mehr wirbelnde als strömende Menge zum innern Becken, wo die farbigen Wasserstrahlen springen sollten. Sie wurde gedrängt und gestoßen, daß den Mädchen häufig kleine Schreie ausgepreßt wurden und jeden Augenblick einer oder der andere in Gefahr gerieth, von der Gesellschaft weggerissen zu werden und sie im Getümmel zu verlieren. Koppel als der größte und stärkste hatte das Amt des Wellenbrechers. Während er sich in die ihm entgegenrollenden Menschenknäuel keilte, um sie zu spalten, erfaßte ihn eine Wehmuth, fast ein Schmerz über die Menge, uneingestanden wohl auch ein wenig über ihn selbst. So sieht das Vergnügen des Volkes aus! Man quält sich in äußerstem Unbehagen bis zur tiefsten Erschöpfung, um im besten Falle einen Springbrunnen zu sehen, dessen man sich nicht erfreuen kann, weil Nachschiebende jedes fußbreite Plätzchen streitig machen. Man kommt nach Stunden trostlosen Wartens heim, todmüde, gerädert, braun und blau geknufft, mit abscheulich beschmierten, vielleicht zer-rissenen Kleidern, ärmer an Kraft, ärmer an Geld und nicht einmal reicher an einer angenehmen Erinnerung. Welche Feindin des Menschen der Menge, des Menschen ohne Vorrechte, ist doch die Großstadt!

Sie waren allmählig so nahe an das Becken gelangt, wie es überhaupt anging, denn vor ihnen standen die Leute gepreßt bis an den Wasserrand. Wenn es nicht gelang, einige der im Park massenhaft umherstehenden Eisenstühle herbeizuholen, konnten die Damen nicht hoffen, etwas zu sehen. Koppel bat Masmajour, bei den Damen zu bleiben, und eilte mit Oskar nach einem der überdachten Seitenwege, die mit Stuhlreihen eingesäumt waren. Oskar ergriff behend einen Stuhl und hüpfte mit ihm zu den Seinen zurück, ohne sich um die Zornrufe zu scheuen, die von den Stuhlbeinen unjanft gestreifte Leute ihm nachsandten. Koppel faßte nach einem andern, allein beinahe gleichzeitig, jedoch trotzdem einen Gedanken später, legte ein anderer Mann, ein Herr aus dem Mittelstande mit hohem Hut und stilgerecht gebautem Ueberzieher, die Hand an den nämlichen Stuhl.

„Verzeihung,“ sagte Koppel und zog den Stuhl an sich.

„Durchaus nicht,“ gab der andere rauh zurück und that einen heftigen Riß.

„Ich war der erste,“ bemerkte Koppel noch immer verjöhnlich und hielt fest.

„Das ist nicht wahr,“ rief der andere grob und zerrte wieder.

Die Beleidigung versetzte Koppel in Zorn. „Unverschämter Mensch!“ schrie er den Gegner an und holte den Stuhl so gewaltig heran, daß jener fast hinfiel. Er raffte sich jedoch gewandt auf und mit



beiden Händen in den Stuhl verklammert gab er zurück: „Unverschämt sind Sie! Und Sie werden den Stuhl nicht haben!“

Die gerötheten Gesichter und funkelnden Augen der beiden Männer waren einander ganz nahe und Koppel würde schon zu einem Hieb ausgeholt haben, wenn ein unbewußter Trieb seine Fäuste nicht an dem Streitgegenstande festgehalten hätte. Da der Wortwechsel sehr laut geführt worden war, hatte sich im Nu ein Menschenwall um die Zankenden gehäuft. Ein noch junger Mann, seinem Aussehen nach dem bessern Arbeiterstand angehörig, mit klugen und entschlossenen Gesichtszügen, der zufällig vom Beginn an Zeuge des Auftritts gewesen war, löste sich aus der Reihe der meist boshaft grinsenden Gaffer los, legte die Hände auf die Schultern beider Hadernden und sagte: „Bürger, das ist doch nicht werth, daß Sie sich gegenseitig die Nase abbeißen. Lassen Sie das Los entscheiden.“ Einige Umstehende riefen halb spöttisch, halb beifällig: „Sehr gut!“ Koppel fand rasch sein kaltes Blut wieder und nickte: „Meinethalben!“ Der Gegner warf dem ungerufenen Vermittler einen feindseligen Blick zu, erhob jedoch keinen Einspruch, da er die öffentliche Meinung für den Vorschlag gewonnen sah. Der Arbeiter holte aus der Tasche ein Fünffrankenstück hervor, steckte es indeß nach einer blitzschnellen Ueberlegung wieder ein — in die Luft geworfen ist die Münze bald, aber wie leicht verirrt sie sich bei der Rückkehr zur Erde in einem Aufsprung! —

und erlegte es durch eine Zweijous-Bronze. „Kopf oder Schrift?“ rief er Koppel zu. „Kopf!“ erwiderte Koppel rasch. Die Münze flog auf und fiel herab. Zehn Hände griffen nach ihr. „Halt da!“ befahl der Arbeiter und die Anderen gehorchten. Er war sichtlich eine jener Kraftnaturen, die bei einem Aufstande von der Straßenmenge sofort und ohne Widerspruch als Anführer anerkannt werden. Er las die Münze auf und verkündete: „Kopf! Der Stuhl gehört Ihnen!“

„Danke,“ sagte Koppel lächelnd. Sein Gegner zögerte noch, nun herrschte ihn aber der Arbeiter an: „Bürger, lassen Sie los!“ Der Herr gab den Stuhl frei und entfernte sich achselzuckend, im Abgehen halblaut murmelnd: „Überall dieses preußische Ungeziefer!“ Er hatte offenbar die deutsche Aussprache Koppels bemerkt.

Mit sich zufrieden, die Hände in die Taschen gesteckt, trat der Arbeiter in die Menge zurück und verschwand. Koppel suchte mit dem Stuhle zu den Seinigen zurückzugelangen. Das war sehr schwierig, denn von allen Seiten drängten Neugierige heran, die in die Nähe des von ihm eben verlassenen Platzes zu gelangen suchten. Wie Koppel sich zwischen ihnen durchschob, hörte er sie Erkundigungen und Auskünfte austauschen. „Was ist los?“ „Dort hinten schlägt man sich.“ „Ein Betrunkener.“ „Man hat einen Taschendieb verhaftet.“ „Eine Frau ist unwohl geworden.“ „Sie haben zwei preußische Spione ge-

fangen.“ Koppel fand keine Muße, Betrachtungen über die Psychologie der Menge anzustellen, denn plötzlich faßte ihn eine Hand unter dem Arm und eine bekannte Stimme rief französisch: „So habe ich mich vorhin nicht getäuscht!“ Koppel wandte sich überrascht um und erblickte Henneberg, der ihn lebhaft aus dem Gewühl herauszuziehen suchte.

„Du?“ stieß Koppel deutsch hervor.

„St!“ erwiderte Henneberg und fuhr leise fort: „Wohin gehst du?“

„Ich habe die Meinigen und eingeladene Nachbarn dort beim Wasser und will ihnen diesen Stuhl bringen, damit sie die leuchtenden Springbrunnen sehen können.“

„Das ist nicht sehr bequem,“ murmelte Henneberg. „Ich gehe mit dir, um deine Damen zu begrüßen. Ich saß eben dort im Bierhaus und hörte der Zigeunermusik zu, da sah ich, daß ein Auflauf entstand, trat hinzu und glaubte dich in der Mitte der Gruppe zu erkennen.“

Koppel erzählte ihm den Hergang in einigen Worten und gelangte mit ihm, während er sprach, zu den Zurückgebliebenen. Er fand eine unangenehm veränderte Lage vor. Die Umstehenden wollten nicht leiden, daß man ihnen die Aussicht nahm, indem man auf Stühle stieg, und bestanden darauf, daß die Gesellschaft mit ihren Stühlen nach hinten zurücktrete. Darauf wollte Oskar sich nicht einlassen und tauschte gereizte Redensarten mit allerlei Leuten aus, während

Frau Käthe ihn zur Ruhe mahnte und Herr Masmajour kleine strategische Bewegungen ausführte, die seine Damen ein wenig von Koppels trennen sollten.

Frau Käthe war froh überrascht, als Henneberg mit ihrem Mann auftauchte. Er reichte ihr die Hand und sagte rasch ohne Einleitung: „Bitte, kommen Sie vor Allen aus dieser Quetsche heraus.“

„Aber wir wollen die farbigen Springbrunnen sehen.“

„Sollen Sie auch, Frau Doctor,“ erwiderte er, indem er ihre Hand in der seinen behielt, und begann, sich durch die Menge zu arbeiten.

Frau Käthe hielt ihn noch immer zurück. „Wir haben Freunde mit uns.“

„Sie sollen mitkommen,“ antwortete er und zog sie nach, ohne stehen zu bleiben.

Koppel blieb nichts übrig, als die Masmajours und seine Kinder vor sich zu sammeln und trotz des unzufriedenen Murmelns des Herrn Masmajour und der enttäuschten Mienen der Mädchen Henneberg zu folgen.

Er hatte Vertrauen zur Anschlägigkeit seines Freundes und zweifelte nicht, daß er Annehmbares im Sinne habe.

Der Rückzug aus der Klemme um das Wasserbecken war leichter, als es das Eindringen gewesen war. Nach wenigen Minuten stand die ganze Gesellschaft außerhalb des Gedränges am Fuße des Eiffelthurms um Henneberg geschaart. Herr Masmajour hielt sich mit fremder Miene etwas abseits. Erst jetzt fiel es Koppel

ein, daß er eine Unterlassungssünde begangen habe, und er beeilte sich, Henneberg in aller Form seinen Gästen vorzustellen. Herr Masmajour grüßte zeremoniös mit dem Hute, Frau Masmajour knixte leicht, Fräulein Ubele erröthete. Ihr war der deutsche Herr wohlbekannt; sie hatte ihn stets bemerkt, als er Koppels besuchte.

„Die Herren würden vielleicht lieber unter sich sein, um ihre Sprache zu sprechen,“ sagte Herr Masmajour; „ich möchte Sie um Alles in der Welt nicht stören.“

Koppel und Henneberg verwahrten sich zu gleicher Zeit auf das Lebhafteste und Henneberg erbat sich die Ehre, die ganze Gesellschaft auf den Eiffelthurm einzuladen zu dürfen. Koppel wollte Einspruch erheben, Henneberg hörte aber nicht auf ihn, sondern führte Frau Käthe und Frau Masmajour zu einem der Aufzüge, die Anderen mußten wohl oder übel folgen und wenige Augenblicke später waren Alle auf der ersten Plattform des Thurmes. Henneberg eilte in das Restaurant, das dort den Ausstellungsbummlern seine kostspielige Gastfreundschaft bot. Er war da offenbar zu Hause. Die Comptoir-Dame, der Maître d'Hôtel, die Kellner grüßten ihn unterthänig. Es war ziemlich voll, der Maître d'Hôtel führte ihn jedoch sofort dienstbeflissen in ein Cabinet an einen vorbehaltenen Tisch am Fenster mit der Aussicht auf das Becken und die sogenannte Mittel-Kuppel. Eben hatten die farbigen Wasserstrahlen zu steigen begonnen. Die jungen Mädchen sprangen an das Fenster und verschlangen

das Schauspiel mit den Augen. Namentlich Blanche war so entzückt, daß sie kleine Ausrufe nicht unterdrücken konnte, so oft die flüssige Säule mit zauberhafter Schnelligkeit ihre Farbe wechselte, was Adele veranlaßte, sie leise zu knuffen und ihr zuzusüstern: „Aber Blanche, sei doch kein Kind.“

Henneberg lud sie ein, Platz zu nehmen, da sie auch am Tische in aller Bequemlichkeit den Anblick genießen würden. Während sie sich daran weideten, wie der gleich einem Metallguß scharf und ungestüm empor-schießende in den köstlichsten Farben leuchtende Spring-  
quell aufstieg, um sich hoch in der Luft zu einer Feuer-  
garbe auszubreiten und dann in einen Regen tropfen-  
großer funkelnder Rubine, Smaragde, Saphire oder  
Amethyste zu versprühen, flüsterte Henneberg dem  
Maître d'Hôtel einen Befehl zu.

„Erlaube —“ fiel Koppel dazwischen.

„Ich erlaube nichts,“ antwortete Henneberg lächelnd.  
„Du bist mein Gast. Oder wenn dich das stört, mein  
Gefangener.“

„Von dieser Frage ganz abgesehen — wir sind erst  
vor einer Stunde vom Tisch aufgestanden.“

„Einen Tropfen Sekt mit einem Bisquit kann man  
auch eine Stunde nach Tisch erledigen.“

Der Kellner und Küper brachten auch schon das  
Bestellte. Herr Masmajour fühlte sich merkbar unbe-  
haglich und warf Koppel einen Blick zu, in dem Frage,  
Vorwurf, Erstaunen und Verwahrung zu lesen waren.

„Mein Freund Dr. Henneberg ist etwas gewaltthätig,“ bemerkte Koppel, zu Masmajours gewendet, „er hat Sie mir abgejagt. Wir müssen uns fügen.“

Henneberg begann mit Masmajours eine Unterhaltung über den großen Erfolg der Ausstellung und über den Ruhm, den sie Frankreich in beiden Welten eingebracht habe. Er machte alle Einzelheiten: die Bauten, ihre Farbentöne, die Maschinenhalle, die Straße von Kairo, zum Gegenstand geschmackvoller und unverkennbar ehrlicher Komplimente. Herr Masmajour fühlte sich geschmeichelt, wurde warm und sprach nunmehr ohne inneres Widerstreben dem knisternden Schaumwein zu.

Die Stimmung aller Anfassenden des Tisches wurde vertraulich. Das war nun freilich etwas Anderes als vorhin. Was unten im Ausstellungsgarten häßlich, unbequem, mühselig gewesen war, das verwandelte sich, von hier gesehen, in Schönheit und Annehmlichkeit. Die kothigen Wege zwischen den Rasenplätzen, die unter den stampfenden Sohlen widerwärtig flatschten, waren jetzt geschlängelte Bänder brauner Bronze, zwischen grün edelrostige Flächen eingelassen und da und dort unter auffallenden Lichtern dunkeltönig spiegelnd. Die Menschenhaaren, die, wenn man sich in ihrer Mitte befand, schlecht rochen und rücksichtslos stießen, glichen Ameisenzüge, die in unterhaltlichster Weise ohne Ende wimmelten, hin und her krochen, zusammenstießen, in Unordnung geriethen, schwankten, sich wieder reiheten und den Blick in angenehmer Träumerei aus einer Ecke des belebten

Bildes in das andere führten. Plötzlich flammte eine rothe Lohe auf und überzog den ganzen Platz mit einer düstern Glut, in der die Gebäude zu glimmen schienen und die Menschen das Aussehen der biblischen Männer im feurigen Ofen annahmen. Es war die Schlußwirkung des Festes, die Erglühung des Eiffelthurms. Koppels Einbildungskraft machte weite Flügel. Ihm schien, als säße er auf einem Throngestühl und zu seinen Füßen loderten bunte bengalische Feuer in blendender Helle und zweimalhunderttausend Menschen führten zwischen blinkenden Lichtern und vielfarbigen Fahnen, von naher und ferner gedämpft zusammenschwirrender Musik begleitet, verwickelte Bewegungen auf, um sein Auge zu ergötzen. Ein Volksfest, an dem die ganze Einwohnerschaft einer Weltstadt theilnimmt, ist doch etwas Einziges, der Eindruck, den eine ungeheure Menge im Ruhen und Wandeln hervorbringt, ist doch überwältigend in seiner Großartigkeit, wenn man — ja, wenn man nicht als Statist an dem Schauspiel mitwirkt, sondern seinen Reiz in einer Loge genießt. So ging auch aus diesem Abend die Moral hervor: man muß zur bevorrechteten Minderheit gehören.

Es wurde spät, draußen begann es zu regnen, daß die Fenster sich verschleierten und das bunte Bild der Ausstellung wie verwaschen und halb ausgelöscht oder wie mit schlafschwer verdunkelten Augen gesehen erschien, das Kabinet des Restaurants leerte sich, Frau Rätke tauschte mit Frau Masmajour einige leise Worte aus und sagte dann zu Koppel: „Hugo, es ist Zeit.“



Henneberg winkte rasch den Kellner herbei und verlangte die Rechnung. Sie lag bei der Comptoir-Dame schon bereit und wurde ihm sofort auf dem Teller gereicht, auf den er möglichst unbemerkt einen Hundertfrankenschein legte. Es waren drei Flaschen Champagner geleert worden und eine vierte war entfort. Der Kellner brachte nicht viel kleine Münze zurück und Henneberg winkte, sie zu behalten. Herr Masmajour konnte sich nicht versagen, beim Aufbrechen seiner Frau zuzuraunen: „Wohlfeil ist es hier nicht,“ worauf sie ebenso gedämpften Tones erwiderte: „Was willst du, mein armer Freund, es gibt Leute, die ihr Geld leichter verdienen als andere.“

Am dem großen Eingange, der „Pforte Rapp“, herrschte ein lebensgefährliches Gedränge. Am Haltpfah der Pferdebahn- und Omnibuslinien in der Avenue Rapp wurden um die Wagen von einer tobenden Menge Kämpfe wie bei der Erstürmung des Malakoff-Thurmes geliefert. Die Kremser, die Droschken wurden im Fahren abgefangen und von gewandten Läufern und Kletterern erstiegen. Wer nicht in allen Künsten der Arena Meister und dazu ein entschlossener Faustkämpfer war, hatte nicht die entfernteste Hoffnung, zu einer Fahrgelegenheit zu gelangen.

„Wir werden wohl zu Fuße heimstelzen müssen,“ bemerkte Koppel mit einem unmuthigen Blick über das Getümmel von Wagen und Menschen, das bis an die Stufen des Thors wogte.

„Wird uns auch nichts schaden; wir sind ausgeruht,“ erwiderte Frau Käthe.

„Erlauben Sie mir, Ihnen Wagen zu besorgen,“ fiel Henneberg ein.

„Kannst du heren?“ fragte Koppel.

„Dessen bedarf es nicht. Das sollst du gleich sehen.“ Er sandte einen prüfenden Blick über das Gewühl vor dem Eingange und winkte einem halbwüchsigem Burschen, der wie eine Eidechse zwischen den Pferden und durch die dichtesten Menschengruppen hin und herhuschte. Im Nu war der dreiste Gassenjunge neben ihm. Er sagte ihm mit Nachdruck einige Worte, der Junge rief: „Verstanden, mein Prinz,“ und schoß pfeilschnell davon.

„Wir wollen ruhig einige Minuten hier warten. Kann der Bengel keinen Wagen aufstreiben, so können immerhin drei, vielleicht sogar vier der Damen mein Coupé benutzen, das hier in der Avenue de la Bourdonnaye steht, wir Uebrigen folgen dann, bis wir auf eine Droschke stoßen.“

Dazu kam es nicht. Der Gassenjunge nahm sich nicht die Mühe, weit zu suchen. Er erblickte einen heranrollenden Wagen, auf dessen Tritt einer seiner Kameraden stand, stieß diesen einfach hinunter, nahm seinen Platz ein und lud, vor den Thorstufen angelangt, mit einer triumphirenden Handbewegung seinen oben etwas abseits stehenden Auftraggeber ein, von der Droschke Besitz zu ergreifen. Er verließ inzwischen den Tritt nicht und gab den Schlag nicht frei, sondern

vertheidigte ihn tapfer gegen häufig versuchte Handstriche. Der verdrängte Junge, den er mit einigen geflüsterten Worten beruhigt hatte, stand ihm bei.

Henneberg kam gelassen hinunter und reichte dem anschlägigen Gassenjungen ein Fünffrankenstück.

„Verzeihung, mein Prinz,“ sagte der Bursche feck; „ich habe meinem Kameraden auch zwei Franken zugesagt. Er hat den Wagen aus den Elysäischen Feldern herholen müssen.“

Henneberg zog lächelnd ein zweites Geldstück hervor und warf es den Jungen hin, die mit einem lauten: „Danke, mein Prinz,“ verschwanden.

Henneberg schob die fünf Damen in den vierfüßigen Kumpelkasten, warf den Schlag zu und wollte dem Kutscher ein Fünffrankenstück in die Hand drücken, während er ihm angab, wohin er zu fahren habe. Diesmal aber widersetzte sich Koppel rasch und entschlossen und bezahlte den Kutscher selbst. Doch hatte Hennebergs Freigebigkeit ihm ein Maß vorgeschrieben, hinter dem nun auch er nicht zurückbleiben konnte, wenn er den Kutscher nicht schädigen wollte.

Als die Damen weggefahren waren, führte Henneberg die Anderen zu seinem Coupé, das halbwegs zwischen der Porte Rapp und der Seine stand, und sagte: „So, nun bitte, nehmen Sie hier Platz. Sie werden ja ein Bischen zusammenrücken müssen, aber für drei Personen ist zur Noth Raum und Sie sind auch bald an Ort und Stelle.“

„Und du?“ fragte Koppel.

„Ich bummle ruhig heim. Das ist mir ganz angenehm.“

„Da wir nicht alle vier im Wagen sitzen können —“ ließ Herr Masmajour sich mit erwachender Empfindlichkeit vernehmen.

„Ich setze mich neben den Kutscher!“ unterbrach ihn Oskar und wollte auch schon auf den Boock klettern.

Henneberg hielt ihn lebhaft zurück. „Hier hinein, junger Freund, hier hinein.“ Er lüpfte Herrn Masmajour mit sanfter Gewalt in den Wagen, Koppel und Oskar folgten, er drückte ihnen rasch die Hand und ertheilte dem Kutscher seine Befehle, worauf das Gefährt in stolzer Gangart davonrollte und seine Insassen den Besitzer schnell aus den Augen verloren.

In beiden Wagen wurde unterwegs von Henneberg geredet. Blanche fand ihn hübsch und unterhaltlich, warf ihm aber vor, daß er nicht gelant sei, da er kaum einmal zu ihnen gesprochen und nur mit ihren Müttern und den Herren geplaudert habe. Adele hörte träumend zu. Als ihre Schwester unermüdlich weiter schwatzte und schließlich Elja fragte: „Warum heiraten Sie Ihren Landsmann nicht?“ da mahnte Frau Masmajour: „Wußt du denn immer Unsinn schnattern? So sei doch endlich still!“

Andererseits erkundigte sich Herr Masmajour, wenn auch mit bescheidener Zurückhaltung, nach Hennebergs Verhältnissen, namentlich auch, ob er denn nicht Offizier sei; so habe er sich nämlich immer die Ulanenoffiziere vorgestellt: groß, schlank, lebhaft, elegant, gebieterisch

in ihrem Auftreten, fertig Französisch sprechend — wenn er Henneberg betrachte, so scheine ihm immer, daß ihm die Uniform fehle. Koppels Auskunft, daß sein Freund nie Offizier gewesen sei, als einziger Sohn einer Witwe nicht einmal gedient habe und trotz seines schneidigen Gehabens aus dem friedlichen Berufe der Schulregenten hervorgehe, ließ unverkennbar in Herrn Masmajours Geiste allerlei stille Gedanken bestehen.

Daheim sagte Frau Käthe, als sie zur Ruhe gingen: „Weißt du, Hugo, ich habe keine rechte Freude an unseren neuen Beziehungen zu Henneberg. Er ist mir zu prozig geworden. Er wirft zu viel mit seinem Gelde um sich.“

„Nicht doch,“ erwiderte Koppel. „Es ist eine bloße Sehtäuschung. Wenn du genau nachrechnest, so hat er gar nicht so viel ausgegeben. Das hätten wir auch leisten können, ohne alle Prozigkeit, wir haben nur nicht das Herz dazu. Weißt du, wodurch er diesen Eindruck der Verschwendung macht? Durch die Freiheit einer Bewegungen. Wenn ihm etwas einfällt, so hält er sich keinen Augenblick mit Kopfrechnen auf, sondern verfügt und verwirklicht. Ob es viel oder wenig kostet, fragt er nicht. Meist stellt sich heraus, daß es wenig kostet. Aber die Großartigkeit ist dieselbe, wie wenn es viel gekostet hätte. Wo wir uns gedrückt fühlen, da steht er aufrecht. Wir tappen ängstlich, er schreitet unbefangen. Er kommt mir vor wie Jemand, der einen Zauberstab hat. Was sind ihm Hindernisse? Er bemerkt sie gar nicht, denn er weiß, daß sie vor

einem Wink mit seinem Stabe verschwinden. Das Weltbild muß sich dem Besitzer eines solchen Geräthes ganz anders darstellen wie uns.“

Frau Käthe hatte bei dieser langen Rede mehrmals gegähnt. „Deine Einbildungskraft trägt dich wieder einmal durch die Lüfte,“ murmelte sie schlaftrunken und wünschte ihrem Manne gute Nacht. Koppel schlief trotz ziemlicher Müdigkeit viel später ein als seine Frau.

Einige Tage nach dem Ausstellungsfeste bekamen Koppels einen Brief von Henneberg, in dem er sie auf den folgenden Sonnabend zu einem Diner mit einigen Freunden einlud; die Baronin Agostini werde ebenfalls mit ihrem Gemahl zugegen sein. Der erste Gedanke von Frau Käthe war, abzulehnen. Sie habe keine Toilette, mit der sie unter die Millionäre und Barone gehen könne, und da sie sich für so gut halte wie die Anderen, so passe es ihr nicht, als Aschenbrödel aufzutreten. Koppel redete ihr jedoch die Bedenken aus. Es gehe nicht an, die Einladung zurückzuweisen, nachdem Henneberg ihr Gast gewesen sei. Henneberg sei zartfühlend genug, daß er sie nicht mit gewöhnlichen Geldsäcken und Aufschneidern zusammenbringen werde. Der neue Kreis könne Beziehungen ergeben, die vielleicht später für die Kinder nützlich sein werden. Die Beweisführung überzeugte Frau Käthe nicht ganz; namentlich wollte sie nicht an die möglichen Vortheile der zu machenden Bekanntschaften

glauben. Da sie jedoch nicht gern ohne Noth ihrem Manne zuwiderhandelte, willigte sie ein.

Als Koppels an dem angegebenen Abende bei Henneberg eintrafen, strahlte dessen Wohnung im Glanze zahlreicher elektrischer Lämpchen. Im hallenartigen Vorzimmer beflissen sich vier Diener im Frack mit Metallknöpfen, weiß behandschuht, mit weißen Halsbinden, um die Gäste. Die Pracht der Räume und der Reichthum der Einrichtung überraschten Frau Käthe, die dergleichen bisher nur in Königsschlössern als Baedeker-Sehenswürdigkeit kennen gelernt hatte. Die Wände des großen Salons mit vier Fenstern, in den sie eingeführt wurden, waren mit Lyoner Seidentapeten von zarter Lachsfarbe überzogen, deren Rahmen schmale Panäle mit Goldleisten und leichten, flachen Motiven, vergoldete Köcher und Pfeile und Rosengewinde darstellend, bildeten. Die Vorhänge an den Thüren und Fenstern waren aus schwerem rothem Sammt mit Goldfransen und Goldschnüren, zwischen den Fenstern standen mit Elfenbein eingelegte Ebenholzschränke, die Sammlungen von Meißener Porzellanfigürchen, von gemalten Fächern, von meist kostbar gefaßten Miniatur-Bildnissen aus dem vorigen Jahrhundert bewahrten. Tische aus Bronze, theils mit Mosaik-, theils mit Spiegelplatten, trugen Vasen aus Malachit und Jaspis, Kelche mit getriebenen Figuren aus vergoldetem Silber, morgenländische langhalsige Kannen und Becken und chinesische Jadegefäße. Die seidenen Sitzmöbel von der Farbe der Wandtapeten

hatten vergoldete Gestelle. Im Kamin vor kostbaren Marmorarten in verschiedenen Farben flammten auf großen eisernen Feuerböcken mit bronzenen Chimärenhäuptern gewaltige Scheite, deren ausstrahlende Gluth durch prächtig gearbeitete hohe Drahtschirme abgedämpft wurde. Das Auge mußte sich erst mit dem gebieterischen Glanze des Goldes, der geglätteten Steine und der Seide abfinden, um auch die mildere Erscheinung der Kunstwerke wahrzunehmen, die den Raum schmückten: ein ungeheures Deckengemälde zeigte galant entkleidete Göttinnen und Amoretten auf lustigem Gewölk in blaßblauem Himmel, ein angenehmer Dreiklang von Rosa, Weiß und Bergißmeinnichtfarbe; auf Ebenholzstaffeleien, mit Purpur sammt und Goldtorfaden drapirt, meist bizarr eingerahmt, warben kleine Bilder von Van Beers und Weerts, junge Weiber in elegantesten Toiletten und raffiniert verführerisch sein sollenden, vielleicht aber nur frechen Haltungen, um einen Blick; an den Wänden hingen einige Raffaellis, Trunkenbolde, Lumpensammler, Bettelfrauen mit verhungerten Kindern an der Hand, alle Formen des Elends in grausamstem Vortrag, ein hartherzig gesuchter Gegensatz zur Ueppigkeit des Raumes, den Genuß an ihm pikant steigend, vielleicht auch eine unverstandene geheimnißvolle Drohung des Geschicks, ein gemaltes Mene Tekel an die Schwelger, die sich hier bewegten; auf dem Kamin prangte zwischen zwei wundervollen Zellschmelz-Basen und vielarmigen anmuthig gewundenen Rococo Silber-



leuchtern ein seltener Marmor von Clodion, Leda mit dem Schwan, süßlich weich, dreist sinnlich, dennoch bestechend. Die Decke war von einem Kranz Glühlämpchen eingefaßt. Jedes Bild an der Wand hatte sein eigenes Licht, ebenso der Kamin, die Schauschränke, die Divans in den Ecken. Die Beleuchtung war ohne Einheitlichkeit und darum etwas verwirrend, aber sie hob Theile des Gesamtbildes eigenthümlich abwechslungsvoll und malerisch hervor.

Im Salon waren, als Koppels eintraten, am Kamin um Henneberg bereits vier Herren versammelt, die der Hausherr als den Grafen von Beira, Herrn Kohn, den berühmten Maler Pierre und den Bildhauer von großer Begabung Martiny vorstellte. Henneberg erwies der verschüchterten Frau Käthe Zuorkommenheiten, zeigte ihr Bilder und Säckelchen und widmete sich ihr überhaupt, um sie heimisch zu machen. Koppel suchte inzwischen Anschluß an die Unterhaltung der Herrengruppe, in der Herr Kohn über die Bildhauerei des achtzehnten Jahrhunderts glitzernde und geschlängelte Worte sprach, Worte ohne viel Bedeutung, aber wichtig und fennerhaft anzuhören. Er beherrschte das Französische vollständig, mit einer Vorliebe für defadente Neuworte, hatte aber eine stark süddeutsche Aussprache. Er interessirte Koppel, der zu errathen suchte, wer der Mann sein mochte: die Stimme Jacobs, aber die Hand Esaus — nach seiner Rede mochte er ein Journalist, ein Schriftsteller, vielleicht gar ein Professor der Kunstgeschichte sein, aber die frühe Feistigkeit, das jugendlich

fahle Haupt, die wohlgepflegten Backenbärtchen, die Gardenia im Knopfloch der Seidenklappe des Fracks, das große Katzenauge als einziger Hemdknopf in der Mitte der Brust deuteten auf den Finanz- oder Börsenmann hin.

Der Diener an der Thür meldete: „Herr General und Frau Zagal!“ und hinter ihrem Titel und Namen erschienen ein kleiner fetter Mann mit graugelblichem Gesicht, kurzer, rundnüstiger Knollennase und dicken Lippen, an seinem Arm eine ebenso kleine, ebenso fette Frau, deren Gesichtsfarbe man unter den vielen geologischen Schichten von Reispulver und Schminke nicht erkennen konnte, deren Gesichtsbildung aber eine gewisse Rassenähnlichkeit mit der ihres Mannes zeigte. Beide waren noch jung, der General trug großmächtige, anscheinend etwas wilde Orden am Frack, die Generalin eine wundervolle flaschengrüne Faillerober mit Spitzenüberwurf und so viel Schmuck, daß sie bei jedem Schritt wie unter einem Schuppenpanzer rasselte. Ein überwältigender Corylopsisduft ging ihr voran und folgte ihr und machte sie für alle empfindlichen Nieser mühsam nahbar. Die Dame sprach etwas laut, der General studirt gedämpft, beide mit einem Accent, der Gewitterwolken zerstreuen konnte. Der Eintritt des neuen Paares gestattete Koppel, Herrn Kohn näher zu treten. Dieser setzte darauf sofort die Unterhaltung in einem Deutsch fort, das den Frankfurter verrieth. Zu ihnen gesellte sich der Graf von Beira, der gleichfalls deutsch sprach und zwar so, daß man auf jede Entfernung den

Hamburger erkannte. Als eine Bewegung in den Gruppen, durch das Erscheinen eines weitem Gastes, des Malers Recollet, veranlaßt, den Grafen von Beira von ihnen trennte, fragte Koppel seinen Gesprächspartner: „Wie kommt dieser portugiesische Herr zu seinem echten Deutsch und seinem hanseatischen Dialekt?“

Kohn lachte. „Portugiesisch ist günstig. Das einzige Portugiesische an dem Herrn ist sein Grafentitel, der ihn noch nicht lange beschwert. Er ist ein wackerer Herr Dettmer aus Hamburg und hat in Goa, Macao und Portugal Pferdebahnen gebaut und Banken gegründet. Die schweren Millionen, die er aus Portugal heimgebracht hat, sind ihm vermuthlich wichtiger als der Graf.“

Wieder ertönte die Stimme des Dieners an der Thür: „Der Herr Baron Agostini und die Frau Baronin.“ Henneberg eilte ihnen entgegen. Der Baron war müder, zusammengeklappter, runzeliger als je. Aber das Monocle saß sicher im Auge und der steif aufgewichste Schnurrbart und die Fliege waren unzulässig schwarz. Die Baronin hatte eine Robe aus taubenbrust- und blaßlila-schillernder Seide an, mit einem Rosaleibchen und einer Blondenspitzenflut an den Achselauschnitten, die den entblößten Oberarm bis zum Ellenbogen durchscheinend umwölkte. In der schweren Fülle ihres schwarzen Haares blitzte ein hypnotisirender Brillantstern, um den Hals legte sich eine dreifache Reihe sicherererbjengroßer Perlen vom reichsten Orient, in der Hand trug sie einen Fächer

mit goldenen Stäben und einem Bilde von Fragonard. Sie sah jetzt ganz anders aus, als Koppels sie kannten. Sie trug den Kopf gebieterisch, der Mund war hart geschlossen, die dunkeln Augen blickten starr und hochmüthig fremd, sie schien eine böse, menschenverachtende Königin, die aus ihrem verschlossenen Innenleben nur heraustritt, um ihren Hofstaat zu ängstigen. Als sie indeß der am Kamin sitzenden Frau Käthe ansichtig wurde, wich mit einemmale die Strenge aus ihrer Erscheinung. Die eifrigen Grüße der Herren und die Verneigung der Generalin Zagal leicht erwidern, schritt sie zu der in ihrem einfachen dunkelblauen Seidenkleid fast ärmlich erscheinenden Frau, streckte ihr lebhaft die Hand entgegen und setzte sich neben sie auf den Armstuhl, den Henneberg ihr beflissen zurecht rückte. Es blieb nichts von dem so zu sagen dienstlichen Ausdruck, den ihre Miene hatte, als sie bei ihrem Eintritt in den Salon unter den Waffen war, und sie blickte weich und gut, als sie mit Frau Käthe zu plaudern begann.

Während Henneberg die Künstler der Reihe nach zu den Damen führte und in ihrer Gesellschaft ließ, machte der General dem Baron Agostini den Hof. Auch der Graf von Beira hielt sich zum Baron und lauschte ehrerbietig den spärlichen Worten, die er fallen ließ.

„Heute sind hier alle Stände vertreten, der Wehrstand, der Lehrstand und der Millio-Nährstand,“ witzelte Kohn.

„Sie rechnen sich hoffentlich zu letzterem,“ erwiderte Koppel.

„Ich muß wohl,“ meinte Kohn mit heuchlerischer Bescheidenheit, „da ich leider nicht die Ehre habe, General oder Professor zu sein.“

„Empfangen Sie meine Glückwünsche.“

„O, keine Ursache, Herr Professor, neben so großen Millionären wie unser Freund Henneberg, Herr Dettmer oder gar Baron Agostini bin ich nur ein ganz kleiner Mann.“

„Seine Majestät der König von Laos und die Herren seines Gefolges,“ schallte es plötzlich von der Thür her in den Saal. Koppel blickte verkläfft auf. Die befremdliche Majestät war ein hochgewachsener Herr von etwa fünfunddreißig Jahren, mit bürstenartig zugestuztem sehr dichtem Haupthaar, einem lang ausgezogenen dünnen Schnurrbart unter der scharf gebogenen Nase und einer auffallenden mattweißen strahligen Narbe inmitten der linken Wange. Hinter ihm erschienen ein älterer und zwei junge Herren, alle drei mit einem Großkreuz-Bande, roth mit grünen Säumen, unter der Weste. Der ältere Herr, klein an Wuchs, ein korrekter Kahlkopf und Knebelbart, war feierlich und streng. Henneberg stellte ihn als den „Herzog von —“ — der Name war nicht zu verstehen — Kanzler des Königs vor. Die beiden jungen Leute, der „Hofmarschall Vicomte d'Idouville“ und der „Flügeladjutant Baron de —“ — Name

unverständlich — waren im Gegentheil verbeugungsreich, lächelnd und tänzelnd.

Koppel runzelte bei diesem Aufzug unwillkürlich die Stirn. Als Deutscher bildete er sich auf seine Kenntniß der Erdkunde etwas ein, aber von einem Königreiche Laos hatte er weder in der alten noch in der neuen Geschichte etwas gehört. Wurde hier ein unpassender Scherz getrieben? Das konnte er sich doch nicht denken. Der Charakter Hennebergs und wenigstens einiger Personen der Gesellschaft schien dergleichen auszuschließen. Ueberdies lächelte niemand sichtbar, als Henneberg den König Sire ansprach, und einige der Gäste, namentlich das Sagalische Paar und die Künstler, bildeten sogar um den Ankömmling in gut höfischer Form Cercle. Wenn es aber keine Possé war, was hatte es mit dem unvermutheten König für Bewandniß?

Er hatte zunächst keine Gelegenheit, seine Neugierde zu befriedigen, denn Henneberg trat zu ihm, nahm ihn am Arm und stellte ihn dem König vor: „Sire, ein Freund und Landsmann, Professor Koppel.“

„Sehr erfreut, Herr Professor, sehr erfreut,“ sprach der König gnädig und reichte Koppel die Hand, in die dieser die seine ohne Begeisterung legte. Der König hielt sie einen Augenblick fest und rief zu seinem Gefolge gewendet: „Sehen Sie, meine Herren! Der deutsche Professor — das Geheimniß der Macht Deutschlands — der Professor und die Armee. Ich wollte, wir wären schon in Laos so weit, daß wir

uns auf Professoren stützen könnten.“ Und er schlug ein kurzes, selbstzufriedenes Königslachen an. Die drei Herren des Gefolges verbeugten sich gleichzeitig mit einer einzigen Bewegung und lächelten. General Zagal lachte. Der König ließ Koppel stehen und ging weiter, gerade auf die Baronin Agostini zu, vor der er sich tief verneigte.

„Frau Baronin, kann ich die Ehre haben, einen Kuß auf Ihre Hand zu drücken?“

Die Baronin hatte beim Herantreten des Königs ihre hohe, eisige Miene angenommen und erwiderte überaus fernhaltend: „O bitte —“ Sie legte ihre Fingerspitzen in die Hand, die er ihr hinstreckte, zog sie jedoch zurück, als er sich auf sie niederbeugte, um sie zu küssen. „Ich hoffe, daß Ihre Gesundheit gut ist.“

„Sie sind zu gütig, Frau Baronin. Meine Pflichten geben mir viel Plackerei und viel Sorgen, aber ich vertheidige mich. Ist der Herr Baron wohl? Wo — ach, da ist er ja!“ Und er eilte zum Baron, der, ihm den Rücken wendend, mit dem Grafen Beira vor einem Van Beersjchen Bildchen stand.

Auch Frau Käthe war bei der Anmeldung der Majestät höchlich erstaunt gewesen. Ihr weiblicher Schnellblick bemerkte jedoch sofort, daß Henneberg den König vertraulich herablassend behandelte, die gewichtigen Leute im Salon, der Baron Agostini und der Graf Beira, ihn kaum beachteten und die Baronin

sich gar nichts aus ihm machte, und sie schloß, daß sie keinen Grund hatte, sich aufzuregen.

„Was ist das für ein König?“ fragte sie, als er gegangen war.

„Es ist ein gewisser Paul Maigrier,“ erwiderte die Baronin Agostini. „Er soll Seeoffizier gewesen sein. Die bösen Zungen behaupten freilich, er habe die See als Schiffskellner befahren. Er will in Ostasien ein wildes Land erobert haben. Oder das Volk hätte ihn freiwillig zum König gewählt. Ich weiß nicht recht. Es gibt Leute, die ihn ernst nehmen. Er hat einen Orden gestiftet, er hat Briefmarken ausgegeben, er verleiht Adelstitel und spricht davon, diplomatische Vertretungen in Europa zu bestellen.“

„Aeußerst merkwürdig. Was thut er aber in Paris? Ist er hier zu Besuche?“

„Er behauptet, er sei hier, um seine Anerkennung durch die französische Regierung durchzusetzen. Er wirbt auch Offiziere und Beamte. Ich glaube aber, er will hauptsächlich Geld auftreiben.“

„So!“ Das leuchtete Frau Käthe augenblicklich ein und das Räthsel war für sie gelöst.

In diesem Augenblick meldete der Maître d'Hôtel, daß aufgetragen sei. Henneberg reichte zu ihrer Verwirrung Frau Käthe den Arm, nachdem er Koppel zugeflüstert hatte, die Baronin zu führen, der König beglückte die Generalin Bagal, die unter ihren Farbenschichten vor Vergnügen erröthete, die übrigen Herren folgten ledig. An den Salon stieß ein Musikzimmer,



ohne Portièren, mit bloßen Musselinvorhängen an den zwei Fenstern, mit weißlackirten Wänden, die nur durch schmale Goldleisten gegliedert waren, ohne Teppich auf dem eisglatt gewichsten Parket, mit einem auf Goldlackgrund reich bemalten Flügel, zwei Pedalharfen, einigen ebenhölzernen Musikpulten und einigen Reihen leichter, vergoldeter, rothseiden gepolsterter Stühle als Einrichtung. Von da trat man in den Speisesaal, wo sechs um den Tisch aufgestellte Diener der Gesellschaft harrten.

Henneberg wies Frau Käthe mit einer Verneigung den Platz zu seiner Rechten an. Sie wurde sehr roth und sagte leise: „Ich kann doch unmöglich — die Baronin —“

Diese kam in dem Augenblick an Koppels Arm an ihr vorüber und flüsterte ihr rasch zu: „Ich habe selbst darum gebeten, gnädige Frau.“ Dann setzte sie sich auf den Stuhl zur Linken Hennebergs und lächelte von dort Frau Käthe lieb zu. So fügte diese sich denn und ließ sich auf den ihr bestimmten Platz nieder. Ihr Nachbar zur Rechten war Baron Agostini, neben dem der General Zagal saß, während die Baronin Agostini zur ihrer Linken Koppel und dieser den Maler Piorre zum Nachbar hatte. Auf der andern Seite thronte, Henneberg gegenüber, in der Mitte der König, der zu seiner Rechten die Generalin Zagal, Herrn Kohn und den Bildhauer Martiny, zur Linken den Grafen Beira, den Hofmarschall Vicomte d'Idouville und den Maler Recollet hatte. An den beiden Schmal-

seiten saßen der Kanzler und der Flügeladjutant des Königs.

Während Frau Käthe ihre Handschuhe auszog und behutsam faltete, sah sie sich in dem Raume um. Die Wände waren bis zu Schulterhöhe mit braunem Nußholz getäfelt, das in erhabener Arbeit aus dem Vollen geschnitzte Blumen und Fruchtgewinde mit leisen Gold- und Farbenberührungen zeigte. An die Tafelung schlossen sich bis zur Kassettirten Decke goldbraune Ledertapeten mit gepreßten, farbig aufgehöhten Arabesken. Ihre Pracht war etwas barbarisch durch eine Sammlung von Schüsseln und Tellern verdeckt, unter denen besonders cypriotische Stücke mit lebhaftem Kupferglanz und gelbe italienische Majoliken auffielen. Frau Käthe verstand den Werth dieser keramischen Schätze nicht, aber sie hatte die deutliche Empfindung von überwältigendem Reichthum, der auch in dem dreiflügeligen hochaltarartig monumentalen Büffet und in dem blinkenden Gold- und Silberschatz des diesem gegenüber stehenden Schauschranks hervortrat.

Der Tisch war höchst elegant gedeckt. Die silbernen Teller waren nicht rund, sondern viereckig und an einem Rande mit einem Wappen in den heraldischen Schmelzfarben geschmückt. Dasselbe Wappen fand sich farbig an den sieben oder acht Gläsern und Kelchen aus feinstem Kristall, die zu jedem Gedeck gehörten, und einfach gravirt an den silbernen Bestecken wie an den goldenen Nachtischlöffelchen, Gabelchen und Messerchen. Ein großer silberner Aufsatz in der Mitte stellte einen

Triumph der Venus dar; zwei kleinere Gruppen gegen die Tischenden hin zeigten eine Bacchantin und Silen und einen Bacchus mit zwei Thyrsus-Trägerinnen. Trotz zahlreicher Glühlämpchen an den Wänden brannten auf dem Tisch an vier großen Armleuchtern mit je sieben Tillen Wachskerzen, an deren jeder mittels einer federnden Klammer ein Rosa-Schirmchen befestigt war. In zwei durch einander geflochtenen Wellenlinien zogen sich um den ganzen Tisch breite Gewinde von seltenen Dahlien, kostbaren Orchideen und getriebenem blassem Flieder. Vor jeder der drei Damen lag in einer silbernen Zwinge ein großer Strauß von absichtlich duftlos gewählten Blumen, Glorinien, Stanhopeen und fleischfarbenen, außerordentlich großen Chrysanthemen. Das Menu hatte die Form eines golden eingerahmten Bildes auf einer niedlichen Staffelei aus Silber.

Frau Käthe blieb eine Weile in die Betrachtung dieses Prunkes verloren. Der Diener, der ihr goldfarbenen, duftenden Madeira in das kleinste Glas goß, schreckte sie in die Wirklichkeit zurück.

„Ich werde nie wieder den Muth haben, Sie an unsern Tisch zu bitten,“ konnte sie sich nicht enthalten, Henneberg zu sagen.

„Gnädige Frau, so hart werden Sie nicht sein!“ rief er beinahe erschrocken. „Wenn Sie wüßten, wie wohl ich mich bei Ihnen gefühlt habe! Alles heimelte mich so an — ich wurde wieder jung und froh.“

„Wenn man aber an solche Pracht gewöhnt ist —“

„Ach, es ist ja nicht so gefährlich, wie es aussieht. Man denkt wunder was und dabei hat mich der ganze Krempel, wie er geht und steht, einen Pappenstiel gekostet.“

„Na na!“

„Wie ich Ihnen sage, Frau Doctor. Ich muß allerdings hinzufügen, daß ich die Wohnung mit der Einrichtung übernommen habe. Der Vorbesitzer freilich hat eine halbe Million ausgegeben, um die Räume so auszustatten. Ich besitze die ursprünglichen Rechnungen. Ich aber habe noch kein Siebentel dieses Betrages bezahlt. Der arme Teufel hatte sich verspekulirt, war verfracht und mußte verkaufen.“

„Ein Siebentel des Werthes!“

„Des Werthes — verstehen wir uns. Für den Käufer hat das Wort Werth immer eine andere Bedeutung wie für den Verkäufer. Hätte der Mann seine Sachen an die Trödler verklopfen müssen, so würde er noch viel weniger bekommen haben.“

„Mir scheint, ich würde als Geist um mein Eigenthum spuken, wenn ich dafür so viel Geld gegeben und so wenig bekommen hätte.“

„Nun, gnädige Frau, einmal bin ich nicht abergläubisch, zweitens lebt der Verkäufer einstweilen noch und drittens hat ihn seine halbe Million auch nicht viel gekostet. Er hat sie an der Börse gewonnen.“

„Da hat er sie doch Jemand abgewonnen und was sie den gekostet hat, wissen wir nicht.“

„Ja, wenn man so weit nachgraben will, dann ist bekanntlich Alles, was wir haben, in letzter Reihe ein Geschenk der Sonne.“

Frau Käthe lächelte über diesen Einfall, den bei den vergleichenden Philologen spukenden Sonnenmythus auch in das Wirthschaftsleben hineinzutragen, und fragte verjöhnlich ablenkend: „Das Wappen ist wohl das des Vorbesizers?“

„Oh — nein,“ erwiderte Henneberg etwas stockend. „Es ist mein Wappen; das heißt,“ fügte er bei ihrem plötzlichen Aufblick hinzu, „eigentlich das Wappen meiner Mutter, die eine von Milowiz war.“

Sie beklagte im Stillen die Unvorsichtigkeit, mit der sie diesen kizlichen Punkt berührt hatte, und war froh, daß eine kühl höfliche Anrede des Barons Agostini ihr ermöglichte, den Gegenstand unvermittelt fallen zu lassen.

Inzwischen führte der König immer mehr das große Wort und machte, indem er die Aufmerksamkeit auf sich lenkte, den Einzelgesprächen zwischen den Nachbarn ein Ende.

„Ja,“ rief er, „wir haben in unserem Lande Alles, was zum Gedeihen nöthig ist: Fruchtbarkeit, kostbare Hölzer, Wasserstraßen, Goldminen, Edelsteine. Wir brauchen nur Einwanderer, besonders deutsche,“ — er verneigte sich gegen Henneberg — „zuvörderst aber Kapital.“

Da Niemand antwortete, drückte er, zu Agostini gewendet, nach: „Ja wohl, Herr Baron, Kapital ist

„Alles, was wir nöthig haben, um dort hinten einen neuen Mittelpunkt französischer — europäischer Gesittung zu schaffen.“

„Das Kapital wäre etwas gewagt,“ ließ sich der Baron mit einem schwachen Lächeln vernehmen.

„Nur wenn es zu spärlich herankäme. Dann könnte ich das Werk vielleicht nicht zu Ende führen. Stellt man mir aber genug Geld zur Verfügung, so ist es mündelsicher. Die Herren verschließen sich noch immer der Erkenntniß, daß Europa abgegrast ist. Was wollen Sie denn noch in diesem alten kleinen Welttheil? Dreiprozentige Rente kaufen, die bald einprozentige oder Tapetenpapier sein wird? Sie würdigen die entschlossenen Männer nicht, die Ihnen neue Länder erschließen. Sie sehen nicht ein, was wir für Sie thun; Sie unterstützen uns nicht genug. Ich rufe Sie zum Zeugen an, Herr Graf Beira, ist nicht Ostasien die Gegend, wo man sich Millionen holt?“

Der Angerufene nickte beifällig.

„Ich sage Ihnen,“ fuhr der König mit wachsendem Eifer fort, „wohl denen, die rechtzeitig die große geschichtliche Wahrheit begreifen, daß die wirtschaftliche Rolle Europas ausgespielt ist. Wir sitzen hier zu dicht bei einander. Wir haben schon heute beinahe Alle die nämlichen Bedürfnisse, morgen werden wir darin ganz und gar gleich sein. Sie zu befriedigen ist aber unmöglich. Dazu haben wir in Europa nicht genug Sonne.“

„Schon wieder der Sonnenmythus,“ flüsterte Frau Käthe Henneberg zu.

„Das schadet nichts,“ gab dieser zurück, „es lohnt, dem Manne zuzuhören.“

„Aus eigener Neigung und wenn wir ihm nicht Gewalt anthun bringt unser karger Welttheil allenfalls Roggen und Hafer hervor ---“ fuhr der König fort.

„Doch auch Trüffeln und Rebensaft,“ unterbrach Kohn, mit seiner Messerspitze in den Teller und auf das Glas weisend.

„Aber nicht für Alle,“ antwortete der König, den sein eigener Redefluß anregte. „Da haben Sie das Geheimniß Ihres leidigen Socialismus, von dem wir in Laos noch nichts wissen. Die Aufgabe voraussehender Regierungen ist aber, Trüffeln und Rebensaft für Alle zu sichern.“

„Wenn Sie dieses Wunder wirken können —“ ließ sich Baron Agostini vernehmen.

„Ich bin ja im besten Zuge, es bei uns in Laos zu verwirklichen! Nur müssen wir uns verstehen: wenn ich sage für Alle, so meine ich für alle Weißen. An der Rangordnung der Rassen halte ich natürlich fest. Die weiße Rasse ist zum Herrschen da. Wir haben uns die farbigen Rassen zu unterwerfen. Wir sind die natürliche Raub-, sagen wir Schwert-Aristokratie der Menschheit und haben die Pflichten und Rechte einer jeden Aristokratie. Wir schützen die niedriger stehenden Rassen gegen einander, wir geben ihnen mit weisem Ausmaß so viel Gefittung, wie sie vertragen

können, dazu Gerechtigkeit und Sicherheit, und es ist nur billig, daß sie dagegen für uns arbeiten und uns gehorchen. Die einzige lohnende Arbeit der weißen Menschheit ist künftig die Beschlagnahme der übrigen Welttheile, theils durch unmittelbare Besüßergreifung mittels ihrer zehn Finger, theils mittelbar durch ihr Geld. Die einen essen die Ananas an Ort und Stelle, die anderen lassen sie sich hierher schicken, das ist Neigungssache.“

„Ich bin fürs Hierherschicken,“ meinte Kohn; „ich fürchte, ich würde in Laos nicht genug Appetit haben.“

„Allerdings,“ sagte der Graf von Beira; „daran scheitert Ihre schöne Theorie, Sire; man lebt ja reicher in den Ländern, die die Sonne mehr begünstigt, aber man lebt schlechter und man lebt kürzer. Lieber das Roggenbrod Europas in Gesundheit verzehren als die Ananas von Laos mit Leberkrankheit!“

„Bah!“ rief der König mit einem geringschätzigen Zug um den Mund. „Ich sage: lieber als Herr und Gebieter kurz leben denn als Abhängiger und Gedrückter lang. Und schließlich: was ist lang? was ist kurz? Die Länge eines Lebens mißt sich nicht nach Kalenderjahren, sondern nach der Anzahl und Mannigfaltigkeit der Eindrücke. Ein Hirt meiner heimatlichen Camargue bleibt ein Kindskopf ohne Erlebnisse und Erinnerungen und wenn er hundert Jahre alt wird. Ich bin heute sechsunddreißig Jahre alt, aber wenn ich jetzt gleich sterben müßte, so würde ich nicht finden, daß mein Leben zu arm gewesen ist.“



„Sie entwickeln Alles in Allem,“ nahm jetzt Koppel das Wort, „die Theorie der Ausbeutung. Die Weißen sollen nicht mehr einander, sondern vereint die Farbigen ausbeuten. Aber durch ihre Umwandlung in Schmarotzer werden sie einfach zu Grunde gehen. Denn was die Weißen stark gemacht, was ihnen die Ueberlegenheit über die anderen Rassen gegeben hat, das ist gerade der harte Zwang, unter dem sie in unserem armen Europa haben leben müssen. Die knickerige Sonne hat uns zur Arbeit und Entbehrung gezwungen und dem verdanken wir unsere Tüchtigkeit.“

„Sehr wohl,“ fiel der König schlagfertig ein; „aber wenn wir so lange Kraft gesammelt haben, so war es doch wohl, um sie eines Tages zu verwerthen. Sparen ist doch nicht Selbstzweck. Man spart doch nur, um eines Tages ausgeben zu können. Die weiße Rasse hat ihren Hort bis jetzt gehütet. Es ist Zeit, daß sie die Sparbüchse zerbricht und die Goldbüchse in Genuß umsetzt. Bemerken Sie, mein lieber Professor, daß die Ausbeutung, die ich predige, noch immer sittlicher und würdiger, auch ein klein wenig gefährlicher und darum tapferer ist als die von Weißen durch Weiße.“

„Ich bin im Ganzen der Meinung des Königs,“ bemerkte Henneberg, „nur liebe ich das Wort Ausbeutung nicht. Warum von Ausbeutung reden, wenn Personen und Klassen einfach nach ihren natürlichen Fähigkeiten und Neigungen leben? Es gibt starke und

es gibt schwache Wesen und jedes handelt nach Maßgabe seiner Kräfte. Das Schaf frißt bescheiden Gras und würde Kiebitzeier nicht anrühren. Seine Bescheidenheit ist kein Verdienst. Der Wolf frißt das Schaf. Man darf ihm diese Mahlzeit nicht vorwerfen. Man wählt seinen Platz im Thierreich nicht. Man bekommt ihn von der Natur angewiesen. Man hat ihn nur mit voller Selbstentfaltung auszufüllen.“

„Bravo!“ rief der König. „Ich sage Ihnen, mein lieber Baron Henneberg, ich ruhe nicht, bis ich Sie in meinem Ministerium habe.“

Baron Henneberg? Koppel und seine Frau spitzten die Ohren, vermieden es aber, einander einen Blick zu senden. Sie lernten allmählig, sich in diesem Haus über nichts zu wundern.

„Zu gütig,“ gab Henneberg etwas spöttisch zurück. „Ich würde mich doch nur zum Finanz- oder Unterrichts-Minister eignen und diese beiden Aemter werden in Ihrem Reiche, fürchte ich, noch eine Weile Pfriinden bleiben.“

„Oho! Ich arbeite daran, daß wenigstens mein Finanzminister zu thun bekommt.“

Ueber Baron Agostinis runzliges Antlitz flog ein leises Lächeln, während Kohn dem ihm gegenüber sitzenden Koppel zublinzelte und deutsch murmelte: „Schäfer.“

Inzwischen rollte das köstliche Mahl mit seiner Folge von verwickelten Gerichten und wechselnden Weinen in hurtigem Gange sich ab und die Tonlage

der Unterhaltung zeigte eine Neigung zu beständigem Steigen. Zwischen dem König von Laos und Kohn entstand ein drolliger Wettkampf um die Führung des Gesprächs. Kohn wollte mit seinem Nachbar, dem Bildhauer Martiny, und dem schräg gegenüber sitzenden Maler Piorre über Kunst plaudern, der König den ganzen Tisch mit Betrachtungen über die wirthschaftliche Zukunft seines Reiches beherrschen. Trotz vernichtender Blicke des Gefolges Seiner Majestät, trotz wiederholter strafender Demonstrationen der Majestät selbst, die sich plötzlich mitten in einem Satz unterbrach und eine vielsagende Pause eintreten ließ, behauptete Kohn seine Stellung und dem König blieb nichts übrig, als sich mit einer stark verminderten Zuhörererschaft zu begnügen.

Das Fruchteis, die Zuckersäckelchen, das köstliche Obst waren verzehrt, die Champagnerkelche geleert, der Maître d'Hôtel öffnete beide Flügel der Thür des Speisesaals und die Gesellschaft begab sich in den Salon zurück, um den Kaffee zu nehmen und unter den sechs oder acht verschiedenen Likören, die gleichzeitig aufgetragen wurden, zu wählen. Der König hatte mit seinen scharfen Augen bemerkt, daß der Hausherr und die Baronin Agostini dem Koppelschen Ehepaare besondere Zuvorkommenheiten erwiesen, er trat also im Salon auf Koppel zu und zog ihn in ein gnädiges Gespräch über seine Thätigkeit in Paris. Sein Gefolge stand dabei im Halbkreis hinter ihm und General Zagal stellte sich als Flügelmann dazu. Koppel ärgerte

sich innerlich über den Auftritt, den er als lächerlich parodistisch empfand, und war kurz angebunden. Der König that jedoch, als merkte er nichts, und nachdem er die Unterhaltung einige Minuten lang geführt hatte, sagte er plötzlich laut: „Sie gefallen mir, Herr Professor; Sie gefallen mir. Sie sind ein ausgezeichnete Geist.“ Er zog mit einer raschen Bewegung die rothgrüne Rosette seines Ordens aus seinem Knopfloch und fuhr fort: „Nehmen Sie dies. Es ist mir eine Freude, Sie zum Kommandeur meines Paulsordens zu ernennen.“ Zugleich suchte er den Knopf der Rosette in Koppels Knopfloch zu setzen. Aber dieses Knopfloch war vernäht! Der König wurde etwas verlegen, denn das unerwartete Hinderniß störte die Wirkung seiner Bewegung und diese drohte possenhast zu werden, wenn er lang an Koppels widerspenstiger Frackklappe herumbastelte. Sein Gefolge rettete die Lage. Der Flügeladjutant sprang herzu und nahm dem König die Rosette aus der Hand, der Hofmarschall eilte in den Speisesaal und kam im Nu triumphirend mit einem Messer zurück, mit dem er das Knopfloch spaltete, und nun konnte die Rosette würdig eingeknüpft werden. Das Alles war so schnell geschehen, daß Koppel keine Bewegung machen und keine Bemerkung anbringen konnte. Der König war auch schon zu einer andern Gruppe getreten und suchte den Baron Agostini in eine Ecke zu drängen. Dem halb verblüfften, halb belustigten Koppel aber näherte sich der Kanzler und sagte feierlich: „Herr Kommandeur, empfangen Sie meine Glückwünsche. Die Kanzlei wird

die Verleihung regularisiren und Ihnen die Urkunden zugehen lassen.“ Auch General Zagal beglückwünschte ihn und fragte leise, ob er schon lange die Ehre habe, Seine Majestät zu kennen. Auf die Antwort, daß er ihn an diesem Abend zum erstenmale sehe, wurde der General gedankenvoll, ließ Koppel stehen und führte strategische Bewegungen aus, um an die Seite des Königs zu gelangen.

Koppel war noch unschlüssig, ob ihn Höflichkeit verpflichtete, den albernen Krimskrans an seiner Brustklappe zu dulden, so lange er unter den Augen des Königs war, oder ob er seiner Neigung folgen und das Zeug sofort in die Ecke schmeißen sollte, da legte ihm Henneberg die Hand auf die Schulter und sagte zu ihm: „Wenn du vielleicht rauchen willst —“

„Danke, gern,“ erwiderte Koppel und folgte ihm in den kosigen Raum zur Linken des großen Salons, der in der Art eines spanischen Miradors eingerichtet war: farbige Stalaktitdecke, Azulejos mit blauen, goldenen und rothen Arabesken an den Wänden, eine mihrabartige Nische, Ampeln mit rothen und gelben Gläsern, breite Divans ringsum, davor herrliche persische Gebetteppiche, perlmuttereingelegte Sandelholztiſchchen, türkiſenbefezte Silbernargilehs und ſogar chineſiſche Opiumpfeifen, dieſe bloß als Schauſtücke. Auf den Tiſchchen lagen eine Anzahl der wichtigthuenden Cigarren in verforkten Glasröhrchen.

Während Koppel ſich eine ſolche anſteckte, erzählte er Henneberg ſein Abenteuer mit dem König.

Sein Freund lachte über seinen Ton der Entrüstung und sagte: „Ja, er macht mitunter solche Scherze. Mir hat er das Großkreuz seines Spielzeugs verliehen. Du ärgerst dich darüber — weißt du, daß der Mann von Leuten überlaufen wird, die ihn um das einfache Ritterkreuz letzter Güte an Schnurren und bereit sind, dafür runde Beträge zu zahlen?“

„Solche Züge machen einen in der That stolz darauf, Gesittungsmanich zu sein. Aber wer ist der Kerl eigentlich?“

„Kerl, so viel wie du willst, aber doch ein außergewöhnlicher Mensch. Von seinem Vorleben weiß ich nichts Gewisses. Man sagt allerlei, aber es ist nicht bewiesen, übrigens auch nicht ehrenrührig. Er ist vor Jahren, ich weiß nicht wie, nach Hinterindien verschlagen worden, hat es dort irgend einem ausgefallenen Waldvolk angethan und soll wirklich zum Häuptling gewählt worden sein. Das Land scheint zur Zeit keinen Herrn zu haben, aber China, Siam, England und Frankreich erheben Ansprüche darauf und so ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß man ihm lang erlauben wird, König zu spielen. Immerhin ist es möglich, daß man ihn zuletzt als Residenten verwendet oder daß er sich Land- und Minen-Bewilligungen ergattert. Inzwischen läuft er mit einem ergötzlichen Gemisch von Schlaubeit und Kindlichkeit einer möglichst großen Anleihe nach.“

„Also kurz: ein Hochstapler.“

„Das Wort ist zu hart. Er ist ein Phantasie-Mensch —“

„Das sind bis zu einem gewissen Maße alle Schwindler.“

„Er ist aber auch noch etwas anderes. Er ist ein Abenteurer von der großen Gattung, wagefroh und todverachtend, eine Herrennatur, die sich ihr Erdengeschick mit dem Schwert zurecht haut. Dabei genug geistesklar, um über seine Raubthiertriebe zu philosophiren und seinen Fall bewußt in ein System zu bringen. Er interessirt mich sehr. Er ist ein Nachgeborener von der Rasse der Conquistadoren, Flibustier und Corsaren, mit einem höchst pikanten allermodernsten Spruz von Gründer-Griffenheit. Ich finde in ihm Züge wieder, die ich zu kennen guten Grund habe. Dies macht ihn mir anziehend.“

Koppel schüttelte den Kopf. „Aber das Gefolge?“

„Allerdings. Diese Leute muß ich in den Kauf nehmen. Es sind aber harmlose Idioten, die als Possenstatisten gut wirken. Der Kanzler mit seiner Feierlichkeit, seinem Großkreuz und seinem Herzogstitel ist eine Reise werth. Er soll ein stellenloser Buchhalter sein und als Gehalt Freitisch beim König und seine Bürgschaft bei einem Schneider haben. Der Flügeladjutant ist thatsächlich Unteroffizier in einem algerischen Regiment gewesen. Der Hofmarschall ist echt, ein wirklicher Vicomte d'Idouville, ein elegantes Bürschchen ohne Hirn, Geld und Beruf; er ist eigent-

lich rührend, denn aus einem Rest von Selbstachtung überredet er sich, sein Amt ernst zu nehmen.“

„Und wer ist der General, der so behändert ist wie ein Pfingstochse?“

„Er ist aus Honduras und war Minister. Er hat große Finanzoperationen ausgeführt und mußte in Folge dessen aus seinem Lande fliehen. Seine Landsleute haben ihm zuerst ein Reiterstandbild errichtet und ihn dann bildlich an den Galgen gehängt. Aber das thut ihm nicht weh, denn er hat eine üppige Anzahl Millionen nach Europa mitgenommen und ist im Begriffe, sie durch ein großes Finanzunternehmen zu verdoppeln. Hast du vorhin gemerkt, wie er schwoll, als der König vom Herrscher-Berufe der weißen Rasse sprach? Es war zum Schiefachen. Denn du siehst ja, daß der Kerl Vollblut-Indianer ist.“

„Ich begreife nicht, daß du mit diesen Leuten umgehst.“

„Was willst du? Ich finde sie unterhaltlicher als die Regelrechten. Diese sind immer nüchterner, nicht immer ehrbarer und unfehlbar langweiliger als die anderen. Statt ins Theater zu gehen, lasse ich mir eine Komödie in meinem Salon vorspielen. Man darf nur niemals vergessen, daß man Zuschauer einer Hanswurstelei ist.“

„Hm. Bist du sicher, daß deine Gäste gern mit den Hanswürsten in einem Stücke wirken?“

„Sie wirken doch nicht mit!“ rief Henneberg, „sie sind doch Zuschauer, wie ich! Weißt du, daß du ein



Bischen undankbar bist? Ich habe die Leute hauptsächlich eingeladen, damit ihr euch an ihnen erlustigt. Wenn du mir das nächste Mal das Vergnügen machst, sollst du eine rechteckige Gesellschaft grau in Grau antreffen und wir wollen unsere Andacht mit Kammermusik und Skat verrichten wie der Honoratiorenkreis von Spremberg.“

In diesem Augenblicke trat Kohn in den kleinen Salon und rief schmunzelnd, indem er sich eine Cigarre ansteckte: „Doctor, in Ihrem Salon gehen fürchterliche Dinge vor.“

„Da Sie sie lachend erzählen, mein lieber Kohn —“

„Ich lache, weil ich schön heraus bin. Es läuft mir aber noch immer kalt über den Rücken.“

„Legen Sie los.“

„Der König scheint unerbittlich eine Zwangsanleihe erheben zu wollen. Agostini ist schlau zwischen Frau Professor und der Baronin vor Anker gegangen und da ist er einstweilen vor Angriffen sicher. Auf mich aber haben Majestät sich mit voller Wucht geworfen. Vergebens suchte ich hinter den Künstlern Deckung. Er braucht zur Fortführung der Staatsgeschäfte unbedingt und augenblicklich tausend Franken. Es können auch zweitausend sein. Der Mann hat eine Gewalt im Druck- und Saug-Pumpen — brr! Jetzt hat er den Indianer am Nasenring zu fassen gekriegt. Der wird wohl dran glauben müssen.“

Henneberg war ernst geworden. „Ich habe ihm

doch verboten, in meinem Salon zu operiren," murmelte er ärgerlich, stand vom Sopha auf und ging hinaus.

„Ich bin eigentlich hart gegen den armen Teufel," sagte Kohn zu Koppel; „er hat vielleicht morgen nichts zum Frühstück, wenn er hier kein Geld auftreibt. Aber wenn er auch gleich tausend Franken verlangt —“

„Das hinderte Sie doch nicht, ihm zwanzig anzubieten.“

„Bravo, Herr Professor, Sie sind auf der Höhe der Lage. Das ist aber so eine Sache. Man hat gut den Schwindel kennen, man kann sich doch des Eindrucks nicht ganz erwehren, den solche Worte wie König, Hofmarschall u. s. w. aus alter Gewohnheit auf uns machen.“

Henneberg kam wieder zurück und setzte sich vergnügt auf das Sopha.

„Nun, ist er gebändigt?" fragte Kohn.

„Ich hoffe.“

„So haben wohl Sie ihm die tausend Franken gegeben?"

„Fünfhundert haben es auch gethan.“

„Dann muß er das Uebrige Zagal abgeknöpft haben. Er schien mir äußerst scharf.“

„Ein kostspieliges Vergnügen," murmelte Koppel.

„Dazu hat man es doch!" erwiderte Henneberg lächelnd. „Welchen Zweck hat denn Geld sonst? Unsere heutigen Münzen sind nicht schön genug geprägt, um als Brsjennadeln gefaßt zu werden. Bleibt also nur die Verwendung zu Trinkgeld.“

„Und zur Erwerbung schöner Bilder,“ warf Kohn dazwischen und trat zum Maler Piorre, dessen Gestalt sich in der Thür einrahmte.

„Zu Trinkgeld!“ rief Koppel. „Bist du ein solcher Menschenverächter geworden?“

„Freund, du kennst vielleicht das Vergnügen nicht, einen frech und steif dastehenden Rüpel zu Kellnerschlängelungen zu schmeidigen. Man muß es erfahren haben, um zu wissen, welches Kautschukmanntalent in den meisten Menschen steckt. Ich habe dir vorhin gesagt, daß ich mir gern eine Hanswurstposse vorspielen lasse. Es ist nicht ganz das. Ich komme mir eher vor wie der Stallmeister, der in der Mitte des Circus steht und mit der langen Peitsche knallt und zwölf Pferden zuruft: Springen! Hoch! Halt!“

Der Sekt der Mahlzeit war sichtlich nicht ohne Wirkung auf Henneberg geblieben. Seine Augen blitzten und er sprühte förmlich von einer fast fieberischen Lebhaftigkeit, die Koppel kaum noch an ihm wahrgenommen hatte. Er sah ihn groß an und sagte nach einer kurzen Pause im Tone aufrichtigen Mitleids: „Ich hätte dir niemals angemerkt, daß du dich so schauerlich unglücklich fühlst.“

Henneberg fuhr auf: „Du hast aber wunderbare Einfälle. Sehe ich wie ein Unglücklicher aus?“

„Beim Aussehen wollen wir uns denn doch nicht aufhalten. Ich habe nicht das Recht, von dir Bekenntnisse abzuschmeicheln, aber ich fühle deutlich eine unerträgliche Bitterkeit in deiner zähneknirschenden

Freude daran, die Menschen mit deinem Gelde zu entwürdigen.“

Henneberg schwieg betroffen. Koppel fuhr fort: „Ich habe an dir einen andern Ehrgeiz gekannt. Damals warst du arm. War das nicht doch die schöne Zeit?“

„Ach!“ rief Henneberg, der sich ärgerte, daß er sich hatte überrumpeln lassen. „Du meinst die Zeit, als ich den Ehrgeiz hatte, der Akademie Arbeiten über die allgemeine Theorie der algebraischen Flächen einzusenden. Was sollte dabei herauskommen? Die höchste Genugthuung, die ich erwarten konnte, war, daß ein alter Professor gnädig mit dem Kopf nickte und grummelte: nicht übel. Das war das Lebensziel eines Schuljungen. Darüber sind wir hinausgewachsen.“

„Ich wünsche dir, daß du in der Verfolgung deines heutigen Lebensziels Selbstbefriedigung findest.“

„Zweifelt du daran?“ fragte Henneberg beinahe gereizt.

„Das werde ich mir nicht erlauben,“ erwiderte Koppel begütigend, sah auf seine Uhr und erhob sich.

„Wie, du willst schon gehen?“

„Ja, lieber Freund, und ich möchte mich am liebsten englisch empfehlen, um vor deinem König keine Abschiedszeremonien aufzuführen. Würdest du wohl die Güte haben, meine Frau zu verständigen?“

Henneberg blieb nichts übrig, als Frau Käthe von der Seite der Baronin Agostini, um die die Künstler einen ehrerbietigen Hof bildeten, leise wegzurufen und

durch den verqualmten Rauchjalon in das Vorzimmer zu führen. Er drückte die Hoffnung aus, sie bald wieder bei sich zu sehen, und dann im engen Kreise, und bat sie, sich seines Wagens zu bedienen, um heimzufahren. Koppel wollte abwehren, aber Henneberg bestand darauf; er habe eigens zu dem Zweck anspannen lassen, der Wagen stehe bereit. Da blieb denn Koppels nichts übrig, wie sich zu fügen.

Als sie in dem Coupé dahinrollten, sagte Frau Käthe mit einemmale: „Weißt du, Hugo, da gehen wir nicht mehr hin.“

„Warum nicht?“ fragte Koppel überrascht.

„Das kann doch nicht mit rechten Dingen zugehen. Und das kann doch auch keinen Bestand haben. Diese Könige, diese Herzöge, ein Kollege von dir, den man als Baron wiederfindet, eine arme Erzieherin, die Gott weiß wie viele Millionen hat und bei Künstlern Büsten und Bilder bestellt — das ist mir unheimlich. Das einzige, was mich freut, ist, daß ich die Baronin überredet habe, ihre Hüte bei Frau Masmajour machen zu lassen.“

„Hast du daran gedacht?“

„Wie werde ich nicht? Alles Andere hat mich angeödet. Und beunruhigt.“

„Dieses Gefühl verstehe ich nicht, liebe Käthe.“

„Wirst du mich nicht abergläubisch schelten?“

„Nun?“

„Mir war den ganzen Abend in den goldenen Sälen ordentlich beklommen zu Muth. Ich habe mich

immerzu gefragt: was werden alle diese Leute für Ende nehmen? Lache mich aus, Hugo, aber mir hat geschienen, daß wir bei einem Belshazar-Gastmahl saßen.“

Koppel erwiderte nichts, ließ sich aber die Worte seiner Frau durch den Kopf gehen.



## Viertes Buch.

„Die Frau Baronin zu Hause?“ fragte Henneberg in der Halle des Hotels der Rue Fortuny und reichte dem Lafaien in Blau und Silber, der ihm die Thür geöffnet hatte, mit der Geberde des Herrn im eigenen Rechte den Stoß.

Der Diener nahm ihn zögernd, machte keine entgegenkommende Bewegung, um Henneberg des kostbaren Pelzrocks zu entledigen, und sagte unschlüssig mit einem Blick nach der Treppenlandung, wo ein anderer Lafai stand: „Ich weiß nicht — das heißt — zu Hause ist die Frau Baronin, aber sie hat ihre Thür verboten. Sie hat Migräne.“

Henneberg war überrascht. Migräne? Das Wort hatte er in diesem Hause noch nie gehört. Als er am Abend vorher die Baronin nach dem zweiten Aufzug des „Faust“ in ihrer Loge der großen Oper verlassen hatte, erfreute sie sich ihrer gewohnten stählernen Gesundheit.

„Ist sie zu Bette?“

„Ich glaube nicht.“

„War der Arzt da?“

„Ich weiß nicht. Ich habe ihn nicht gesehen. Vielleicht kann Jean Auskunft geben.“

Der zweite Lafai war inzwischen die Treppe heruntergekommen. „O, Herr Baron,“ flüsterte er mit der unterwürfigen Vertraulichkeit, die häufiges Trinkgeld herstellt, „wir haben heute einen harten Tag. Die Frau Baronin ist in allen ihren Zuständen. Für Herrn Baron wird sie aber wohl sichtbar sein. Vielleicht gelingt es Herrn Baron, sie zu besänftigen.“ Mit einem liebenswürdigen Grinsen half er Henneberg den Ueberrock ausziehen und indem er ihn hinaufgeleitete, sagte er: „Ich werde dem Herrn Baron die Kammerfrau schicken.“

Diese trat einige Augenblicke später in den ersten Salon, wo Henneberg sie erwartete.

„Was gibt es?“ fragte er, ihr rasch entgegengehend.

Sie sah ängstlich nach der Thür, die in den zweiten Salon führte, und erwiderte hastig mit gedämpfter Stimme: „Die Frau Baronin ist heute unmöglich. Ihr Papagei ist in der Nacht eingegangen. Wir haben das Thier früh todt im Bauer gefunden. Die Frau Baronin will durchaus, daß Jemand von uns das Thier umgebracht hat, und sie möchte uns Alle niedermeßeln. Der gnädige Herr hat es ihr ausreden wollen, aber er ist schön angekommen. Er hat allein frühstücken müssen. Wie er vorhin weggeschlichen ist, hat er ganz unglücklich ausgesehen.“

Henneberg lächelte. Das Hinscheiden eines Papageis! Das war nicht so tragisch.



„Wollen Sie mich der Frau Baronin anmelden.“

Die Kammerfrau sah ihn erschrocken an. „Verzeihung, Herr Baron. Ich darf nicht. Es würde mich meinen Platz kosten. Die Frau Baronin hat mir ausdrücklich befohlen, sie nicht zu stören, wenn sie nicht schellt.“

Henneberg überlegte einen Augenblick, dann sagte er: „Ich wage es.“ Er ging durch den zweiten Salon und das an diesen stoßende boudoirartige Zimmer und lauschte an der Thür, die in das eigentliche Boudoir führte. Jenseits regte sich nichts. Er klopfte. Keine Antwort. Er öffnete sachte und trat ein.

Der Dezember-Nachmittag war wolkengrau und nebelqualmig und obchon die Uhr kaum drei war, füllten die Schatten des Abends bereits das an Fenstern und Thüren ohnehin schwer verhangene Gemach, das fast sein einziges Licht von den im Kamin flammenden Holzscheiten empfing. Schräg zur Richtung der Wärmestrahlen gerückt stand eine Chaiselongue von Empire-Stil, auf der zwischen zahlreichen goldgestickten Seidenkissen in zarten Halbfarben die Baronin lag, in einen rothsammtenen Schlafrock mit Goldspitzen gekleidet, dessen lange Schleppe auf den Teppich herabfloß und sich im gluterhellsten Fußbodenstreifen verbreitete. Sie ließ die Hand, die ein zusammengeklapptes Buch hielt, hinabhängen und starrte mit weitoffenen feuchtumflorten Augen in den Glanz des Kaminfeuers. Als sie die Thür gehen hörte, fuhr sie heftig in die Höhe

und warf den Kopf herum. Sie wurde Hennebergs ansichtig, der beim Anblick ihrer schroffen Bewegung stehen blieb. Einen Augenblick lang kämpften gegenfällliche Gefühle in ihrem Antlitz, dann ließ sie sich langsam in die Pfühle zurücksinken und streckte ihm, ihr Buch neben sich legend, die Hand entgegen. „Sie sind es, Henneberg!“

Er trat nun an sie heran, küßte ihr die Hand und rückte ein niederes Tabouret an die Chaiselongue. „Ich habe mich unterstanden, trotz Ihres Verbotes bei Ihnen einzudringen. War das sehr dreist?“

Sie schwieg. Erst nach einer kleinen Pause sagte sie: „Eigentlich verdienen Sie Strafe. Ich fordere, daß mein Wille unter allen Umständen geachtet werde. Aber ich verzeihe Ihnen. Denn ich bin auch des Alleinseins mit mir selbst müde.“

Sie stieß einen tiefen Seufzer aus und fuhr sich halb unbewußt mit der Hand über die Augen.

„Sie haben thatsächlich geweint, liebe Freundin,“ sagte Henneberg. „Ihr Vogel hat nicht umsonst gelebt, wenn Sie um ihn Thränen vergießen.“

„Keinen scherzhaften Ton heute, bitte!“ rief die Baronin und ihr Gesicht wurde düster. „Es ist mir nicht danach zu Muth.“

Henneberg verneigte sich.

„Mein Lori war der beste Freund, den ich auf der Welt hatte. Der einzige!“

„Ihr Schmerz macht Sie ungerecht, liebe Freundin. Zweifeln Sie wirklich daran, daß man Sie liebt?“

„Sprechen Sie dieses Wort nicht aus!“ rief sie heftig; „ich will es nicht hören. Liebe! Gewiß, daran fehlt es uns nicht, so lange wir jung und begehrenswerth sind. Wir haben zu viel Liebe, aber nicht genug Freundschaft.“

„Schließt die eine nicht die andere in sich?“

„Eine seltsame Frage im Munde eines so gelehrten Herrn. Die eine schließt die andere aus. Die eine ist das Gegentheil der andern. Wer mein Freund ist, der verlangt von mir nichts, der will meine Ruhe nicht stören, der gönnt mir friedliches Behagen. Wer mich liebt, der will mich verschlingen, der will mich seiner Leidenschaft opfern. Nichts davon.“

Henneberg ließ sein Monocle vom Auge fallen und zwirbelte seinen Schnurrbart. „Sie sollten es besser wissen. Es gibt auch Liebe, die Niemand verschlingt und Niemand opfert; die still und geduldig wartet und nichts verlangt, wenn sie auch“ — er fügte diese Worte langsam und mit leiserer Stimme hinzu — „Alles hofft.“

Die Baronin machte eine Schüttelbewegung mit dem Kopf, als wollte sie lästige Fliegen wegscheuchen. „Nein nein. Lassen wir das, Henneberg. Ach!“ rief sie nach kurzem Schweigen mit plötzlicher Abschweifung. „Warum kann ich jetzt nicht an einem südlichen Meer sein, unter blauem Himmel, auf einer Veranda mit lebenden Blumen! Unter diesem Himmel aus grauer Watte bin ich wie in einem tapezirten Sarge.“

„Wenn Sie sich wirklich nach Sonnenhelle und strahlender See sehnen, so kommen Sie doch! Kommen Sie! Auf und davon! Wir beide! Jetzt gleich! Lassen Sie uns wieder die schönen Tage von Hyères erleben.“

„Henneberg,“ sagte sie scharf, „es ist nicht wahr, was Sie eben gesagt haben. Es gibt keine schönen Tage von Hyères. Ich habe Ihnen verboten, daran zu glauben.“

„Ja, das haben Sie. Und es ist das erstaunlichste Wunder, was Sie unheimliche Zauberin gewirkt haben: ich ertappe mich wirklich manchmal dabei, wie ich an der Wahrheit meiner Erinnerungen zweifle und mich frage, ob jene vierzehn Tage in Hyères nicht ein Traum waren.“

„Sie waren ein Traum. Man erwacht und er ist verflogen. Man hat ihn dann nur noch zu vergessen.“

„Gut. Es war ein Traum. Er ist vergessen. Aber warum nicht von Neuem träumen und dann meinethalben wieder vergessen?“

Die Baronin schwieg und sah in die Flamme.

„Warum nicht, Augusta, warum nicht?“ wiederholte er drängend und erfaßte ihre Hand.

Die Baronin zog ihre Hand zurück und setzte sich mit einem Ruck auf. „Henneberg!“ sagte sie und sah ihm mit ihren blitzenden schwarzen Augen voll ins Gesicht. „Haben Sie wieder eine Krise? Muß ich wieder thun, was ich vor zwei Jahren that?“

Henneberg senkte den Kopf. „Sie werden nicht so grausam sein. Ich ertrug es damals schwer, Sie

monatelang nicht zu sehen. Jetzt würde ich es gar nicht ertragen.“

„Gut. Aber dann halten Sie sich genau an unsern Friedensvertrag. Keine Erinnerungen! Keine Anspielung auf Gewesenes! Die Vergangenheit ist todt. Sie ist nie gewesen. Sie lieben mich nicht.“

„Doch.“

„Sie sagen es mir nicht. Ich weiß es nicht. Sonst — sonst muß ich Ihnen fremd werden.“

„Wenn Sie mich nur überzeugen könnten, daß es einen Zweck hat, mich zu quälen. Wozu? Wem zu liebe?“

„Und der Baron?“

„Der Baron! Das ist nicht ernst, liebe Freundin.“

Die Baronin schob einige Kissen hinter ihrem Rücken weg und richtete sich gerade. Ihre Stimme klang fest und kalt. „Ich mag ein schlechtes Weib gewesen sein, aber ich bin ein ehrlicher Mensch. Der Baron hat zu mir das blinde Vertrauen, das ich fordere, weil ich es verdiene. Er hat mir die bürgerliche Ehre wiedergegeben. Dafür schulde ich ihm einigen Dank.“

„Ist es nicht Dank genug, daß Sie ihm das Glück gewähren, Sie in seinem Haus, an seinem Tische zu haben? Hat ein verfallener Greis wie dieser lendenlahme Kröpel —“

„Henneberg!“

„— nicht genug, wenn er sich in Ihrem Anblick zu allen Stunden des Tages und der Nacht sonnen darf?“

„Henneberg, ich verbiete Ihnen, so vom Baron zu sprechen. Ich schulde ihm mehr als Duldung. Und ich schulde vor Allem mir, hören Sie, Henneberg? mir selbst! meinem Wort und meinem Vorsatz treu zu bleiben.“

Henneberg schwieg und zwirbelte erregter als vorher seinen Schnurrbart.

Die Baronin fuhr etwas weniger streng fort: „Vor vier Jahren hatten Sie die Wahl. Sie konnten mich heiraten. Ich wäre damals sehr, sehr glücklich gewesen, wenn Sie gewollt hätten. Sie haben nicht gewollt. Aber Agostini hat es gethan.“

„Aber liebe Freundin,“ erwiderte Henneberg kleinlaut, „wie die Verhältnisse damals lagen, konnte ich doch wirklich nicht gleich einsehen, daß ich mich entschließen mußte; ich glaube, ich darf um Zubilligung mildernder Umstände bitten.“

„Sie vertheidigen sich! Was fällt Ihnen ein! Sie haben vor vier Jahren wie ein verständiger Mensch gehandelt. Nur heißt es jetzt weiter hübsch verständig bleiben.“

„Sie bestrafen mich also?“

„Sie irren sich, Henneberg, und ich beweise es Ihnen ja täglich, daß Sie sich irren. Ich nenne Sie meinen Freund, ich gehe mit Ihnen zwanglos um —“

„Das ist eine Verschärfung der Strafe.“

„Schweigen Sie, Sie Unverbesserlicher. Sie wissen nicht, wie werth mir Ihre Freundschaft sein mußte, um unsere Beziehung fortzusetzen. Sie sind das einzige

lebende Merkzeichen, das ich aus jener schauerlichen Zeit in mein neues Leben herübergenommen habe. Lassen Sie mich diesen einzigen Rest von Empfindsamkeit nicht bereuen.“

Henneberg antwortete nichts, doch seine Miene verfinsterte sich.

Die Baronin sah dies. Sie reichte ihm die Hand und sagte weich, wie sie es in seltenen Augenblicken sein konnte: „Schlagen Sie ein, Henneberg. Sie sind ein undankbarer Mensch. Es ist so viel besser, mein Freund, als mein Geliebter zu sein!“

„Das zu beurtheilen können Sie getrost mir überlassen,“ bemerkte Henneberg mit einem etwas gequälten Lächeln und küßte ihr die Hand.

„Mein Freund findet mich immer liebevoll, immer gut, immer bereit, ihm die Stirn zu glätten und ihm eine angenehme Stunde zu schenken. Mein Geliebter — ah, das ist etwas Anderes. Der muß vor mir zittern. Der hat meiner Laune zu dienen. In den Schlage ich meine Krallen, wenn mir dies Spaß macht, und er darf keinen Laut stöhnen, er hat nur zu bluten.“ Unwillkürlich machten ihre Hände eine Geberde klauender Tazen, während sie dies zwischen den Zähnen sagte.

„Schlagen Sie,“ bemerkte Henneberg einfach und führte ihre Hand an seine Brust.

Sie stieß ihn sanft zurück. „Keinen Unsinn. Sie wissen gar nicht, wie anständig ich sein muß, um wieder in die Verfassung zu kommen, daß ich es er-

trage, am Tag allein zu sein und nachts nicht zu schlafen.“

Henneberg sah sie etwas spöttisch an. „Wie! Bedürfen Sie, die starke Augusta, des berühmten besten Ruhelassens? Untersteht sich Ihr spießbürgerliches Gewissen, gegen Ihren Willen aufzumucken?“

„Was reden Sie von Gewissen! Nach meiner Auffassung habe ich nur gegen mich selbst gesündigt und das habe ich allein mit mir abzumachen. Das geht die Anderen nichts an. Aber meinen Stolz habe ich noch nicht heilen können, kaum trösten.“

„Sie, der die Welt zu Füßen liegt! Sie, die große Baronin Agostini!“

„Ich, die große Baronin Agostini. Ich sehe mich immer noch in Lagen —“ Sie schüttelte sich in einem kurzen, heftigen Schauer und hielt beide Hände vor das Gesicht.

So blieb sie eine kleine Weile, ohne daß Henneberg sie zu unterbrechen wagte. Es war ganz still und tief dämmerig und schwül von einer duftgeschwängerten Wärme in dem Gemach und auch in Henneberg war allmählig die weichliche Schwermuth eingeschlichen, die in diesem Raume wie eine feine Ansteckung an den Falten der schweren Stoffe zu hängen schien.

Die Baronin ließ die Hände auf die Kniee sinken, starrte Henneberg seltsam, wie halb abwesend, an und sagte endlich, anscheinend aus einer entlegenen Vorstellungswelt in die Gegenwart zurückkehrend: „Sehen



Sie dieses Buch?“ Sie hob den Band, der unter die Rissen geglitten war, in die Höhe. Er war von stattlicher Dicke, etwas großem Format, in geglätteten Saffian von der „Negerkopf“ genannten Farbenschattirung gebunden. „Es ist mein Tagebuch, das ich in den drei Jahren meines Höllenaufenthalts geführt habe. Wer mich kennen will, muß dieses Buch gelesen haben.“

„Sie haben ein Tagebuch geführt?“

„Ja. Und nach neuen Grundsätzen meiner Erfindung. Es ist eine Art doppelter Buchhaltung. Auf die linke Seite schrieb ich meine äußeren Erlebnisse, auf die rechte die inneren. Verstehen Sie? Dort, was mir geschah, und hier, was ich dabei dachte und empfand.“

„Und Sie wollen mir diesen Schatz anvertrauen?“ rief Henneberg und langte nach dem Buch.

Sie hielt es fest. „Ein Schatz? Ja. Ein wunderlicher Schatz. Mit Vorsicht anzufassen. Wo Sie sich daran die Finger nicht verbrennen, da beschmutzen Sie sie. Nein. Ich gebe das Buch nicht aus der Hand.“

„Ich kann es hier lesen.“

„Es sind über fünfhundert Seiten. Und ich könnte nicht ruhig dabei sitzen, während Sie die Blätter umschlagen würden. Mir wird schon bange, wenn ich ganz allein in dem Buche lese, obschon ich es trotzdem manchmal thue, an Tagen wie heute.“

„Welch seltsames Wesen Sie sind.“

„Vielleicht noch seltsamer, als Sie annehmen. Aber hier ist die Erklärung für Alles. Wenn mich irgend eine Regung in mir überrascht, vielleicht auch erschreckt, so öffne ich dieses Buch. Auf den linken Seiten finde ich dann die Lösung meiner Räthsel.“

„Es ist sträflich, mich so neugierig zu machen, wenn Sie mir doch die Befriedigung vorenthalten wollen.“

„Nicht ganz, Henneberg. Haben Sie Zeit?“

„Der einzige Werth meiner Zeit ist, daß ich sie Ihnen widmen kann.“

„Setzen Sie sich bequemer. Hier in den Armstuhl. So. Sie lieben mich.“

„Sind Sie endlich davon überzeugt, Augusta?“  
sagte Henneberg und griff nach ihrer Hand.

„Ja,“ erwiderte die Baronin mit einem kurzen, nervösen Händedruck. „Und Sie lieben mich, wie ich geliebt sein will, geduldig, ergeben und ohne mich zu bedrängen.“

„Ich muß leider.“

„Es ist dennoch ein Verdienst und ich bin Ihnen dafür innig erkenntlich. Ich fühle es als eine Pflicht gegen Sie, Ihnen endlich den Schlüssel zu meinem Verhalten zu geben. Ich will thun, was ich bisher nie gethan habe. Ich will Ihnen kurz dieses Buch erzählen. Dann werden Sie verstehen, daß ich Ihnen nur eine Freundin sein kann und nichts mehr, nichts Anderes.“

„Meine freudlose Jugend kennen Sie, wenn Sie nicht vergessen haben, was ich Ihnen damals von meinem Leben erzählte.“

„Ich habe nur vergessen, was Sie mir zu vergessen befohlen haben. Sonst weiß ich jedes Wort, das ich in jenen märchenhaften Tagen von Ihnen gehört habe.“

„Also dann wissen Sie, wie ich in Kreuznach bis zum Backfischalter der verzogene Liebling meiner Eltern war, wie ich mich dann jahrelang in die Krankenstube meines armen Vaters einzuschließen hatte und wie ich mich nach seinem Tode mit der lieblosen Stiefmutter allein fand. Vielleicht war es auch meine Schuld — trotzig und ungeduldig war ich ja immer. Kurz, es ging nicht mit ihr und mir und ich verließ die Heimat. Ich kam mit einer einzigen Empfehlung und einer, o, sehr leichten Börse hier an. Drei Monate lang suchte ich eine Stelle als Erzieherin oder Sprachlehrerin und fand keine. Das waren unvergeßliche zwölf Wochen.“

„Es ist wohl die Zeit, die Sie Ihre Hölle nennen?“

„O nein. Ich denke an jene Zeit sogar ganz gern zurück. Ich habe damals viel gelernt, zum Beispiel von zehn Centimes einen Tag lang leben.“

„Wie fängt man das an?“ rief Henneberg erstaunt.

„Ganz einfach. Man kauft um diesen stattlichen Betrag ein Pfund altbackenes Brod, ißt einen Theil

trocken — eine Mahlzeit, und den Rest in eine Art Thee gebrocht — zweite Mahlzeit. Thee — verstehen wir uns. Man hat noch einige zweimal aufgehoffene und wieder getrocknete Blättchen, thut sie in frisches Wasser und wärmt das Ganze verstoßen an der Gasflamme der Treppenlampe. Das schmeckt ausgezeichnet, wenn man einundzwanzig Jahre alt ist und Hunger hat. Außerdem lernte ich damals, meine Lederschuhe selbst zu flicken und alle Berrichtungen der Waschfrau in einem kleinen Steingut-Waschbecken auszuführen. Aber das wollte ich Ihnen nicht erzählen. Nach drei Monaten fand ich eine Stelle in einem Pensionat au pair. Wissen Sie, was das ist?

„Ich glaube ohne Gehalt?“

„Ja. Gegen Obdach und Kost. Das Obdach war ein Korridor mit einem schmalen Bettchen, von wo ich in der Nacht die Schlafzimmer von sechzehn jungen Mädchen zu beaufsichtigen hatte, und die Kost bestand wesentlich in Brod und dem Duft der Speisen, die den Zöglingen vorgesetzt wurden. Aber ich hatte keine Wahl. Als ich die Hungerstelle annahm, blieben mir genau drei Franken und ich war zu stolz, um mehr nach Hause zu schreiben. In der Anstalt quälte ich mich vier Monate. Dann konnte ich nicht mehr. Ich wurde ganz elend vor Ueberanstrengung und ungenügender Nahrung. Inzwischen hatte ich aber ganz leidlich Französisch gelernt und ich war verwegen genug, der Vorsteherin zu kündigen. Ich hatte bei einem Stellen-Vermittler die Bekanntschaft einer Kollegin ge-

macht, die ich nun, kaum ein halbes Jahr später, in sehr veränderten Verhältnissen wiederfand. Es ging ihr glänzend, der Unglücklichen. Sie hatte eine schön eingerichtete Wohnung und Toiletten und trank jeden Tag Champagner. Sie bot mir Gastfreundschaft an, bis ich untergekommen sein würde. Ich nahm das gern an. Sie war wie eine Schwester zu mir. Sie gab mir Kleider und einen prachtvollen Mantel und lieh mir Geld. Ich blieb etwa vierzehn Tage bei ihr. Auch da habe ich viel gelernt. Das arme Mädchen ist gestorben, ehe ich meine Schuld ganz zurückzahlen konnte. An Cognac und Schwindsucht. Das ist einer der großen Schmerzen meines Lebens. Sie war ein weiches, leichtsinniges Geschöpf und auch Männern nicht gewachsen.“

Die Baronin schloß die Augen und schwieg eine kleine Weile. Dann fuhr sie fort:

„In den nächsten zwei Jahren wechselte ich viermal die Stelle. Zuerst war ich in Passy bei einem Hausbesitzer; ich bekam fünfzig Franken monatlich, etwas weniger als die Köchin, und sollte angeblich zwei kleine Jungen unterrichten. Thatsächlich war ich ihr Kinder mädchen, hatte sie zu waschen und anzukleiden, führte sie spazieren und mußte der Hausfrau in der Wirthschaft helfen. Trotzdem wäre ich sehr zufrieden gewesen, wenn ich dem Vermittler nicht den ganzen ersten Monatslohn hätte zahlen müssen. Einen zweiten bekam ich übrigens nicht. Der Hausherr wurde sehr bald frech. Eines Nachts drang er gewaltsam in mein

Zimmer und wich erst, als er mich im Begriffe sah, aus dem Fenster zu springen. Was wollen Sie? Es war das erstemal. Ich hatte nicht Geistesgegenwart genug, den Glenden einfach zu erdroffeln. Denn ich war gewiß stärker als er. Ich verbrachte eine schauerliche Nacht. Ich schämte mich fast zu Tode. Fortwährend fragte ich mich, ob ich mich wohl unanständig benommen hatte? Denn wie hätte der Schurke sonst gewagt — Sie sehen, wie kindlich damals noch meine Vorstellungen waren. Am nächsten Morgen verließ ich das Haus ohne Erklärung. Mich bei der Hausfrau zu beklagen hatte ich nicht den Muth. Dem Vermittler erzählte ich den Hergang, um ihn zu warnen. Er zuckte die Achseln. Er war vielleicht daran gewöhnt. Ich noch nicht. Er schickte unverzüglich ein anderes Fräulein in die Mördergrube. Ein entzückendes junges Mädchen aus guter Familie, eine Oldenburgerin. Die ist geblieben. Mir verschaffte der Vermittler rasch eine andere Stelle, natürlich wieder gegen ein Monatsgehalt. Diesmal war es ein ältlicher Geschäftsmann. Er hatte einen großen Porzellanladen. Bierzehn Tage lang ließ er mich in Ruhe, dann fingen wieder die schamlosen Zudringlichkeiten an. Jetzt mußte ich aber Bescheid. Sie müssen bemerkt haben, daß ich rasch lerne. Ich dachte mir, das gehört wohl zum Beruf einer Lehrerin in guten Familien, und da ich nicht Lust hatte, mich in schlaflosen Nächten krank zu grämen und mein Gehalt jeden Monat zum Vermittler zu tragen, so begrügte ich mich damit, die kleinen Zeichen

des ekelhaften Menschen nicht zu bemerken und ihm den Rücken zu wenden, als er deutlicher wurde. Damit gab er sich aber nicht zufrieden und er unterstand sich, mich einmal um die Mitte zu fassen. Da züchtigte ich ihn allerdings mit einer Maulschelle, an die zu denken mir noch heute ein Trost ist. Ja. Aber zwei Tage darauf schickte die Frau mich knall und fall fort, weil ich unreinlich sei! Ueber meine dritte Stelle hatte ich nicht zu klagen. Es war bei einer peruanischen Familie, ungefähr in der Art der Zagals. Sie hatten ein Hotel in den Elysäischen Feldern, lebten auf dem Fuß von Millionären, gaben jeden Tag ein großes Diner, zu dem ich die Menus schreiben mußte, hatten fortwährend die Wagen des Louvre, Bon Marché und Printemps vor der Thür stehen und zahlten mir mein Gehalt immer erst nach sechs Mahnungen, die mir bald gar nicht schwer fielen. Es waren gute Leute, gräßlich unordentlich, aufbrausend und schwatzhaft, und ich blieb bei ihnen fast anderthalb Jahre. Dann brach plötzlich in Peru etwas aus, ein Krieg oder eine Revolution, ich weiß nicht mehr, und es hieß: wir sind zu Grunde gerichtet, wir müssen weg von Paris. Im Hui wurde Alles verklopft, die Leute verschwanden, ich habe nie mehr von ihnen gehört, ich aber war wieder einmal auf der Straße. Allerdings nicht mehr mittellos. Ich hatte etwas beiseite legen können. Das machte mich hochmüthig. Ich wurde wählerisch, schlug einige bescheidene Stellen aus und wartete glücklich, bis es Hochsommer wurde. Mein

Erspartes war alle, die Gesellschaft verließ Paris und ich war schließlich froh, bei einer Familie anzukommen, die auch eben aufs Land ging.“

Sie holte tief Athem und sagte mit dumpfer Stimme: „Henneberg, sehen Sie mich nicht an. Jetzt kommen die abscheulichen Kapitel meines Lebensromans. Jetzt beginnt die Höllenfahrt. Es ist vielleicht besser, ich erzähle nicht weiter.“

„Bitte, weiter,“ murmelte Henneberg. „Fahren Sie zur Hölle, so fahre ich mit Ihnen. Wo Sie sind, ist gut sein.“

Die Baronin ließ eine kleine Pause eintreten und sprach dann weiter. Ihre Stimme war hart und schneidend und klang manchmal, als hielte sie einem zitternd vor ihr stehenden Armenjünder seine Missethaten vor, eine Richterin und Rächerin.

„Es waren sogenannte vornehme Leute, nämlich Canaillen, die einen Titel, ein Hotel im Faubourg St. Honoré und ein Schloß in der Normandie hatten. Die Frau war die Tochter eines großen Generals des Kaiserreichs und liebte es, sich auf den Kommissoffizier hinauszuspielen. Sie redete kurz angebunden und rauh, warf mit Kasernenhofblüthen um sich und fluchte wie eine verirrte Schwadron. Das hinderte sie nicht, einen alten Liebhaber zu haben, der vor ihr zitterte und den sie wahrscheinlich in den Schäferstunden mit der Hundepeitsche liebte. Buchstäblich. Die Peitsche war nämlich immer in ihrem Handbereich. Der Gatte war kurze Zeit Diplomat gewesen und interessirte sich für



Pferde und Ballettmädchen der Großen Oper. Dieses Musterpaar hatte zwei Kinder. Einen damals neunzehnjährigen Jungen und eine fünfzehnjährige Tochter, die ich erziehen sollte. Das arme Mädchen war halb blödsinnig und schauerlich verwahrlost. Die Eltern hatten sich nie um sie gekümmert und sie den Dienstmädchen überlassen. Was die aus ihr gemacht haben, das ist einfach nicht zu sagen. Sie hat sich übrigens später gut verheiratet und trotz ihrer Dummheit ist sie immer noch klug genug, um ihrem Mann Hörner aufzusetzen wie etwas Rechtes. Der Junge —“

Hier stockte die Baronin, lehnte sich in die Chaiselongue zurück und schloß die Augen. Sie setzte sich aber rasch wieder gerade und fuhr fort:

„Der Junge war schön wie der Tag. Ich würde es vergebens abstreiten wollen. Schlank, blaß, mit einem ruhigen, antiken Gesicht, wie jene Bacchen, von denen man nicht weiß, ob sie einen Jüngling oder ein Mädchen darstellen, und mit leidenschaftlichen Augen, die unausgesetzt flehten. Er hatte eine wundervoll warme, leise Stimme und wenn er die Lippen aufthat und sprach, konnte man sich nicht enthalten, an eine Blume zu denken, die sich öffnete und aus der ein feiner Duft hervorquoll.“

Henneberg rückte unbehaglich auf seinem Stuhl.

„Ueber rückblickende Eifersucht müssen Sie hinaus sein, Freund. Auf ein solches Gefühl habe ich keinen Anspruch. Hören Sie die Folge. Remy, so hieß er, war schön wie der Tag, habe ich Ihnen gesagt. Sein

Charakter war häßlich wie — wie nichts, was ich zwischen Himmel und Erde kenne. Dieser Bursche hat mich daran zweifeln gelehrt, daß das Gute im Plan der Vorsehung liegt. Es wäre sonst unbegreiflich, daß die tiefste Niedertracht sich in die verführerischsten Formen kleiden kann. Kaum war ich auf dem Schloß angekommen, so heftete er sich mir an den Kleidsaum und es war mir unmöglich, ihn von Morgen bis Abend loszuwerden. Anfangs beachtete ich es nicht sehr. Ich, die vierundzwanzigjährige — nein, ich war noch nicht ganz so alt, aber es fehlte nicht viel — ich glaubte nicht, daß ich mich vor einem neunzehnjährigen Bengel hüten müsse, der noch jünger ausseh. Aber er wurde dringlich; nicht nur mit den Augen; die waren es immer gewesen; auch mit Worten. Ich fing an, ihn zu meiden. Das heißt, ich wollte es, es war aber nicht möglich. Er kam in das Zimmer, wenn ich seine Schwester unterrichtete. Ich bat ihn, uns allein zu lassen. Er wich nicht und das Mädchen, wahrscheinlich von ihm abgerichtet, erklärte, es arbeite leichter, wenn er da sei. Ich beklagte mich bei der Gräfin. Sie zuckte die Achsel, nannte mich zimperlich und versicherte, ihrem Storchbein von Sohn schade es gar nicht, zusammen mit seiner Schwester noch etwas zu lernen. Das war ja richtig. Remy war beschränkt und träge. Man bereitete ihn seit Jahren für St. Cyr vor, seine Lehrer wagten aber noch nicht, ihn zur Wettprüfung anzumelden, ob- schon er sich der Altersgrenze näherte. Er dachte je-

doch nicht daran, auf meinen Unterricht zu achten. Er saß da, anscheinend taub für Alles, was gesprochen wurde, und bat mit den Augen, daß er mir unheimlich wurde und ich ihm den Rückenkehrte. Seine Mutter, die Glende, begünstigte die Pläne des Söhnleins. Das wurde mir später klar. Bei Tische hatte Remy den Platz neben mir, wenn keine Gäste da waren. Sein Schlafzimmer war neben dem meinen. Wenn ich ein- und ausging, stand er vor seiner Thür und flüsterte mir heiße Worte zu, streckte die Hände nach mir aus, suchte mich festzuhalten. Hatte ich mich ihm entrongen und die Thür hinter mir versperret und verriegelt, so hörte ich ihn leise an die Wand klopfen. Ich verstopfte mir die Ohren, aber es ließ mich doch nicht einschlafen. Was thun? Wie der Bedrängung entgegen? Bei der Gräfin hatte ich auf keinen Schutz zu rechnen. Ich hörte sie einmal vor Fremden die Theorie entwickeln, eine verständige Mutter vollende die Erziehung ihres Sohnes, indem sie auf seinen ersten Ausflügen ins Land der Zärtlichkeit seine Führerin sei; sie müsse dafür sorgen, daß der Unerfahrene nicht in böse Hände gerathe, sondern an eine nette, ruhige, anständige Person. Sie hat wirklich gesagt: anständig.“

„Scheußlich,“ murmelte Henneberg.

„Ich fühlte mich furchtbar unglücklich und weinte manchmal halbe Nächte hindurch. Das Richtige war, sofort das Schloß zu verlassen, das sah ich ganz gut

ein. Aber ich war dazu nicht tapfer genug. In meiner Seelennoth verfiel ich auf etwas Anderes. Als Remy mich wieder einmal an meiner Thür festhielt und in seiner gewohnten Weise flüsterte: Ich sterbe an Ihnen, da blieb ich stehen und fragte ihn, zum erstenmal: Was wollen Sie von mir? Er antwortete hastig: Ich will es Ihnen sagen; gewähren Sie mir eine Unterredung. Sprechen Sie, erwiderte ich. Nein, nicht hier, im Korridor; hier kann ich nicht. So kommen Sie in den Park, sagte ich. — Nein, dort gibt es Aufpaffer und wir werden verflatscht; auf Ihrem Zimmer. Ich wollte nicht, er überredete, flehte, schmeichelte, es konnte jeden Augenblick Jemand in den Gang kommen und uns sehen, kurz ich ließ ihn eintreten. Das erste, was er that, war, vor mich hinzuknieen und ähnlichen Unsinn zu machen. Ich fragte ihn nochmals: Was wollen Sie von mir? Ich liebe Sie, sagte er mit seiner Stimme, die mir durch Mark und Bein ging. Sie müssen sich das aus dem Kopfe schlagen, erwiderte ich und zog mich zurück, so daß ein Tisch zwischen mir und ihm stand. Nein, rief er, nein, ich kann es mir nicht aus dem Kopfe schlagen, denn es ist mein Leben. — Sie sind also mein Feind? Sie wollen mich zu Grunde richten? — Ich will Sie nicht zu Grunde richten. Sie sollen glücklich sein mit mir. Sie müssen mein sein. — Ich werde nur dem gehören, der mich heiratet! — Wer sagt Ihnen, daß ich Sie nicht heiraten will? — Sie sind ja noch ein Kind! — Wenn Sie mich nicht zum

Tode verurtheilen, werde ich in zwei Jahren großjährig und ich heirate Sie dann. — Mich erfaßte ein Schwindel. Ich will nichts mehr hören, sagte ich ihm; gehen Sie, verlassen Sie mich. Er wollte nicht vom Flecke. Es blieb mir nichts übrig als nach nervenerschütterndem Ringen selbst aus dem Zimmer zu treten, damit er den Platz räume. Ich verbrachte eine grausame Nacht. Ob ich wollte oder nicht, ich mußte hören, daß auch er schlaflos war und sich mir fortwährend durch kleine Zeichen in Erinnerung brachte. Seine Worte klangen mir beständig in den Ohren. Meine Vernunft sagte mir, daß das ja Alles Unsinn sei, aber daneben wurde auch eine Stimme laut, die schmeichelte: warum soll es nicht wahr sein? Diese Stimme vertheidigte ihn und bat für ihn. Und er kam auch wieder, immer häufiger, zuletzt lag er im Korridor dauernd auf der Lauer und schlüpfte in mein Zimmer, sowie er wußte, daß ich da war. Und bei seiner Schwester, im Park, auf den Spaziergängen nach dem Dorf und der Seine, immer war er mir auf den Hacken, immer schmeichelte sein Auge an mir herum, immer spürte ich seinen Hauch im Nacken und an den Wangen. Dieses unleidliche Leben dauerte einige Tage, dann kam er wieder einmal auf meine Stube und sagte mit Thränen in den Augen: Jetzt, wo Sie von meinen redlichen Absichten überzeugt sind, warum noch immer grausam sein? Ich hieß ihn schweigen, aber er ließ nicht ab. Haben Sie denn kein Herz in der Brust? Und Bitten und Koseworte und Bethuerungen. Da ich unerschütterlich blieb, wurde

er plötzlich still, sah mich eine Weile schweigend an, dann zog er einen Revolver aus der Tasche und sagte: Augusta, wenn Sie mich noch länger zurückstoßen, so schieße ich mich heute Nacht todt. Ich schwöre es Ihnen beim Leben meiner Mutter und bei meinem Namen. Das sind außer Ihnen die einzigen Dinge in der Welt, an denen mir liegt. Seine Stimme war ganz ruhig, als er dies sagte, und sein blaßes Gesicht hatte die Festigkeit altrömischer Heldenbüsten. Mich überlief es eiskalt. Ich glaubte ihm. Und noch heute, trotz Allem, was ich weiß, bin ich nicht sicher, ob es dem Glenden in jenem Augenblick nicht ernst war. Ich stürzte zu ihm hin und rang ihm den Revolver aus der Hand. Er leistete keinen Widerstand und sagte nur: Es gibt noch mehr Revolver auf dem Schlosse. — Ich gehe sofort zur Gräfin und sage ihr Alles! Das können Sie thun, erwiderte er, aber es wird meinen Entschluß nicht ändern. Ich verlor fast die Besinnung. Ich sah ihn schon als blutige Leiche zu meinen Füßen liegen. Wie konnte ich das verantworten? Ich —“

Sie unterbrach sich plötzlich und sprach mit veränderter Stimme: „Ich ertappe mich dabei, wie ich mich vertheidigen will. Das ist nicht meine Absicht. Ich will nur erzählen. Remy erreichte sein Ziel. Es folgten einige unsagbare Wochen, die — doch nein. Es hat keinen Zweck, bei diesen Erinnerungen zu verweilen. Eines Tages erkannte ich, daß meine Schwäche Folgen gehabt hatte.“

Ueber Hennebergs Gesicht zuckte es und er blickte erstaunt fragend auf.

„Hören Sie nur weiter. Es kommt anders, als Sie glauben. Eine Woche lang trug ich es allein, dann entdeckte ich mich Remy und fragte: Was nun? Er machte ein sehr verdrießliches Gesicht, dachte nach und sagte schließlich: Langweilige Geschichte; zum Glück eilt die Sache nicht; zwei oder drei Monate kannst du noch hier bleiben, darüber wird es Winter, wir gehen Alle nach der Stadt zurück und ich bringe dich irgendwo unter. — Ist das Alles, was du mir zu sagen hast? — Was denn noch? — Und du glaubst, daß ich die Schande überleben werde? — Das sagt man wohl. Du bist die erste nicht und wirst nicht die letzte sein. Und dabei unterstand er sich zu lächeln. Mir stieg alles Blut zu Kopfe. Sprichst du so zu dem Weibe, das deine Frau werden soll? — Ja, möchtest du etwa, daß ich mit dir auf der Stelle zum Standesamt gehe? — Ich weiß, daß das nicht möglich ist, daß es langwierige Vorbereitungen erfordert. Aber diese Vorbereitungen müssen doch einmal beginnen. Du mußt mit mir sofort zu deiner Mama gehen, ihr Alles bekennen, mich unter ihren mütterlichen Schutz stellen, sie um ihre Einwilligung zu unserer Verheirathung bitten. Wenn sie mich in ihre Arme nimmt, so will ich mich gern gedulden und auch Schande ertragen, bis du mir die Ehre wiedergibst. Remy zuckte blos die Achsel und machte Miene, die Stube wortlos zu verlassen. Ich eilte an die Thür und verhinderte ihn hinauszugehen.

Nun wurde auch er aufgeregter; das war mir lieber als seine unleidliche Gelassenheit; und er knurrte: Ja, glaubst du denn ernstlich, daß ich dich heiraten kann? das ist ja heller Wahnsinn! — Hast du mir es nicht geschworen? — Ist mir nicht eingefallen! — Wie! Du wagst zu leugnen? — Ich habe geschworen, daß ich mich tödte, wenn du nicht mein wirst. Nicht einen Hauch mehr. Dieser Jesuitismus machte mich sinnlos wüthend. Ich faßte ihn am Arm und schüttelte ihn wie einen Lappen. Du hast mich also kaltblütig betrogen und zu Grunde gerichtet? Er wagte zu antworten: Ich hielt dich nicht für so einfältig, daß du Roseworte, in der Leidenschaft gesprochen, für einen notariellen Vertrag halten würdest. Meine Hand fuhr von selbst in die Tasche meines Kleides. Da hatte ich den geladenen Revolver, seit ich ihn Remy weggenommen hatte. Ich riß die Waffe heraus. Meine erste Bewegung war, den Glenden niederzuschießen. Aber schneller als Blitze zuckten mir tausend Gedanken durch den Kopf. Was war mein Leben noch, wenn ich ihn gestraft und mich gerächt hatte? Verfolgung, Gefängniß, Schmach für mich, Schmach für den theuern Namen meines Vaters. Ich gab dem Lauf eine andere Richtung; ich wendete ihn gegen mich. So kurz mein Zögern war, es ließ ihm Zeit, mir in den Arm zu fallen und den Revolver abzulenken. Der Schuß fiel und traf ihn in den linken Oberarm. Es war nur eine Fleischwunde, aber sie blutete und schmerzte. Er stieß einen Schrei aus und



schlug lang hin. Ich glaubte, er sei todt, und rief um Hilfe; seine Schwester hörte mich zuerst und lief herzu, dann kam die Jungfer der Gräfin, es gab ein ungeheures Getöse, das Remy rasch zu sich brachte, er beschwor die beiden Frauenzimmer, den Mund zu halten, die heulten aber weiter, der Skandal flog durch das ganze Schloß und rief die Gräfin herbei. Die Hundepeitsche, die sie nie verließ, war in ihrer Hand. Sie überjah die Lage im Augenblick und errieth das Wesentliche. Remy ist verwundet! sagte ich fast erstickt. Es ist nichts, unterbrach er mich. Die Gräfin befahl ihrer händeringenden Tochter, auf ihr Zimmer zu gehen, schickte die Jungfer um Verbandzeug und Carbolwasser und den Diener mit dem Wagen nach Rouen, um einen Wundarzt zu holen, dann brachten wir beide den Jungen auf sein Zimmer, entblößten den verwundeten Arm und untersuchten die Verletzung. Die Besichtigung beruhigte die Gräfin und nun fragte sie hart: Was geht vor? Ich wartete. Remy blieb stumm. Ich sah ihn flehend an. Ich faltete die Hände vor ihm. Er wandte den Kopf weg. Die Gräfin begann in ihrer groben Weise zu fluchen und schrie: Nun, wirds? Bekomme ich eine Antwort? Da stürzte ich mich vor ihre Füße und enthüllte ihr Alles.“

Die Baronin schwieg einen Augenblick. Ihr Gesicht hatte die böse Maske des Hasses angenommen. „Ja, Henneberg,“ fuhr sie dann fort; „ich habe einen Fußfall vor dem Weibe gethan. Aber sie hat ihn ge-

büßt. Seien Sie ganz ruhig. Sie ließ mich liegen. Sie rührte keinen Finger, um mich aufzuheben. Sie spielte nur mit ihrer Peitsche. Erst als sie die Schritte der Jungfer im Gang hörte, sagte sie eiskalt: Stehen Sie auf. Es hat genug Skandal gegeben. Sie half die Wunde oberflächlich waschen und verbinden, dann sagte sie in ihrem gebieterischen Ton zu mir: Kommen Sie mit mir. Ich folgte ihr auf ihr Zimmer. Sie sprach hart: Wie können Sie sich so unvernünftig haben! Ich wundere mich über Sie. Ich habe Sie für eine verständige Person gehalten. Heiraten! Das ist zum Binden toll. Remy ist ein Kind. Sie sind eine reife Person. Sie wußten, was Sie thaten; er nicht. Sehen Sie sich an und sehen Sie ihn an. Sie werden nicht behaupten wollen, daß der arme Junge Ihnen Gewalt angethan hat. Ich verschone Sie mit der Schilderung meiner Gefühle bei der Rede der Frau. Jedes Wort schnitt wie eine weißglühende Klinge durch mein Herz. Ich hätte Grund, auf Sie sehr böse zu sein, fuhr sie fort. Sie bringen meinen einzigen Sohn in Lebensgefahr. Sie tragen Mergerniß in mein Haus. Sie verursachen häßliches Gerede. Ich habe Ihnen meine Tochter anvertraut. Sie wird sich jetzt unfehlbar Gedanken machen. Ich wollte mich erheben und gehen. Das rohe Weib hielt mich fest. Laufen Sie nicht davon. Ich meine es gut mit Ihnen. Geschehen ist geschehen. Ich will nicht einmal untersuchen, ob Sie oder Remy mehr schuld sind. Wenn Sie sich in meinen Sohn verliebt

haben, so steht es mir, der Mutter, nicht an, Ihnen deswegen Vorwürfe zu machen. Ich könnte Ihnen sagen: Gehen Sie Ihrer Wege. Aber Sie haben es mit Edelleuten zu thun. Wir wollen Opfer bringen, wenn Sie sich geziemend benehmen. — Das war zu viel. Ich fiel ihr ins Wort. Das einzige Opfer, das ich annehme, ist, daß Remy mich heiratet. Aber dieses Opfer fordere ich auch. Sie haben gar nichts zu fordern, meine Kleine, brauste sie auf. Gräfin Rigalle werden! Sonst nichts! Sie sind keine Kostverächterin! Bleiben wir ernst. Ich will Ihnen einen wohlwollenden, einen mütterlichen Vorschlag machen. Sie verlassen das Schloß. Wir geben Ihnen eine auskömmliche Pension bis zu dem Ereigniß. Wenn der Augenblick gekommen ist, tragen wir alle Kosten. Sollten Sie das Kind als eine Last empfinden, so nehmen wir es Ihnen ab und sorgen dafür. Sie sollen eine Abfindung bekommen, die in Ihrem Vaterland eine annehmbare Mitgift darstellt. Sie können sich dann leicht verheiraten, denn bei Ihnen haben ja die Männer nicht unsere Vorurtheile. Nun war das Maß voll. Ich sprang auf die Füße und schrie: Sie sind eine Glende! Sie fuhr auch in die Höhe, ihr Gesicht verzerrte sich, sie wurde kreideweiß um die Nase und nannte mich scheußliche Namen. Ich war außer mir und hob die Hand gegen sie. Sie holte mit der Hundepeitsche zu einem Schlag aus. Ich war behender, riß ihr die Peitsche aus der Faust und zog sie ihr scharf übers Gesicht.“

„Bravo,“ stieß Henneberg unwillkürlich hervor.

„Ja wohl. Die Gefechtslage schlug rasch genug um. Das Weib schrie wie geschunden und schien in Krämpfe verfallen zu wollen. Ich verließ ihren Salon und eilte auf meine Stube, wo ich mich einschloß und eine Weile wirklich nicht stolz anzusehen war. Inzwischen hallte das Schloß vom Gezeter der Gräfin wider, ich hörte tolles Schellen, Zusammenlaufen der Dienerschaft, Thürenschlagen und erwartete jeden Augenblick einen Sturm auf mein Zimmer. Der Revolver lag noch auf dem Kamin, wo ich ihn hingeworfen hatte, als Remy niedersank, ich steckte ihn zu mir und war entschlossen, ihn zu gebrauchen, wenn man mir nahtet. Denn jetzt war mir Alles gleich. Ich blieb nicht lange in aufregender Ungewißheit. Im Korridor wurden Männerschritte laut und es klopfte an meiner Thür. Ich regte mich nicht. Das Klopfen wiederholte sich und man fragte: Sind Sie da, Fräulein? Ich erkannte die Stimme des Grafen. Was wünschen Sie? — Deffnen Sie, ich komme nicht in feindlicher Absicht. — Ich ließ ihn ein. Was haben Sie gethan! waren seine ersten Worte. — Was hat die Frau Gräfin gethan? Was hat Remy gethan? erwiderte ich. Er schüttelte den Kopf. Das unglückliche Temperament der Gräfin! Und Sie haben sich auch in einer Weise vergessen! Es ist nicht gutzumachen. Sie können natürlich keinen Augenblick länger bleiben. — Ich nickte. — Packen Sie Ihren Koffer. Ich habe jetzt Niemand bei der Hand, der ihn Ihnen zur Bahn be-

sorgen kann. Die Pferde sind unterwegs. Aber sowie der Kutscher heimkommt, soll er Sie zur Station fahren. Wenn Sie hier fertig sind, so gehen Sie einstweilen ins Gärtnerhaus und warten Sie dort das Weitere ab. — Ich hatte zwei Koffer, von denen einer auf den Speicher weggeräumt war. Ich verlangte ihn und der Graf versprach, ihn mir zu schicken. Ein Diener brachte ihn mir nach einiger Zeit und begann mit widerwärtiger Vertraulichkeit zu mir zu sprechen, was er bis dahin nie gethan hatte. Das sei der Gräfin einmal gesund gewesen; sie trage eine Strieme quer durchs Gesicht wie eine rothe Schärpe; im Gesindezimmer seien Alle vergnügt wie die Schneekönige und dergleichen. Ich gebot ihm kurz, mich allein zu lassen. Der Mensch starrte mich an und ging dann mit einer gemeinen Redensart. So weit war es mit mir gekommen. Aber das war nur der Anfang. Als die Koffer gepackt waren, verließ ich das Zimmer. An Remys Thür blieb ich stehen. Ich wollte sie öffnen. Da hörte ich von innen Stimmen, man flüsterte und kicherte. Ich war erstaunt und verwirrt und ließ die Klinke unberührt. Wie eine Missethäterin schlich ich in das Haus des Gärtners, das am Eingang des Parks lag. Der Gärtner, seine Frau und deren älteste Tochter, ein siebzehnjähriges Mädchen, waren in der Stube beisammen. Sie wußten schon, was vorgegangen war, und die Alte sagte: Schade, daß Sie den Schlingel, den Thunichtgut nicht todtgeschossen haben. Er verdient nichts Besseres und früher oder

später wird er doch eine Kugel erwischen. Da ich nicht antwortete, nahm der Gärtner das Wort: Ich gönne ihm den Denzettel. Ich habe ihm erst vor vierzehn Tagen versprochen, daß er mit meiner Flinte Bekanntschaft machen wird, wenn er nicht aufhört, um unsere Therese herumzuschleichen. Diese Worte trafen mich wie Peitschenhiebe. Vor vierzehn Tagen! Um Therese! Meine Miene drückte wahrscheinlich meine Empfindung so deutlich aus, daß die Alte ausrief: Ja, waren Sie denn taub und blind, mein armes Fräulein? Haben Sie denn nicht gesehen, daß er sich alle die Zeit über Sie lustig gemacht hat? Und nun begann sie Dinge zu enthüllen — ein Abgrund, eine Kloake that sich plötzlich vor mir auf und ich versank rettungslos in den scheußlichsten Schmutz. Remy hatte seit Monaten ein offenkundiges Verhältniß mit der Jungfer seiner Mutter. Die Person war nicht eifersüchtig. Sie begünstigte sogar niederträchtig seine Seitensprünge und das fesselte seine Flatterhaftigkeit an sie. Diesem namenlos frechen Geschöpfe — ich hatte immer einen unerklärlichen Ekel vor ihr verspürt — klatzte der Glende Alles. Aus Aufschneiderei, aus Plapperjucht. Das Vertrauteste. Tag für Tag. Stunde für Stunde. Ich durfte nicht daran zweifeln, denn sie trug es in die Gesindestube weiter und die Gärtnerfrau wiederholte mir Einzelheiten — es war entsetzlich.“

Die Baronin schüttelte sich und verzog den Mund, als ob sie Uebelkeit empfände.

„Ich hatte also drei Wochen lang in einem Taumel gelebt, betäubt, gedankenlos, mit geschlossenen Augen, von Zärtlichkeit, von Leidenschaft umrankt und fast erstickt, und während dieser Zeit sammelte der Nichtswürdige die Lakaien und Mägde des Schlosses um mich und gab mich ihnen preis. Das war einfach nicht auszudenken. Ich weiß nicht mehr, was ich that. Ich glaube, ich flehte die Leute mit gefalteten Händen an, kein Wort mehr zu sagen. Selbst vor diesen Leuten, die doch eher mitleidig zu sein schienen, fühlte ich mich entblößt, mit einer Schandtafel am Hals, an einen Prangerpfahl gebunden. Es war Abend, als der Graf in den Pavillon trat und mir sagte, ich könne mich des Wagens bedienen, wenn ich wolle. Ich verließ die Stube, ohne den Kopf nach der Gärtnerfamilie umzuwenden. Ich wagte nicht, sie anzusehn. Auf einen Wink des Grafen blieben die drei zurück. Vor der Schwelle sagte mir der Graf, der Arzt habe Remy's Wunde völlig unbedenklich gefunden; Remy trage mir den Unfall nicht nach. Ich konnte wohl eine ausdrucksvolle Bewegung nicht unterdrücken, denn der Graf hielt inne und bemerkte: Ich sehe, Sie sind noch immer übermäßig aufgeregt. Das ist ein Grund, weshalb ich Sie nicht einlade, von Ihrer Schülerin Abschied zu nehmen. Auch möchte ich einer möglichen Begegnung mit der Gräfin vorbeugen. Ich nickte und trat an den Wagen, der vor dem Parkthor hielt. Hier blieb der Graf nochmals stehen und legte mir einen verschlossenen Brief in die Hand. Ich warf einen

fragenden Blick auf ihn und sah ihn mit einem discreten Lächeln nicken. Mir war, als erdröhnte plötzlich ein furchtbarer Glockenschall an meinem Ohr. Ich riß den Umschlag auf, er enthielt einen Fünfhundertfrankenschein. Ich konnte nichts Anderes hervorbringen als: Hier! Wenn er das Papier nicht augenblicklich zurückgenommen hätte, ich weiß nicht, wozu ich fähig gewesen wäre. Sie werden mir doch Ihr Gehalt nicht schenken wollen? stammelte er. Das machte achtzig Franken. Allerdings. Auf die hatte ich Anspruch. Ich nahm die vier Goldstücke, die er aus der Tasche holte, nachdem er die Banknote hatte verschwinden lassen, stieg in den Wagen und schloß den Schlag, ohne den Grafen anzusehn. Wie es in meinem Kopf aussah, als ich in die Nacht hineinfuhr, will ich nicht schildern. Die Erinnerung an jene Stunden ist auch verworren. Deutlich entsinne ich mich nur zweier Vorstellungen, die abwechselnd von mir Besitz nahmen. Ich dachte, der Kutscher sagt sich jetzt, er fahre eine verworfene Person, die man mit der Peitsche aus dem Schlosse gejagt habe, und dann sah ich Remy, wie er mir schwor, er werde sich tödten, wenn ich nicht sein würde, und wie er dann zu den Dienstboten lief und sein Gesicht eines jungen Griechengottes zu einer Pariser Gassenjungenfrage verschändete und ihnen grinsend den Auftritt mit der empfindsamen Preußin schilderte. Es war ein Schmerz —“

„So haben Sie dieses Ungeziefer denn geliebt?“  
grollte Henneberg.



„Fragen Sie mich das nicht,“ erwiderte die Baronin dumpf. „Ich frage mich selbst nie danach. Am Bahnhof in Rouen gab ich dem Kutscher sein Trinkgeld. Er steckte das Fünffrankenstück mit einer frechen Miene ein, die deutlich sagte: Gib nur immer, man weiß ja, wie du dein Geld verdienst, und fragte: Soll ich nichts auf dem Schloß bestellen? — Nein. — Weiß der Herr Vicomte schon Ihre Adresse in Paris? Ich ließ ihn stehen und befaßte mich mit meinen Koffern. Ich hatte über eine Stunde auf einen Zug zu warten. Während dieser Zeit dachte ich unausgesetzt, ob man wohl Zeit habe, zu leiden, wenn man von einer Schnellzuglokomotive in drei Stücke zerschnitten werde? Hier schalte ich etwas Merkwürdiges ein: ich hatte länger als vierzehn Tage zwei breite rothe Streifen quer über die Brust und den Leib, die den Arzt sehr erstaunten. Die Vorstellung war offenbar recht lebhaft gewesen. Es war ungefähr halb zwölf Nachts, als ich in Paris ankam. Ich fühlte mich zu Tode erschöpft. Daß das zum Theil Hunger war, — denn ich hatte seit Mittag nichts gegessen — merkte ich nicht. Ich ging in den erstbesten Gasthof gegenüber dem St. Lazare-Bahnhof und versank rasch in einen bleiernen Schlaf, in dem ich hartnäckig träumte, ich würde von einem Zug gerädert, oder sähe Remy und die Gräfin in Stücken unter einer Maschine hervorziehen. Am nächsten Morgen war ich so müde, so zerschlagen, daß ich nicht den Muth fand, aufzustehen. Es war reichlich Mittag, als ich das Bett verließ.

Ich frühstückte im Duval an der Ecke der Rue d'Amsterdam und dann erhob sich groß und beängstigend die Frage vor mir: Was nun? Eine alte Gewohnheit lenkte meine Schritte nach dem Louvre. Dahin pflegte ich immer zu gehen, wenn ich ohne Stelle war und nichts Anderes zu thun hatte. Es war ein greulicher Tag — o, ich habe das Datum nicht vergessen, es war der 27. September, ein Mittwoch. Es war kalt, die Straßen waren schmutzig, der Himmel war ganz schwarz, die Luft war ein Gemisch von Nebel und schwebenden Wassertropfen. Es war ein Wetter fast wie heute. Noch trostloser. Ist es der Mühe werth, zu leben? wiederholte ich mir fortwährend, als ich durch die Avenue de l'Opéra ging. Was soll aus mir werden? Wie kann ich eine Stelle annehmen? In drei oder vier Monaten wird meine Schande offenkundig. Dann stößt man mich zur Thür hinaus. Dann kann ich betteln. Oder thun, wie meine Freundin. Oder aus der Welt gehen. Das ist noch immer das Einfachste. Und warum erst dann, da es doch der einzige Ausweg ist? Warum noch einige Monate leiden und neue Schmach erleben? Unter diesen Gedanken gelangte ich zum Louvre. Ich ging in die Skulptursäle und setzte mich vor die Venus von Milo hin. Der marmorne Leib machte mich daran denken, wie bald meine Gestalt mich verrathen würde. Ein Mensch setzte sich neben mich auf die Bank und rieb sich unverschämt an mir. Auch das noch, dachte ich; der Erstbeste von der Straße bindet also schon mit

mir an. Ich verließ den Saal und ging an die Seine. Als bald war mir ein Anderer auf den Hacken und murmelte mir gemeine Anträge ins Ohr. Ich hätte aufschreien mögen. Ich warf dem Menschen einen Blick zu, daß er zuerst starr blieb und dann rasch auf den andern Bürgersteig hinüberquerte. Ich folgte der Uferbrüstung bis zum Pont Neuf und ging über die Brücke nach dem menschenleeren Quai die Präfektur entlang. Ich sah fortwährend auf das Wasser hinunter. Die Seine war hochgeschwollen und ungewöhnlich reißend. Sie war graugelb und trübe. Es wirkt unheimlich anziehend, aber auch eigenthümlich beruhigend, mit den Augen den Wirbeln eines rasch fließenden Wassers zu folgen. Man muß das in erregter Stimmung erlebt haben, um es zu verstehen. Ich gerieth in eine Art Traumzustand, in dem ich mein Elend nur noch ganz stumpf empfand, dagegen immer mehr von der gebieterischen Vorstellung erfüllt wurde: ich muß da hinunter! Bald dachte ich an nichts Anderes mehr. Alle meine Gedanken bezogen sich auf dieses Eine. Ob das Wasser wohl sehr kalt war? Doch kaum kälter als die nasse, häßliche Nebelluft. Und dann, vor der ersten Berührung war ich durch die Kleider geschützt, ehe diese aber durchnäßt waren, fühlte ich nichts mehr. Was wohl sicherer war? Von der Mitte einer Brücke hinunter? Oder an die Lände, am Fuße der Uferbrüstung, und von da ganz still, ganz leise, ins Wasser? In dunkler Nacht war es vermuthlich besser, sich über das Brücken-

geländer zu schwingen. Am Tage machte es weniger Aufsehen, von der Lände hineinzugehen. Sollte ich nicht bis zur Nacht warten? Man glaubt gar nicht, welche albernen Gründe man sich in einer solchen Geistesverfassung geben kann. Ich sagte mir: Ich bin müde; ich kann nicht noch länger zwecklos umherlaufen; und wo soll ich die Zeit bis zur Nacht verbringen? Das überzeugte mich vollständig. Also hinein. Ich sah mich um. Niemand achtete auf mich. Ich stieg rasch die Treppe hinunter, ungefähr der Abside von Notre Dame gegenüber, nahm einen Anlauf und — war im Wasser. Die Strömung erfaßte mich sofort und im Nu war ich einige Schritte vom Ufer weggeschwemmt. Die Wellen schlugen mir über den Kopf, ich hörte ein großes Brausen und Läuten und im dringenden Bedürfniß, tief Athem zu holen, öffnete ich unwillkürlich den Mund. Das Wasser strömte mit Macht ein, mir war, als ergöße sich das ganze Weltmeer in mich. Ich sprudelte es wieder aus, ich wollte schreien, es kam ein Augenblick außerordentlicher Angst und eine Luftnoth, die wirklich unangenehm war, und dann starb ich. Lachen Sie nicht, wenn ich das sage.“

„Ich denke nicht daran,“ murmelte Henneberg. In der That, sein leicht verzogenes Gesicht verrieth nur gequälte Spannung und sonst nichts.

„Es ist Unsinn, zu sagen: ich wurde ohnmächtig, ich verlor die Besinnung und dergleichen. Ich starb einfach. Ich war todt und wäre es ohne fremde

Hilfe geblieben. Mein Bewußtsein war über die Schwelle getreten. Das ist das Entscheidende. Was immer noch weiter mit meinem Leibe geschehen wäre ich hätte nichts mehr davon erfahren. Ich kann also darüber Auskunft geben, wie es sich stirbt. Wenigstens durch Ertrinken. Man sagt, daß man im letzten Augenblick das ganze Dasein nochmals blitzschnell durchlebt. Das ist nicht richtig. Man denkt sehr rasch und mancherlei, aber doch nur Einzelnes und ohne Zusammenhang. Zuerst fiel mir ein, daß die Morgue ganz nahe war. Sie werden mich nicht weit zu schleppen haben. Es war mir peinlich, daß mich Leute unverhüllt sehen würden. Ich wollte daran nicht denken. Dann schoß es mir plötzlich durch den Kopf: ob es wohl ein Junge oder ein Mädchen geworden wäre? Schade. Wäre es Remy ähnlich geworden oder mir? Lieber nicht Remy. Trotz der Schönheit. Die dauernde Erinnerung würde zu weh thun. Ob sie es in Kreuznach erfahren werden? Und was werden die Stiefgeschwister dazu sagen? Mit einemmale stand das Bild meines Vaters vor mir. In Uniform. Mit den Orden. Gibt es ein Jenseits? Wie wird mein Vater mich empfangen? Wird er wissen, wie es geschehen ist? Das war der letzte klare Gedanke. Mit dem ging ich hinüber.“

Die Baronin drückte an den Knopf neben dem Kamin und schwieg, bis die Kammerfrau eintrat. „Thee!“ rief sie ihr zu und als sie hinter dem Thürvorhang wieder verschwunden war, fuhr sie fort:

„Hier endet die Geschichte vom Leben und Tod der

armen Augusta Hausblum. Was folgt, das geht eine Andere an. Als ich die Augen wieder aufschlug, lag ich in einem Bette des Hotel Dieu. Ein Interne und eine Wärterin waren um mich beschäftigt. Es roch häßlich nach Aether und mir war sehr übel. Auch fühlte ich mich im Kopf sehr schwach. Es ging Alles durch einander und ich konnte mich auf Nichts deutlich besinnen. Ich wollte allerlei fragen, aber der Interne befahl mir, mich ruhig zu verhalten. Mir kam vor, daß er hart zu mir gesprochen hatte. Das kränkte mich und ich begann zu weinen. Die Thränen hatten eine seltsame Wirkung. Es war, als spülten sie Wolken von meinem Geiste weg. Ich wurde klar und ruhig. Der Interne redete mir sehr freundlich zu, man brachte mir ein warmes Getränk und dann schlief ich ein, denn es war spät Abend. Ich erwachte erst am nächsten Morgen. Beim Vormittag-Besuch des Professors erfuhr ich, wie sich Alles zugetragen hatte. Ein Dampfboot kam gerade im entscheidenden Augenblicke vorüber. Eine Arbeiterin beobachtete den Vorgang. Auf ihren Hilferuf wurde beigestreut und mit Haken nach mir gefischt. Es scheint, daß man mich nicht gleich fand. Schließlich wurde aber mein Mantel erfaßt, übrigens auch vollständig zerfetzt, was mir nebenbei bemerkt großen Kummer machte, als ich das Krankenhaus verließ. Das Boot brachte mich nach der nahen Rettungsstation, wo man mich erst nach halbstündiger Arbeit wieder zum Athmen brachte. Ich frage mich, ob ich eine solche Anstrengung werth war. Als ich wieder

athmete, schaffte man mich nach dem Hotel Dieu, wo ich etwa nach einer Stunde zur Besinnung kam. Der Professor und die Studenten, die ihn begleiteten, schienen sich für meinen Fall zu interessiren. Anfangs waren ihrer nicht viel, denn es waren noch Ferien. Aber später wurden sie sehr zahlreich und das war recht lästig. Der Professor erzählte ihnen meine Geschichte und behauptete, ich hätte offenbar schon früher einen Selbstmordversuch gemacht, indem ich mich unter die Räder eines Wagens geworfen hätte. Als ich dies leugnete, fragte er mich, woher ich die rothen aufgelaufenen Striemen über den Leib hätte, und da bemerkte ich sie erst zu meinem großen Erstaunen. Er wollte lange nicht glauben, daß dies die Wirkung einer bloßen Vorstellung war, später hat er aber die Sache veröffentlicht. Ich wollte schon an dem Tage das Hotel Dieu verlassen, sie riethen mir aber dringend, noch vierundzwanzig Stunden ruhig zu bleiben, und am folgenden Tage stellte sich heraus, daß mein tödtliches Flußbad noch andere Folgen gehabt hatte. So war das böse Schicksal doch nicht ganz um seine Beute gekommen. Nun sind Sie Ihre Sorge los, sagte die Wärterin, als der Arzt gegangen war. Sie meinte es gut, die derbe gutherzige Person. Ich aber kam mir wie eine Mörderin vor."

Der Diener brachte auf vergoldeter Platte den Thee, stellte ihn auf ein Tischchen vor die Baronin, drehte auf einen Wink von ihr die Glühlämpchen an und entfernte sich lautlos. Sie goß eine der beiden

Tassen des Tête-à-Tête aus Sèvres-Porzellan voll, reichte sie Henneberg und sorgte dann für sich selbst. Während sie mit dem goldenen Löffelchen den Zucker umrührte, fuhr sie fort:

„An einem der ersten Oktobertage hatte ich die Ueberraschung, den Grafen in den Saal eintreten zu sehen. Bei seinem Anblick blieb mir das Herz stillstehen. Dann schlug es umso heftiger. Ich hatte nur eine Angst: war vielleicht Remy mitgekommen? Ich wurde darüber rasch beruhigt. Der Graf kam an mein Bett, sah mich schweigend an und wollte mir die Hand reichen. Ich nahm sie nicht. Wie konnten Sie! fing er an. Mir stand der Sinn weder nach einer Predigt noch nach tröstenden Redensarten und ich unterbrach ihn: Woher wußten Sie? Wir haben es in der Zeitung gelesen. Es hatte also in den Blättern gestanden! Das war mir peinlich. Ich verlangte die Notiz zu sehen. Der Graf weigerte sich zuerst, dann zeigte er sie mir. Zum Glück war mein Name falsch gedruckt, Namblune statt Hausblum. Man brauchte also nicht nothwendig an mich zu denken, wenn die Geschichte in die deutsche Presse überging. Sonst waren die Angaben richtig: eine deutsche Erzieherin, dreiundzwanzig Jahre u. s. w., wie die Polizei es in meinem Heimatschein gelesen hatte, den ich bei mir trug. Ich fragte den Grafen weiter: Weiß Remy? Natürlich, erwiderte er; er wäre auch mitgekommen, denn seine Wunde ist fast geheilt, aber er hat jetzt mit seinen Prüfungen für St. Cyr die Hände voll



zu thun. So! sagte ich; das ist allerdings wichtiger. In mir wuchs ein unsagbarer Haß gegen die ganze Bande auf. Diese Mörder blieben ganz ruhig, wenn sie ein Opfer abgeschlachtet hatten. Was lag daran, wenn ein armes Mädchen sich ertränkte, das sie zu Grunde gerichtet hatten? Und aus der Hand solcher Leute sollte ich demüthig und ergeben mein Loß hinnehmen? Nein. Nie und nimmer. Es sollte ihnen Alles heimgezahlt werden! Alles! Ich war eine böse Todte, die sich für ihren Tod rächen wollte. Es ist gut für die Lebenden, daß die Gestorbenen in der Regel nicht wiederkehren. Denn wenn man aus dem Grabe wiederersteht, so hat man manchmal unheimliche Gefühle gegen die, die einem etwas angethan haben. Der Graf, der arme Tropf, merkte sichtlich nichts von dem, was in meinem Kopfe vorging. Er war gütig, salbungsvoll, machte sich meine Wehrlosigkeit zu Nuße, wie ich so in dem Spitalbett lag, und streichelte mich mit väterlich thuenenden Geberden, die er aber mit niederträchtigen Blicken Lügen strafte. Ich litt es schweigend und schrieb im Geist auch das auf sein Schuldblatt. Nach einigem unnützen Geschwätz erhob er sich zum Gehen, versprach wiederzukommen und fragte, ob er nichts für mich thun könne. Er konnte etwas für mich thun. Es ist zum Lachen. Arme Leute können nur Shakespearesche Tragödien erleben, wo mitten im Schauerlichen immer auch Hanswurst Gesichter schneidet. Bei meiner Bergung hatten die Leute meinen Leichnam geplündert. Wenn das

bischen Geld denen zugefallen ist, die sich mit mir abmühten, so gönne ich es ihnen. Es ist nicht angenehm, sich mit einem Ertrunkenen herumzubalgen. Brr!“

Die Baronin schüttelte sich heftig, trank mit langem Zuge ihren Thee und füllte die Tasse zur Hälfte wieder.

„Jedenfalls war ich ohne einen Pfennig. Ferner ging es mir fortwährend im Kopf herum: man wird mir im Gasthof mein Zimmer fröhlich weiter anrechnen; wenn ich das Hotel Dieu verlasse, bin ich einen Berg Geld schuldig und man wird mir die Koffer zurückbehalten! Ich bat den Grafen, hinzugehen, mein Zimmer zu kündigen und meine Sachen dort oder andermwärts in Verwahrung zu geben, bis ich herauskam. Dann erzählte ich ihm den Geldverlust. Er beeilte sich löblich, sich mir zur Verfügung zu stellen, und ich nahm sein Anerbieten ruhig an. Acht Tage vorher hatte ich ein derartiges Anerbieten wie den Biß eines glühenden Eisens empfunden. Aber Augusta Hausblum war todt und die Lebende fühlte anders. In den folgenden Tagen kam der Graf noch zweimal, er war immer süßlicher, immer einhüllender und nöthigte mir das Versprechen ab, ihm von meinem Verbleiben Nachricht zu geben, wenn ich das Spital verlassen würde. Das geschah Mitte Oktober. Ich war damals nicht gleich wieder die stolze, starke Augusta, die so selbstsicher aussah, daß die anderen Mädchen sich immer unwillkürlich unter ihren Schutz stellten. Ich

war blaß und noch recht schlotterig. Der Zufall wollte, daß das Wetter in jenen Tagen wunderschön war. Die Sonne schien warm vom blauen Himmel herunter wie im Mai. Das ist wahrscheinlich für mein Leben entscheidend geworden. Wäre ich in Regen, in Finsterniß, Kälte und Schlamm hinausgetreten, ich hätte sicherlich nicht den Muth gehabt, den Ringkampf mit meiner Lage aufzunehmen. Ich konnte ohne Mantel gehn, ohne aufzufallen. Mein erster Weg war natürlich nach dem Gasthof. Da fand ich richtig eine Rechnung für acht Tage Wohnung und für die Wegstauung der Koffer in eine Speicherecke waren zwei Franken täglich angekreidet. Im Ganzen schuldete ich 87 Franken. Ich besaß noch nicht ein Fünftel dieses erschreckenden Betrags. Es war aber nichts zu thun, als zunächst weiter in dem Raubneste zu bleiben. Was beginnen? Die Zukunft sah sich schwarz an. Aber ich verschloß grundsätzlich die Augen vor ihr. Für die Zukunft soll der liebe Gott sorgen. Ich kümmerte mich nur um das Unmittelbare. Ich dachte einen Augenblick, den Stellenvermittler, oder eine Kollegin, oder sogar unsere alten neuen Freunde Koppels aufzusuchen. Aber ich wies den Einfall rasch von mir. Keine Wiederanknüpfung an die Vergangenheit! Jetzt begann ein neues Leben mit neuen Menschen. Nur mit meiner Freundin wollte ich eine Ausnahme machen, der Entgleisten, die mich im Jahre 1880 bei sich aufgenommen hatte. Ich war noch in ihrer Schuld. Vielleicht war das der Grund, daß ich an sie dachte.

Ich ging nach ihrer Wohnung, aber ich fand sie nicht mehr. Das arme Mädchen war inzwischen gestorben. Das versetzte mir einen kleinen Stoß. Aber ich wollte es überwinden. Sie hatte in der Rue Byron gewohnt. Ich nahm von dort den Weg durch die Elysäischen Felder zurück. Es war gegen drei, der herrliche Nachmittag hatte ganz Paris ins Freie gelockt. Ich meine das Paris, das eigenen Wagen hat. In sechs Reihen flogen die Coupés an mir vorüber, viele offen, die Damen darin sahen wie Geschmeide in Schmuckkästchen aus, und ich ging auf dem Randstein des Bürgersteigs und blickte auf sie hinüber, in einem braunen Wollkleid, mit einer Sommerjacke, einem verblühten Hut und alten schwedischen Handschuhen. Was mir damals durch den Kopf ging, das erfahren Sie besser urkundlich. Ich will Ihnen Einiges vorlesen, was ich in mein Tagebuch schrieb. Auf die rechte Seite.“

Die Baronin schlug den Saffianband auf, blätterte darin mit jäh greifenden Fingern, auf die Gefahr, das gefasste Blatt einzureißen, und begann zu lesen, als sie die gewünschte Stelle gefunden hatte:

„Diese aufgedonnerten und geschminkten Weiber machen sich in ihrem Wagen mit einem naiven Uebermuth breit, der gar nicht ahnt, daß er Andere beleidigt. Ich habe gearbeitet und entbehrt, ich habe mich gedemüthigt und gelitten. Was haben diese dort gethan, um dahin zu fahren wie Königinnen und meinen dürftigen Anzug mit dem Schmutz zu besudeln, der unter den Gummirädern ihrer Landauer aufspritzt?

Woher nehmen sie den Reichthum, der ihr Dasein über das Gemeine erhöht? Sie haben ihn sicher nicht selbst erworben. Vielleicht ist keine von ihnen im Stande, sich selbst zu erhalten, wie ich es nun doch drei Jahre lang gethan habe. Was würde aus diesen bebänderten und beslitterten Götzenbildern werden, wenn sie nur einen Tag auf die eigene Kraft und Fähigkeit angewiesen wären? Alles, was sie haben, kommt ihnen vom Manne; vom Vater, vom Gatten, vom Liebhaber, immer vom Manne. Bin ich nicht ein Weib wie sie? Welche unter ihnen ist schöner, jünger, aufgeweckter als ich? Ich glaube ohne thörichte Eitelkeit: keine. Und ich weiß ja, ich habe es ja erfahren müssen, daß ich den Mann nicht weniger anziehe als sie. Aber was hat der Mann für mich gethan? Er hat mich verfolgt, beleidigt, beschämt, er hat mir kummervolle Tage und ruhelose Nächte bereitet, er hat mich verhindert, mein Brod ehrlich zu verdienen, er hat mir Ekel vor der Menschheit eingeflößt und er hat mich in den Tod getrieben. Warum liegt er diesen zu Füßen, während er mir den Fuß auf die Kehle setzt? Warum ist er diesen Sklave und mir Henker? Warum bringt ihre Weiblichkeit diesen ein ewiges Fest in goldenen Palästen und mir die Schande und das Grab? Offenbar nur, weil ich dumm bin, dumm, dumm, zum Durchpeitschen dumm. Aber ich will klug werden. Ich kenne jetzt die Macht, die die Natur mir wie euch gegeben hat, und wenn sie sich bisher gegen mich gewendet hat, soll sie künftig für mich wirken.

Der Mann hat mich verderben wollen, ich werde es ihm vergelten. Ich bin lange genug geschlechtloze Arbeitbiene gewesen. Ich will nunmehr Weisel werden wie ihr und die Drohnen sollen für mich arbeiten und sterben.“

Zum erstenmal seit einer Stunde lächelte Henneberg leicht und bemerkte: „Das Bild ist nicht ganz richtig. Die Drohnen arbeiten nicht. Sie werden ganz so gefüttert wie der Weisel selbst.“

„Ich vertheidige meine Prosa nicht,“ erwiderte die Baronin und klappte das Tagebuch zu. „Mit meinem heutigen Geschmack finde ich sie überhaupt etwas deklamatorisch. Aber ich weiß, daß sie zuverlässig ausdrückte, was ich damals empfand und sann. Dieses Buch hat mir in jenen Tagen unschätzbare Dienste geleistet. Ich sah keine Handbreit vor den Augen. Ich mußte nicht wo aus noch ein. Ich hatte keinen Plan und keine Vorstellung von der Zukunft. Dagegen war ich zum Ueberquellen voll von allem Häßlichen, was in einer Menschenseele brodeln kann, von Grimm, Neid und Begierden. Ich hatte Niemand, in dessen Herz ich mich erleichtern konnte. Da war es mir ein großer Trost, mich mit meinem Tagebuch auszuplaudern. Ich brachte fast den ganzen Tag auf meiner Stube zu, mit der Feder in der Hand, und schrieb wie um Lohn. Ich spüre in mir ein Stück ver Schlagenes Blaustrumpftbum, das sich in kritischen Stunden regt. Ich dachte damals ernstlich

daran, einen Roman zu schreiben, natürlich meinen Roman.“

„Schade, daß Sie es nicht gethan haben,“ meinte Henneberg.

„O nein. Es ist für eine Frau vortheilhafter, Romane einzugeben, als sie zu schreiben. Und wenn ich das größte Talent wäre, glauben Sie, daß Verleger und Redakteure mich heute so grüßen würden, wie sie es thun, wenn sie die Ehre haben, mich grüßen zu dürfen? Den Schlüssel zu allen Erfolgen hat in der heutigen Weltordnung der Mann und um dem Manne beizukommen, braucht ein Weib wahrlich nicht zu schreiben. Unsere unwiderstehliche Waffe gegen den Mann ist unsere Persönlichkeit, nicht eine Feder. Eine Frau, wenigstens eine junge und hübsche, die sich Stellung und Wohlstand erschreiben will, kommt mir vor wie ein Vogel, der mühselig durch schlammige Gräben wadet und an steilen Mauern emporklettert, um in eine umwallte Stadt zu gelangen, statt einfach hineinzufliegen. Ach, mein armer Henneberg, es ist ein Glück für euch Männer, daß die meisten Frauen, dank eurer Erziehung, von ihrer Gewalt keine Ahnung haben oder Bedenken tragen, sie zu gebrauchen. Sonst würdet ihr allesammt hilflos zu unseren Füßen liegen.“

„Wir liegen hilflos zu Ihren Füßen,“ erwiderte Henneberg, „und gerade das ist unser Glück.“

„Das ist Galanterie, nicht Wahrheit. Doch lassen wir das. Ich will lieber weiter erzählen. Am dritten Tage, nachdem ich das Hotel Dieu verlassen hatte,

klopfte es im Gasthof an meiner Thür. Es war der Graf. Sie haben mir nicht geschrieben, begann er vorwurfsvoll. Sie haben mich trotzdem gefunden, erwiderte ich. Sie haben also darauf gerechnet, daß ich Sie suchen würde? Das schien mir frech und ich gab keine Antwort. Er sah sich in meiner Stube um. Sie haben kein Feuer? — Es ist nicht kalt. — Die Wahrheit ist, daß ich etwas Heizung wohl ertragen hätte. Es ist nicht fröhlich hier bei Ihnen! fuhr er fort. Immerhin etwas fröhlicher als im Spital und in der Seine, gab ich zurück. Noch immer verbittert, noch immer erregt, murmelte er kopfschüttelnd; was doch der deutsche Charakter nachtragend ist. Auf diesen Beitrag zur Völkerkunde hatte ich nichts zu erwidern. Es trat eine Pause ein, dann sagte der Graf zögernd und, wie mir schien, etwas lauernd: Ob Sie wohl ahnen, was mich heute nach Paris geführt hat? Ich erwartete, er würde etwas Fades sagen, aber es war nicht das. Ich habe heute Mittag Remy am Montparnasse-Bahnhof nach Brest eingeschifft. — Ich bin sicher, daß ich weder die Farbe wechselte noch eine Miene verzog. Ich dachte nicht einmal daran, zu fragen, ob er nicht den Wunsch gehabt habe, mich zu sehen. Meine Gleichgiltigkeit erleichterte dem Grafen offenbar das Herz und er berichtete das Weitere ohne Verlegenheit: Der Thunichtgut ist natürlich durchgefallen. Mit St. Cyr ist es nichts. Er hat nur seine Unnützigkeiten im Kopfe. Zuletzt ist es die Gärtner-tochter gewesen. Ihr Vater hat gefährliche Drohungen



ausgestoßen und wir haben ihn mit schweren Opfern wegbringen müssen. Da haben wir uns entschlossen, den faulen Jungen in die Seeinfanterie eintreten zu lassen. Die wird hoffentlich eine gute Schule für ihn sein. Er hat sie nöthig. Thue ich Ihnen nicht weh, wenn ich von dem Durchgänger spreche? — Nicht im Geringsten, erwiderte ich. Und es war wahr. Die Gefühle von Augusta Hausblum lagen am Grund der Seine. Um von dem Burschen nicht mehr reden zu müssen, will ich Ihnen sagen, daß er ein Jahr später den Tonkinfeldzug mit Auszeichnung mitmachte und im Frühling 1884 auf dem Sprunge stand, Offizier zu werden, als er mit einem Unteroffizier der Fremdenlegion Streit bekam, natürlich wegen einer gemeinen Weibergeschichte; die Beiden schlugen sich und Remy erhielt einen Stich durch die Leber, der ihn einige Wochen später unter die Erde brachte. Der Unselige mußte so enden. Er war zu schön und zu schlecht. Und nun nie wieder ein Wort von ihm. Der Graf sah mich nach seiner Mittheilung forschend an und sagte mit einer Stimme, der er möglichst einschmeichelnde Biegungen zu geben suchte: Sie werden die Schuld der Söhne nicht an den Vätern rächen wollen, nicht wahr? Ich antwortete trocken: Jeder ist für sich selbst verantwortlich. Er rückte mir näher, faßte meine Hand und wurde sentimental. Ach, wenn Sie mir gestatten könnten, an Ihnen gutzumachen, was der Kleine gesündigt hat! Das schien mir eine anständige Regung, die erste, die ich in dieser Gesellschaft wahrgenommen

hatte. Ich sollte gleich erkennen, wie harmlos ich noch immer war, trotz Allem. Da ich nicht auffuhr, glaubte er sich verstanden und entlastete vollends sein Gemüth. Er hatte schweren Kummer. Eine Tänzerin, die er mit Wohlthaten überhäuft hatte, war ihm eben von einem windigen neapolitanischen Herzog entführt worden. Die Schlange! Die Undankbare! Er hatte sie an die Große Oper gebracht, ihm schuldete sie alle ihre Erfolge, ohne sie wäre sie in einer Pfütze von Montmartre verkommen und nun behandelte sie ihn so ruchlos. Ich solle über ihn nicht spotten. Er bedürfe der Freundschaft, er bedürfe der Zärtlichkeit. Die Unordnungen in seiner Ehe, denn er sei nicht blind, würden ihm das Leben unerträglich machen, wenn er nicht ein Herz fände, das ihm helfen würde, sein Mißgeschick zu vergessen. Ich hätte ihn seit dem ersten Anblick mächtig angezogen, doch hätte ich ihm unnahbar geschienen. Erst jetzt wage er —“

„Pfui!“ brach Henneberg heraus.

„Warten Sie,“ sagte die Baronin mit ihrer härtesten Stimme, „sparen Sie Ihren Ekel für das auf, was jetzt kommt. Ich schlug in die Hand des Grafen ein! Ja wohl. Ich habe Ihnen vorher gesagt, daß ich Sie in bodenlose Abgründe hinunterführe. Wenn Sie genug haben, so gehen Sie.“

„Weiter,“ murmelte Henneberg beinahe tonlos.

„Ich will Mitleid an Ihnen üben und mich kurz fassen. Deshalb habe ich Sie ja auch das Buch nicht lesen lassen wollen. An demselben Abend bezog ich

eine menschliche Wohnung und hatte einen neuen Wintermantel. Aber ich habe darum auch den alten zerfetzten noch. Er ist mein Fetisch. Von Zeit zu Zeit öffne ich den Schrein und verrichte meine Andacht vor ihm. Er hat mich schon vor manchem behütet. Er und mein Tagebuch. Wollen Sie ihn sehen?"

„Nein nein, bitte!“ rief Henneberg mit abwehrender Bewegung.

„Es ist wahr. Ich habe Unrecht, grausam zu sein. Gerade Sie haben es nicht um mich verdient. Also weiter. Nach acht Tagen, die sehr reich an Beschäftigung waren, konnte ich aus dem vorläufigen Unterschlupf in ein eigenes Heim übersiedeln. Ich hatte jetzt zum erstenmal für mich selbst die Behausung einer gesitteten Frau — ich wähle meine Beiwörter ohne Nebenabsicht des Spottes — und meinen ersten Wagen, ich lernte zum erstenmal im Leben das Behagen kennen, das den Leib befriedigt, was auch die Seele klagen mag. Augusta Hausblum war todt. Ich war eine andere und mußte auch einen andern Namen haben. Ich nahm den an, unter dem Sie mich kennen gelernt haben. Ich nannte mich einfach Gräfin Rigalle. Ich hatte ein Recht dazu. Kemys Eid gab es mir. Es war zugleich der Anfang meiner Rache an der Gräfin, die mich nicht gut genug glaubte, ihren Namen zu tragen. Es liegt eine unsägliche Selbstverachtung darin, daß man sich einen Namen beilegt, um ihn zu schänden.

Ich hatte diese Selbstverachtung. Der Graf erschrak anfangs, aber er hatte sich zu fügen. Er war mein Hausthier. Er war meine Sache. Die Gräfin erfuhr sehr bald die Sachlage. Denn ich sorgte dafür, daß mein Name bei ersten Vorstellungen, Festen und dergleichen in den Blättern genannt wurde. Und nun begann ein Kampf zwischen diesem Weibe und mir, der mir das Leben erträglich machte und den Grafen interessant. Denn er war der Kampfspreis und der Einsatz war meine ganze Persönlichkeit. Den Grafen haßte ich nicht; ich war ihm nur böse, daß ich mich um feinetwillen verabscheuen mußte. Aber die Gräfin mußte meine Kraft kennen lernen. Sie wissen nicht, was ein Sieg über einen starken und unerbittlichen Gegner in der Erniedrigung bedeutet. Man wird sich wieder etwas werth.“

Henneberg dachte, es komme doch wohl auf die Mittel an, mit welchen der Sieg erstritten wird, aber er ließ den Gedanken nicht laut werden.

„Zuerst machte die Frau dem Grafen furchtbare Auftritte, bedrohte ihn mit Peitsche und Revolver. Sie erreichte nur, daß er sich zu mir flüchtete und vollständig bei mir blieb. Dann ordnete sie ihren Liebhaber zu mir ab, der mich einschüchtern sollte. Die Unterredung würde eigentlich verdienen, vorgelesen zu werden. Ich verschone Sie aber. Der arme Mensch war sehr zufrieden, als er sich wieder auf der Straße sah. Nach ihm kam der Notar der Gräfin. Der bot mir in ihrem Namen Geld an. Ich ver-

höhnte ihn. Ich bin reicher als Ihre Auftraggeberin, sagte ich ihm, und sie wird sehr bald mich um Unterstützung zu bitten haben. Ich wußte nämlich, daß sie unter dem Mitgiftrecht verheiratet war und daß ihr eigenes Einkommen knapp für ihre Schneiderrechnungen reichte. Das nächste war, daß sie bei der Polizei wühlte, um mich ausweisen zu lassen. Natürlich unter dem Vorwand, daß ich eine preußische Spionin sei. Das war ein gefährlicher Angriff. Der Graf war Legitimist und ohne Einfluß auf die Mächtigen der Republik. Die Gräfin hatte von ihrem Vater her militärische Beziehungen von Gewicht. Daß ich nicht bei der Botschaft Schutz suchte, werden Sie verstehen. Ich ließ ihr durch ihren Notar zu wissen thun, wenn ich Frankreich verlassen würde, werde der Graf mit mir kommen und sich im Ausland naturalisiren lassen, um sich von ihr zu scheiden und mich zu heiraten. Vielleicht glaubte sie daran nicht. Sie ließ nicht ab. Da hatte ich mich eben selbst zu vertheidigen. Ich mußte aufs Ministerium gehen. Ich mußte einen Kreis tiefer in die Hölle tauchen. Darauf durfte es mir ja nicht ankommen. Und das Abenteuer lehrte mich auf alle Fälle, daß ich Alles konnte, was ich wollte, wenn Schmach und Schmuß mir nicht Angst machten. Die Gräfin erkannte, daß sie nichts gegen mich vermochte. Sie hätte mich gewiß gern durch Meuchelmörder aus dem Weg räumen lassen, aber für solche Romantik ist das heutige Paris doch nicht der richtige Boden. Ich handelte nun mit äußerster Rück-

sichtslosigkeit. Ich ließ das Familienhotel im Faubourg St. Honoré und das Gut in der Normandie verkaufen, so daß die Gräfin buchstäblich obdachlos wurde. Sie antwortete darauf mit dem Versuche, den Grafen entmündigen zu lassen. Wir hatten uns aber inzwischen einen ungemein ausdrucksvollen Briefwechsel zwischen ihr und ihrem Anbeter zu verschaffen gewußt — das heißt, um genau zu sein, bloß seine Briefe, von denen sie aber manche mit eigenhändigen Bemerkungen geschmückt hatte. Ich kündigte ihr an, daß die Briefe bei Gerichte vorgelesen werden würden, wenn sie das Entmündigungsverfahren wirklich einleitete. Da brach sie endlich nieder. Ich fuhr mit dem Gnadenstoß nach. Ich ließ ihr die Wahl, entweder den Krieg weiterzuführen, dann würde ich ihren Ruf und ihr Vermögen vernichten, oder Ruhe zu halten, dann solle die Wittigst meiner ehemaligen Schülerin unangetastet bleiben und sie selbst solle eine auskömmliche Rente empfangen. Sie unterwarf sich. Sie ließ sich von mir aushalten. Sie nahm aus meiner Hand monatlich ein Almosen von tausend Franken an. So ist mein Fußfall vor ihr heimgezahlt worden.“

Die Baronin schwieg und versank mit düster zusammengesetzten Brauen in kurze Träumerei, aus der sie jedoch rasch wieder auftauchte.

„Zwei Jahre lang lebte der Graf an meiner Seite. Dann starb er. Vielleicht an mir. Aber er wollte es nicht anders haben. Er hat mir tausendmal geschworen, daß ich ihn zum erstenmal gelehrt habe, was

Glück sei. Nach seinem Tode wurde es plötzlich wieder finster um mich. Der Kleinen zahlte ich ihre Wittigst aus. Fünfmahlhunderttausend Franken. Das war versprochen. Der Gräfin hatte ich ihre zwölftausend Franken durch eine Leibrente gesichert. Die kostete mich gegen 130000 Franken. Mir blieb ungefähr nichts. Denn wir hatten etwas phantastisch gelebt und wenn der Graf nicht so zartfühlend gewesen wäre, rechtzeitig seinen Schlaganfall zu erleiden, ich weiß nicht, wie es weiter geworden wäre. Ich besaß zwar mein Hotel, meinen Stall, meinen Schmuck und wenn ich das Alles, selbst ungünstig, verkaufte, so hatte ich vielleicht zwanzigtausend Franken Rente. Das war aber kein Leben für mich. Augusta Hausblum war glücklich, wenn sie siebenhundert Franken jährlich verdiente. Die Gräfin Rigalle war entsetzt, wenn sie sich vorstellte, daß sie nur über zwanzigtausend Franken Einkommen verfügte. Ich hatte eben Zeit gehabt, alle meine Neigungen in mir zu entdecken. Ich konnte mich nicht mehr zur Mittelmäßigkeit bescheiden. Ein Durchschnittsdasein war mir unmöglich. Denn ich wußte zu genau, was es bedeutet. Ich habe in den Duvals gegessen und meine Nachbarn schmagern und schlürfen gehört und Gesichter schneiden und Zähne stochern gesehen. Ich bin im Omnibus gefahren und habe die Gerüche eines vollen Wagens geathmet. Ich habe in kleinen Gasthöfen gewohnt und mir den Schlaf rauben lassen müssen von den Leuten, die nachts über meinem Kopf Trab liefen. Tausendmal lieber auf das Leben ver-

zichten, als diese Widerwärtigkeiten nochmals ertragen. Es ist nicht Ueberhebung, es ist einfach das Bekenntniß körperlicher Empfindungen, wenn ich so rede: ich muß Vorrechte haben.“

„Entschuldigen Sie sich nicht, ich fühle genau so wie Sie,“ sagte Henneberg.

„In einer Monarchie würde ich Königin oder Prinzessin sein wollen, damit die Polizei mich vor Berührungen schütze. Denn die Leute sind gräßlich, wenn kein Zwang sie verhindert, sich gehen zu lassen. Sie können keine Bewegung machen, ohne dem Nebenmenschen etwas zuzufügen. In einer Demokratie ist Geld eine ausreichende Garde. Aber es muß viel Geld sein, damit ich ein Theaterstück sehen kann, ohne daß mich eine Nachbarin durch Bonbonsknacken martert, damit ich ein Orchesterkonzert hören kann, ohne daß mir das Mitsingen und Taktstampfen der Neben sitzenden durch Mark und Bein geht, damit ich nach Nizza fahren kann, ohne daß mir Rücksichtslosigkeit und Ungezogenheit der Mitreisenden die Laune verdirbt. Davon gab ich mir damals klare Rechenschaft. Ich hatte tolle Einfälle. Ich wollte in ein Kloster gehen. Da hätte ich Ruhe und Stille gefunden. Aber ich mochte nicht lügen und ich bildete mir ein, man würde mich nicht aufnehmen, wenn man die Wahrheit wüßte.“

„Eine Büßerin mit zwanzigtausend Franken Rente ist immer willkommen,“ warf Henneberg lächelnd dazwischen.



„Sie sind ein Heide. Sagen Sie nichts gegen meinen Glauben. Dann wurden meine Gedanken immer schwärzer und ich fand mich bald vor der Frage, ob es nicht das Einfachste sei, daß die Gräfin Rigalle den Weg von Augusta Hausblum wandle? Allerdings nicht zur Seine. Denn von da gibt es eine Wiederkehr. Das hatte ich ja erfahren. Verschiedene Demüthigungen kamen dazu, um mich namenlos zu verbittern. Der ganze Kreis des Grafen trat als Anwärter seiner Erbschaft auf. Ich habe vergessen, Ihnen zu sagen, daß der Graf mir alle seine Freunde zugeführt hatte. Sie thaten ritterlich und achtungsvoll. In meinem Salon und an meinem Tische herrschte ein besserer Ton als bei der Gräfin, darauf können Sie schwören. Kaum war aber der Graf todt, da kehrten sie wie auf Verabredung die Bestie hervor. Sie waren alle alt, mindestens reif und überreif; sie waren meist verheiratet und Familienväter; und sie boten mir alle ihr Herz an; aber nur ihr Herz, auch die Unverheirateten. Sie ließen mir keine tröstliche Selbsttäuschung über meine Stellung. Sie zeigten mir klar, was ich bei ihnen galt. Ich empfand einen unsagbaren Ekel vor ihnen, vor mir, vor Allem. In dieser Verfassung lernten Sie mich kennen. Wissen Sie noch, wie es geschah?“

„Als ob es gestern gewesen wäre. Es war in der Herbstblumen-Ausstellung der Gartenbau-Gesellschaft, in der Rue de Grenelle. Sie waren mit dem alten Baron d'Estoille, der mich Ihnen vorstellte.“

„Ja; Estoille war ein Freund des Grafen. Und natürlich auch ein Bewerber.“

„Dieses getünchte Grab!“

„Für mich glaubte sich jeder gut genug. Sie waren der erste Landsmann, den ich seit Jahren gesehen hatte. Sie waren geschmackvoll zurückhaltend in Ihren Huldigungen.“

„Warum wenden Sie diese ehrbaren Gründe vor? Ich würde Ihnen nicht böse sein, wenn Sie sagen würden, daß sich in Ihrem Herzen etwas geregt hatte.“

„Nun gut. Ich erlaubte Ihnen also, mich zu besuchen. Und vierzehn Tage später willigte ich ein, mit Ihnen nach der Riviera zu reisen. So viel wissen Sie selbst. Was Sie aber nicht wissen, das will ich Ihnen jetzt bekennen. In meiner Absicht war diese Reise ein letzter toller Streich, den ich mir genehmigte, eine Schlußwirkung, ehe der Vorhang niederging. Sie hatten alle die Tage eine zum Tode Verurtheilte neben sich. Jedes unserer fröhlichen kleinen Soupers war eine Henkersmahlzeit. Jeden Morgen hätte ich Ihnen den Gladiatorenruf an den Cäsar zurufen können. Das sind keine Redensarten, lieber Freund, das ist stahlharter Ernst. Aber in der Ruhe jener lorberduftenden Landschaft, vor jenem spiegelnden Meer, vielleicht auch“ — sie sagte dies leise und wie für sich, ohne Henneberg anzublicken — „vielleicht auch unter Ihrer Wärme kehrte mir allmählig der Geschmack am Leben wieder. Die Un-

sinnigkeit der fünfundzwanzig Jahre! Die Gräfin Rigalle starb in Ihren Armen und ich begrub sie ohne Bedauern. Ein neues Dasein dämmerte auf. Aber dieses Dasein wollte ich regelrecht anständig. Im letzten Grunde meines Wesens bin ich doch wohl eine kleine hausbackene Philisterin mit Heimweh nach der Obsteinmachung und sogar, schmerzlich zu sagen, nach dem Kaffee-Besuch der Frau Regierungsrath.“

„Sie verleumdten sich.“

„Nein, ich versichere Ihnen, mir mache ich nichts vor; mir bekenne ich, daß ich immer deutsche Kleinstädterin und Kochtopf-Hausgeist geblieben bin, trotz meiner geistigen Befreiung, trotzdem ich meinem Vater vier Jahre lang täglich vier Stunden lang Philosophie vorgelesen habe. Deshalb schlug ich Ihnen vor, mich zu heiraten. Sie wollten nicht. Antworten Sie nicht wieder! Sie wollten nicht und hatten wahrscheinlich ganz Recht. Der Mann hat ja eine andere Moral wie das Weib. Er darf eine Vergangenheit haben. Sie nicht. Und ein Weib kann ihm leidenschaftlicher Liebe durchaus würdig scheinen, ohne daß es ihm zur Ehe gut genug ist. All das ohne Groll und Vorwurf, lieber Freund. Agostini aber, auch ein Freund des Grafen, kam durch meine Spritzfahrt nach dem Süden darauf, daß er ohne mich nicht mehr leben konnte. Er schrieb es mir. Er bot mir seine Hand an. Nun einmal nicht sein Herz! Seine Hand. Ich sehnte mich nach Ruhe und Ordnung. Ihre Ab-

lehnung hatte mich doch ein wenig gekränkt. Und so verließ ich Sie plötzlich —“

„Ich war wie vor den Kopf geschlagen und begriff nicht.“

„Jetzt begreifen Sie. Ich gab dem Baron in Nizza Stelldichein. Da wurden wir rasch handeleins. Ja wohl. Es war ein Geschäft und wir haben es beide in gutem Glauben gemacht, als anständige Leute. Ich brach mit dem ganzen Kreise des Grafen, lebte die nächsten Monate in tiefster Zurückgezogenheit und heiratete den Baron im Frühling. Dann erst gestattete ich Ihnen, mich wieder zu sehen, und ich muß Ihnen die Anerkennung zollen, daß Sie die Lage als Mann von Geist zu erfassen wußten und mich nie durch Fragen verlegen zu machen suchten.“

Henneberg stieß einen tiefen Seufzer aus.

„Seitdem lebe ich mein drittes Dasein. Die Baronin Agostini blickt auf die Gräber von Augusta Hausblum und Gräfin Rigalle und hat nichts mit diesen beiden Unglücklichen gemein. Ich bin ein Beispiel von Seelenwanderung. Halten Sie es nicht für Cynismus, wenn ich Ihnen die Geschichte einer Gefallenen und einer Vermorfenen erzählt habe. Ich stehe diesen Erlebnissen fremd gegenüber. Ich habe die Erinnerung an sie bewahrt, aber ohne den begleitenden Gefühlston. Wie man sich an einen überstandenen Kopfschmerz erinnert. Aber freilich, mein Gleichmuth ist an eine Bedingung geknüpft. Ich darf die Thaten der Lehrerin und der Gräfin nicht wieder-

holen. Ich sage es mit Befriedigung: die Baronin Agostini ist eine anständige Frau und sie hat seit ihrer Heirat keine Geschichte, wie es für anständige Frauen Vorschrift ist.“

„Keine Geschichte, nur eine Legende,“ bemerkte Henneberg.

„Ich weiß. Es gehen Sagen über mich um. Ich kenne sie zum Theil. Sie unterhalten mich. Ich soll die Tochter eines hohen Generals sein. Ein Maler soll mich entführt haben.“

„Ich hörte: ein Musiker.“

„So? Diese Lesart ist mir unbekannt. Dann hätte er mich sitzen lassen, ich hätte mich ins Wasser gestürzt, Agostini wäre mir nachgesprungen, ich wäre aus Dankbarkeit seine Geliebte geworden, er hätte mir nach und nach sein ganzes Vermögen geschenkt und mich dann geheiratet, um seine Millionen wiederzubekommen. Wissen Sie mehr?“

„Clubklatsch zu wiederholen lohnt nicht. Uebrigens habe ich natürlich nie gestattet, daß man in meiner Gegenwart von Ihnen rede.“

„Es macht mir nichts. Hinter meinem Rücken mögen die Leute klappern. Das ist ihr gutes Recht. So, lieber Freund, nun kennen Sie mich wie kein zweiter Mensch auf Erden. Wie immer Sie künftig von mir denken mögen —“

„Alles verstehen heißt alles verzeihen,“ murmelte Henneberg.

Die Baronin fuhr auf. „Verzeihen? Das Wort hätten Sie besser nicht gesprochen. Wo ich mir selbst nicht verzeihe, da hilft mir die Verzeihung der Anderen nicht, und wo ich fühle, daß ich mir nichts zu verzeihen habe, da brauche ich die Verzeihung der Anderen nicht. Nein. Ich wollte sagen: jetzt begreifen Sie, wie anständig ich sein muß, um in meiner dritten Wiedergeburt nicht an Widerwillen vor mir selbst zu Grunde zu gehn.“

Die Baronin stand von ihrem Divan auf und rängerte sich mit Maß, indem sie die Hände hinter der schwarzen Haarfülle des Hinterhauptes verflammerte. „Habe ich Ihnen weh gethan?“ fragte sie weich.

„Mitunter,“ erwiderte Henneberg nachdenklich.

„Dann verzeihen Sie. Mich hat es merkwürdig erleichtert. Es hat mir über den Tod meines armen Lori hinweggeholfen. Und es scheint mir, daß wir nun erst recht gute Freunde bleiben können, noch bessere als bisher.“

„Das genügt mir nicht.“

„Es muß Ihnen genügen. Wenn nicht, würde ich Sie verlieren. Und das thäte mir leid. Sehr, sehr leid.“

„Wenn Ihnen wirklich an mir läge —“

„Fahren Sie nicht fort. Mir liegt an Ihnen. Es ist mein letztes weibliches Gefühl. Alles Andere ist todt in mir. Und weil mir an Ihnen liegt, muß Alles bleiben, wie es ist. Was gibt mir Macht über Sie? Was fesselt Sie an mich?“

„Meine Liebe.“

„Seien wir genauer. Ihr nicht befriedigtes Verlangen, das sich an einer Erinnerung entzündet. Würde ich Ihnen Sättigung gewähren, so wäre der Zauber gebrochen.“

Henneberg wollte Einspruch erheben.

„Ich kenne den Mann zu gut. Hier ist mein Lehrbuch.“ Sie zeigte auf ihren Saffianband. „Die linken Seiten.“

Henneberg stand ebenfalls auf. Er trat ganz nahe an die Baronin heran und sah ihr gerade in die Augen. „Ich schicke mich in Alles. Ich bin ja Ihr Sklave. Dann aber versprechen Sie mir eins. In aller Form. Ich weiß, Sie halten Ihr Wort.“

„Nun?“

„Der Baron ist nahe an die Siebenzig. Vielleicht noch älter. Wenn er stirbt, seien Sie mein.“

„Wie brutal Sie sind!“ rief die Baronin.

„Nur offen. Wie Sie. Sie wissen nun, was ich will und worauf ich hoffe.“

Die Baronin schwieg sinnend eine Weile. Dann sagte sie: „Nein. Auch dann nicht. Sie wollen Herrschaft. Ich scheue Unterwerfung. Wir sind zwei Egoisten. Da ist eine dauernde Beziehung nur möglich, wenn das Band zwischen uns ein ruhiges Gefühl ist. Kein fressendes, das den einen oder den andern verschlingt. Wissen Sie, Henneberg, mir kommt manchmal vor, wir sind beide große Raubthiere aus dem Tiger- oder Panther-Geschlecht. Solche Bestien

können vielleicht eine starke Neigung zu einander fassen und eine treue Freundschaft schließen. Aber im letzten Grund ihrer Seele müssen sie einander doch mißtrauen. Sie kennen sich selbst zu genau, um nicht beim andern die eigene gefährliche Razzennatur vorauszusetzen.“

Es war inzwischen ganz Nacht geworden. Da die Baronin sich nicht wieder hinsetzte, sondern an den Kamin gelehnt stehen blieb, fragte Henneberg: „Haben Sie jetzt von mir genug? Soll ich gehn?“

„Mir ist etwas eingefallen,“ antwortete die Baronin. „Ich habe Lust, unsern alten Klein zu besuchen. Haben Sie ihn schon lange nicht gesehen?“

„Ich muß bekennen. Unser neues Geschäft hat mich in den letzten drei Monaten so in Anspruch genommen, daß ich noch keinen Augenblick für ihn gefunden habe, seit ich von der See zurück bin.“

„Es ist sträflich, den alten Mann so zu vernachlässigen. Kommen Sie. Wir gehen jetzt zu ihm. So gelange ich auch an die Luft. Ich war heute noch nicht draußen.“ Sie drückte an den Knopf. Die Kammerfrau erschien und blieb mit ihrer unterwürfigsten Miene an der Thür stehen.

„Ich mache mich rasch fertig. Wollen Sie mich, bitte, im Salon erwarten, ja?“ fragte die Baronin und reichte Henneberg die Hand. Er küßte sie und ging in den kleinen Salon, während die Baronin der Jungfer ihre Befehle erteilte. Als diese gleich darauf durch das Gemach huschte, um an den Kutscher und an die Lakaien das Nöthige zu bestellen, flüsterte sie



im Vorüberreifen Henneberg zu: „Gott sei Dank. Das Ungewitter ist vorbei. Herr Baron wirken doch immer Wunder bei der Frau Baronin.“ Henneberg machte eine leichte Handbewegung, ermutigte aber durch keinen Laut und keinen Blick die Anbiederung der Dienerin.

Die Baronin ließ nicht lange auf sich warten. Sie erschien in einer dunkeln, ausgefucht einfachen Straßentoilette. Ihr Antlitz sah unter dem schwarzen Spitzenhütchen und gegen die schwarze Boa abgesetzt blaß aus. Das mochte die Wirkung des langen Aufenthalts in der Treibhaus-Atmosphäre des verhangenen Boudoirs sein. Vielleicht war es auch eine Folge der Erregung dieser letzten Stunde. Denn obgleich sie sich rühmte, an den Schmerzen der Augusta Hausblum und der falschen Gräfin Rigalle nicht mehr zu leiden und diese beiden begraben zu haben, so war doch deren Gruftplatte offenbar nicht schwer genug, um Spukgänge zu verhindern. Ihre Stimme, ihr Blick hatten erkennen lassen, daß bei der Seelenwanderung noch genug Gemüthsantheil an den beiden früheren Leben in die dritte Verkörperung hinübergenommen war.

Im Hause der Baronin war für die Dienerschaft strenge Etikette vorgeschrieben. Als sie an der Seite Hennebergs zu ihrem Wagen hinabschritt, folgte die Kammerjungfer ihr durch das Boudoir und die Salons in das Vorzimmer, von hier geleitete der Haushofmeister sie die Treppe hinab bis an den Schlag, an den Lafaien vorbei, die von der Landung bis zum

Füße der Treppe aufgestellt waren. Die Diener hielten sich wie die Bildsäulen, aber hinter dem Rücken der Baronin und Hennebergs rächte ihr unverschämtes Grinsen die ehrerbietige Unbeweglichkeit ihrer Leiber.

Dr. Klein, dessen Wohnung in der Rue Raynouard Henneberg dem Haushofmeister angab, als er den Schlag hinter ihm schloß, war ein wunderlicher alter Schwabe, der vom launenhaften Golfstrom des Schicksals aus der Heimat nach Paris verschleppt worden war. Er hatte ursprünglich die alten Sprachen und protestantische Gottesgelahrtheit studirt und war in Tübingen Stiftsrepetent gewesen, dann aber hatte er umgefattelt und sich der theoretischen Astronomie zugewandt. Die war damals in Deutschland eine brodlose Kunst. Es gab nur einige Anstellungen an Hochschulen und Sternwarten, auf die man hoffen konnte, wenn man diesen Beruf wählte, und Klein besaß keine der Charaktereigenschaften, mit denen man im Wettkrieche um die Gunst hochbeamteter Gönner Nebenbuhler besiegt. Er fristete als Privatdozent einige Jahre lang das allerkümmerlichste Dasein; den drei oder vier Hörern, die er hatte, erließ er in der Regel das Kollegiangeld und er lebte von Entbehrung, Träumen und einigen Privatstunden. Da geschah es im Jahre 1856, daß er an die Pariser Akademie eine Arbeit über die Umlaufzeit und Bahn eines verloren geglaubten Kometen einjandte, die die Aufmerksamkeit Leverriers, des damaligen Leiters der Pariser Sternwarte, erregte. Der große Astronom erkundigte sich

bei Klein nach dessen Verhältnissen und ermutigte ihn, sein Heil in Frankreich zu versuchen. Klein bedachte sich keinen Tag und eilte nach Paris, wo Leverrier ihn in der That als nicht etatsmäßigen Kalkulator im Bureau des Longitudes beschäftigen konnte. Klein war damals vierunddreißig Jahre alt. Er fühlte sich am Ziele seiner Wünsche. Er glaubte sich vor Vielen bevorzugt und die Briefe, die er zu jener Zeit nach Hause schrieb, verriethen eine Art abergläubigen Bangens, daß solches Glück doch kaum dauern könne. Er arbeitete still und emsig, schwamm in Ueberfluß mit den 150 oder 200 Franken, die er monatlich verdiente, verlangte weder Auszeichnung noch Beförderung und wurde darum von den maßgebenden Persönlichkeiten geschätzt und übergangen. Er war dennoch nahe daran, in eine etatsmäßige Stelle aufzurücken, als der Krieg ausbrach. Da er naturalisirt war, wurde er nicht ausgewiesen, allein als nach dem Falle des Kaiserreichs Leverrier rücksichtslos aus der Sternwarte an die Luft gesetzt wurde, mußte Klein gleichfalls gehen, der Schützling mit dem Beschützer. Es kam wieder einmal eine theure Zeit für ihn, aber Gott verläßt keinen Schwaben, auch wenn er Franzose geworden ist. Klein fand eine Hauslehrerstelle, die ihn in den nächsten drei Jahren vor Noth bewahrte. Als 1873 Leverrier wieder in die Sternwarte einzog, erinnerte er sich Kleins und gab ihm von Neuem Arbeit, aber von der endgiltigen Anstellung war nicht mehr die Rede. Im folgenden Jahr erlebte Klein die

märchenhafte Mittagshöhe seines Erdenlaufs: er wurde der französischen Südseeexpedition zur Beobachtung des Venusdurchgangs beigegeben und nach der Rückkehr bekam er die rechnerische Aufarbeitung der Beobachtungsergebnisse als seine Sonderaufgabe zugewiesen. Das war eine mühselige Arbeit, bei der kein Ruhm und wenig Anregung zu holen war und die nur beständige Aufmerksamkeit erforderte, sonst aber fast mechanisch gethan werden konnte. Allein sie sicherte auf viele Jahre hinaus gleichmäßige Beschäftigung und deren kärglichen, doch für ihn ausreichenden Lohn und sie gewährte ihm die Befriedigung, daß er an seinem bescheidenen Theil der Wissenschaft nützlich war.

Ueber seinen Gleichungen und Logarithmen schwand ihm ganz allmählig das Leben dahin und er wußte es kaum, daß er ein alter Mann geworden war, dessen einziger Ausblick nur noch die dunkle Pforte war, von deren Schwelle keine Fußspur zurückführt.

Henneberg machte seine Bekanntschaft, als er zuerst nach Paris kam und sich noch einigermaßen mit seiner Wissenschaft beschäftigte. Ein Professor der Mathematik wies ihn an Klein und seit der ersten Begegnung, die einen fachlichen Beweggrund hatte, verlor er ihn nicht mehr aus den Augen, denn er fesselte ihn durch die weltfremde Einfalt seines Wesens und durch die Seltsamkeit seiner Anschauungen. Er wollte ihn um seiner Eigenartigkeit willen auch der Baronin Agostini zuführen, die eine lebhaftere Schätzung für das Ungewöhnliche hatte, wenn es anspruchlos auftrat. Aber

Klein war nicht zu bewegen, ihr einen Besuch zu machen, und die Baronin mußte sich herbeilassen, in seine Klause zu kommen.

Klein hatte sich eine absonderliche Weltanschauung ausgedenkt. Er leugnete den Gedanken des Fortschritts mit unbeugsamer Festigkeit. Er widerlegte ihn mit mathematischen Gründen. Das Weltall ist ewig, der Fortschritt ist ein Vorgang in der Zeit; jede Bewegung oder Entwicklung, die man als Fortschritt bezeichnen könnte, müßte ihr vorausgesetztes Ziel, so hoch und fern man sich dies auch dachte, seit Ewigkeit erreicht haben. Es gibt in der Natur nur in sich geschlossene Bewegungen. Was Entwicklung scheint, ist periodischer Umlauf vom Ende zum Wiederbeginn und zum neuen Ende. Die Erscheinungen im Sonnensystem sind das Bild dieses Vorganges. Ein Jahr folgt dem andern, eins gleicht dem andern, das Weltenuhrwerk geht stets seinen ebenmäßigen Gang. Hielt man ihm die darwinische Entwicklungslehre entgegen, so erwiderte er, diese Lehre stelle nichts Anderes fest, als daß der Zeiger auf dem Welten-Zifferblatte regelmäßig vorrücke; das Zifferblatt sei sehr groß, es sei unser ganzes Sonnen-, vielleicht unser Milchstraßen-System; die Naturwissenschaft überblicke nur einen sehr kleinen Theil des Zifferblattes und einen kurzen Zeitabschnitt der Bewegung des Zeigers; könnte ein Auge mehr umspannen und länger zusehen, so würde man erkennen, daß der Zeiger im Kreise um und um läuft und nach einer vollendeten Drehung eine neue Drehung beginnt und so in alle

Ewigkeit fort. Wandte man ein, daß dieses ewige Bonvornanfängen eine trostlose Vorstellung sei, so fragte er lächelnd, ob man sich nicht in jedem Winter der Wiederkehr des Frühlings freue und ob man wohl den nächsten Frühling anders wünsche wie den vergangenen?

Eine andere seiner Annahmen war die, daß Gedanken Aetherschwingungen sind, genau wie Wärme, Elektrizität und Licht. Ihre Menge im Weltall ist unabänderlich gegeben wie die aller anderen Formen der Kraft. Sie verbreiten sich ewig durch den Raum wie Lichtstrahlen oder elektrische Ströme. An das Gehirn der Menschen schlagen fortwährend Millionen und Billionen verschiedener Schwingungen, die ebenso viele Gedanken darstellen, welche auf allen Sternen, in allen Himmelsfernern, jetzt oder in unfaßbar entlegenen Vergangenheiten gedacht worden sind. Ist das Gehirn für eine Schwingung von bestimmter Zeitdauer und Wellenlänge vorgerichtet, so wird es von ihr zu gleicher Schwingung angeregt und der Gedanke, den diese Schwingung darstellt, wird in dem Gehirn Bewußtsein. Im aufsteigenden Theil des Kreislaufs, den man Entwicklung nennt, wird das Gehirn immer kürzerer und rascherer Schwingungen fähig; im absteigenden wird es derber und träger. Jede Erfindung, jede Entdeckung, jede Erweiterung der Erkenntniß hat ihren Grund darin, daß ein Gehirn eben den Grad von Schwingungsfähigkeit erlangt hat, der es geeignet machte, die entsprechende Gedanken-

Schwingung, die es aus dem Weltraum anblitzte, aufzunehmen und in Bewußtsein umzuwandeln. Hieraus ergibt sich, daß kein Gedanke in dem Kopf entsteht, der ihn denkt; jeder ist unendlich oft gedacht worden und wird ferner unendlich oft gedacht werden; jedes Gehirn wirkt wie ein Relais in elektrischen Leitungen, es empfängt eine Bewegung aus der Ewigkeit und gibt sie nach ihrem Durchgang an die Ewigkeit weiter; wir sind beständig von dem ganzen Meer der möglichen Gedanken umbrandet, aber wir werden uns nur derjenigen bewußt, für die unser Gehirn bereits empfindlich geworden ist. Die Unterschiede in der Weisheit sind Unterschiede in der Molekularbeweglichkeit der Hirnmasse. Charakter, Temperament, Begabung sind der Ausdruck von Wellenlängen und Schwingungszeiten. Jedes Individuum ist ein Rhythmus. Neigung und Abneigung zwischen Menschen kommen daher, daß ihre Rhythmen zusammenklingen oder dissonant sind, einander verstärken oder stören. Klein mußte natürlich, daß sein System an den ältesten Pythagorismus anknüpfte, aber er hatte es mannigfach ausgestaltet und leitete daraus die überraschendsten Folgerungen ab, die die Baronin Agostini immer tagelang beschäftigten, wenn sie mit dem alten Mathematiker geplaudert hatte.

Die Rue Raynouard ist eine lange, enge, gewundene Straße in Passy, schlecht gepflastert, mit schmalem Bürgersteig, provinzial ausgestorben, nur in weiten Zwischenräumen von einem durchrollenden Wagen

aus ihrer Verschlafenheit aufgestört. Sie ist auf den Höhenzug gebaut, der das rechte Ufer der Seine streckenweise auf ihrem Laufe durch Paris begleitet und dessen stärkste Erhöhung der Trocaderohügel ist. Hinter den Häusern ihrer unpaar nummerirten Seite fällt das Gelände bis zum Flusse jäh ab und wenn man am Rande dieser steilen Senkung steht, überblickt man einen weiten Bereich der Stadt wie von der Plattform eines Thurmes. Es ist eine alte Straße mit alten Häusern, die meist tief rückwärts in großen, verwilderten Gärten stehen und sich gegen die Welt durch öde, endlose Mauern ohne Fensteröffnung, mit einem einzigen, stets griesgrämig verriegelten Pförtchen abschließen.

Vor einer dieser kleinen Thüren am Ende einer sehr langen, fahlen und blinden Mauer hielt der Wagen der Baronin. Das wiederholte kräftige Schellen des Lafaien weckte nach einer Weile ein Knarren von Schlüsseln, die sich in ungeöhlten Schlössern drehen, und in der Thüröffnung wurde eine alte Frau sichtbar, die beim Anblick der Baronin und Hennebergs eifrig knixte.

„Ist Herr Klein zu Hause?“ fragte Henneberg.

„Gewiß,“ antwortete die Pförtnerin; „wo wollen Sie, daß der liebe Mensch am Abend sein soll!“

Die Besucher traten durch die Pforte, zu deren Linken ein kleines Häuschen, die Pförtnerwohnung, stand. Vor ihnen lag ein weiter dunkler Vorgarten mit einigen alten Bäumen und einem eirunden Rasen-



platz, hinter dem sich das Wohnhaus erhob. Kein einziges Fenster war erleuchtet. Es beherbergte offenbar in diesem Augenblicke Niemand. Ein Kiespfad, der sich mit schwacher Helle von dem dunkeln, nassen Rasen abhob, führte an dem Hause links vorbei durch einen dahinterliegenden viel größern Garten bis an den Abhang, den eine niedrige Mauer krönte. An diese Mauer war ungefähr in ihrer Mitte eine Art Schuppen angebaut, an dessen Thür der Pfad endete.

Die Pförtnerin war der Baronin und Henneberg vorangegangen und klopfte an der Schuppenthür. Innen regte sich nichts. Ein kleines Fenster neben der Thür war finster.

„Er kann doch um fünf noch nicht schlafen?“ bemerkte Henneberg.

„O nein. Aber der liebe Mensch ist ja nicht wie die Anderen. Er antwortet nicht immer, wenn man klopft. Gehen Sie nur hinein.“ Sie knirzte wieder und kehrte um.

Henneberg klinkte die unverschlossene Thür auf und trat ein. Den Raum erfüllte ein Halbdunkel, das von Dämmerlicht durchsichtig gemacht war. Die dem Eingange gegenüberliegende Wand war nämlich ganz verglast und durch diese große Fensterseite lugte die nie ganz pechschwarze Pariser Winternacht mit zahllosen fernern Lichtern herein.

„Wer ist da?“ fragte eine dünne piepsende Stimme aus einer Ecke französisch.

„Besuch! Frau Baronin Agostini und Henneberg!“  
erwiderte Henneberg deutsch und kam näher.

Ein leiser Schreckensruf ertönte. „Um Gotteswillen,  
mein hochverehrter Gönner, meine gnädigste Frau  
Baronin — ich kann doch unmöglich — ich bin ja gar  
nicht in der Verfassung.“

Henneberg schritt weiter der tönenden Ecke zu,  
während die Baronin auf der Schwelle stehen geblieben  
war. Klein war in seinem Bette, hatte sich rasch auf-  
gesetzt und blickte den Gast erschrocken an.

„Sie sind doch nicht etwa krank?“ fragte Henneberg  
besorgt und reichte ihm die Hand.

Der alte Mann erfaßte sie und hielt sie ängstlich  
fest. „Nein nein. Durchaus nicht. Ich habe mich  
nur niedergelegt, um ruhiger nachdenken zu können.  
Ich bitte tausendmal um Verzeihung. Nur einen Augen-  
blick. Es ist ja sehr unhöflich — wenn Sie mich nur  
einen Augenblick verlassen wollen. Ich bin sofort an-  
gekleidet und stehe zu Diensten.“

„Bleiben Sie doch, wo Sie sind.“

„Nein nein, das geht nicht. Das ist ganz und gar  
unmöglich. Ich bitte recht, recht sehr um Entschuldigung.  
Nur einen einzigen Augenblick.“

Henneberg ging zur Thür zurück und die Beiden  
traten in den nächtigen Garten hinaus. Sie hatten  
nicht lang zu warten, dann erschien Klein mit einer  
kleinen Petroleumlampe in der Hand und bat unter  
Bücklingen und Entschuldigungen, ihm die Ehre zu  
geben.

Klein war ein sehr langer, sehr dünner, etwas gebeugter Mann mit glattrasirtem Gesicht, langen weißen Haaren und blauen Augen, die treuherzig blickten wie die eines Kindes. Ein stark vorgeschobenes Kinn, eine lange Nase und leicht nach oben gezogene Mundwinkel gaben seinem Gesicht einige Ähnlichkeit mit einer Polichinell-Maske. Er trug Filzschuhe, ein an den Knien kläglich hervorgetriebenes Beinkleid und einen langen, trotz der Hast des Ankleidens peinlich zugeknöpften Ueberzieher von unerkennbarer Grundfarbe, der an den Rändern und Nähten graugelblich, an den ungebrochenen Stoffflächen seltsam grünlich schillerte.

Das Innere des Schuppens bildete einen einzigen Raum, den das Pultdach mit seinen kahlen Sparren abschloß. Wäre der Boden nicht gedielt gewesen, man hätte sich in einem leeren Stalle glauben können. Die Einrichtung ließ kaum noch größere Einfachheit zu. In der rechten Ecke eine eiserne Bettstatt, über die Klein rasch eine großblumige rothe Kattundecke geworfen hatte, davor ein Holztisch, auf den er die Petroleumlampe stellte, an der rechten Längswand eine Kiste, die einst Bisquits enthalten hatte und auf der jetzt ein Stoß verstaubter Bücher lag, während ihr Inneres, durch einen an den obern Rand festgenagelten vorhangartigen Kattunlappen verhüllt, als Schrank zu dienen schien, und zwei Rohrstühle, die der alte Mann seinen Gästen anbot. Er selbst nahm auf seinem Bette Platz, als Henneberg erklärte, er werde gleichfalls stehen, wenn Klein sich nicht setze.

„Ich gehe früh zu Bette,“ sagte Klein mit seiner dünnen, hohen Stimme und rieb sich, immer noch etwas verlegen, die Hände; „es ist dann Alles still um mich, eine wohlige Wärme kommt über mich und die Gedanken strömen nur so auf mich ein.“

Der Baronin war in ihrer prachtvollen Boa und Seehund-Pelzjacke nicht kalt. Es entging ihr aber nicht, daß in dem Raume weder ein Feuer noch selbst eine Heizvorrichtung irgendwelcher Art zu sehen war.

„Da sinne ich dann über allerlei,“ fuhr Klein fort und lächelte und rieb sich immerzu die Hände, „und fühle mich glücklich. Aber freilich, auf so vornehmen Besuch bin ich nicht gefaßt.“

„Gebrauchen Sie doch kein so fremdes Wort uns gegenüber,“ erwiderte die Baronin mit dem weichsten Tonfall ihrer vollen, schönen Stimme. „Wir sind Landsleute und Freunde, die ein wenig nach dem Freund und Landsmann sehen.“

„Sie sind sehr gütig, sehr gnädig, meine hochverehrte Gönnerin. Mein Ausdruck war aber doch ganz richtig. Vornehmer Besuch. Wenn Sie in meine arme Hütte treten, so sehe ich recht deutlich einen Stern über Ihrer schönen Stirn.“

„Ein Astronom sieht offenbar überall Sterne,“ bemerkte die Baronin lächelnd, worauf der alte Mann kopfwackelnd in ein beifälliges Richern ausbrach.

„Wie weit sind Sie mit Ihrem Venus-Durchgang, Herr Doctor?“ fragte Henneberg.

Kleins Gesicht wurde mit einemmale ernst. Eine Falte der Schwermuth schnitt sich um die Mundwinkel ein und er hatte Mühe, einen Seufzer zu unterdrücken. „Ich bin fertig, seit zwei Monaten fertig. Alles abgeliefert. Es fehlt einem ordentlich, wenn man fünfzehn Jahre lang ganz mit einer Aufgabe beschäftigt war.“

„Das begreife ich. Und was arbeiten Sie jetzt? Denn daß Sie feiern, glaube ich nicht. Das sieht Ihnen nicht ähnlich.“

„Ach ja, man muß ja immer etwas thun. Sonst würde man sich nicht achten können. Ich habe mich an das Problem der drei Körper gewagt. Eine unheimlich spannende Sache.“

„Das Problem der drei Körper?“ fragte die Baronin verwundert, „was ist denn das?“

„Das ist nicht etwa das Problem, um das sich fast alle Theaterstücke drehen,“ begann Henneberg. Er entwickelte aber den Scherz nicht, denn die Baronin schnitt ihm die Rede durch einen einschüchternden Blick ab. Sie war eine pathetische Natur und duldete keine leichtfertige Witzerei.

„Ich bitte um Verzeihung,“ sagte Klein und verneigte sich wiederholt gegen die Baronin; „das ist eine etwas trockene Sache für Damen, etwas fachlich. Seit Newton kennen wir das Gesetz, nach dem zwei Körper einander im Raum anziehen. Wir wissen aber nicht, wie es sich verhält, wenn mehr Körper auf einander gegenseitig einwirken, wenn auch nur ein dritter Körper

hinzutritt. Dahinter möchte ich kommen.“ Er ficherte wieder und rieb sich die Hände.

„Nun, haben Sie gefunden?“ erkundigte sich Henneberg.

„Noch nicht, ach nein, noch nicht. Es hat offenbar noch nicht die richtige Schwingung an meinen armen Schädel geschlagen. Es hilft nichts, mein verehrter Gönner, da heißt es warten, bis die Botschaft aus dem Weltraum eintrifft.“

Henneberg hatte ein flüchtiges Lächeln, dann begann er ein mathematisches Gespräch mit dem Gelehrten, das an der Baronin ungehört abglitt. Ihren weiblichen Geist, der am Unmittelbaren haftete, beschäftigte seit den letzten Minuten ein bestimmter Gedanke, den es sie, nach einigem Ringen mit sich selbst, auszusprechen drängte.

„Verzeihen Sie die unzarte Frage, Herr Doctor, aber mit der Ablieferung Ihrer langjährigen Arbeit hat wohl auch Ihr — Gehalt aufgehört?“

Der alte Mann blickte sie erschrocken an und schwieg.

„Wie verhält es sich damit? Bitte, lassen Sie es uns wissen!“ drängte auch Henneberg sanft.

Klein kämpfte mit sich und brachte stockend heraus: „Aberdings — nun ja — wer nichts leistet, hat auch nichts zu fordern. Aber es hat sich schon ein Ersatz gefunden.“

„Darf man wissen, was es ist? Uns Frauen müssen Sie etwas Neugierde zu Gute halten.“

„Gewiß, gewiß,“ sagte Klein, aber die Mittheilung wurde ihm sichtlich mühsam. „Ich — eh — ich führe einem Geschäftsmann hier in der Straße die Bücher.“

„Einem Geschäftsmann?“ rief Henneberg ungläubig.

„Ja wohl, einem wackern Mann, aus der Auvergne; er ist des Lesens und Schreibens unkundig, aber sehr klug; dem helfe ich seine Schriften in Ordnung halten.“

„Was hat er denn für Geschäft?“ fragte Henneberg.

„Er — er — handelt mit Brennstoffen und Wein.“

Solche Umschreibungen, um vom auvergnatischen Kohlenkleinhändler an der Ecke zu sprechen!

„Nehmen Sie mir die wirklich unverzeihliche Zudringlichkeit nicht übel: aber was zahlt Ihnen der Mann für die Arbeit?“

Klein wand sich wie ein Wurm auf einer heißen Platte.

„Er — er — zahlt recht gut, sehr gut. Er ist wirklich ein sehr billig denkender Mann. Ich nehme das Mittagmahl bei ihm und es kommt ihm auch nicht darauf an, von Zeit zu Zeit Gelbbeträge zu geben.“

Henneberg und die Baronin wechselten einen raschen Blick.

„Die neue Beschäftigung läßt Ihnen hoffentlich etwas freie Zeit,“ sagte Henneberg, „und da wage ich eine Bitte vorzubringen, die ich schon längst auf dem Herzen habe. Ich möchte eine Reihe meiner älteren mathematischen Arbeiten ins Französische übersetzen

lassen. Wer könnte das besser als Sie, Herr Doctor? Darf ich auf Ihre Hilfe rechnen?"

Klein sah ihn forschend an. „Glauben Sie wirklich, daß ich im Stande bin —“

„Wie können Sie nur fragen! Sie sagen also zu? Das ist mir eine große Freude. Sie erlauben mir, daß ich Ihnen gleich morgen die deutsche Urchrift zugehen lasse. Sie erweisen mir einen sehr großen Dienst.“

„Aber warum soll die Arbeit hier gethan werden?“ schmeichelte die Baronin, „hier fehlt es Ihnen, fürchte ich, an Bequemlichkeit. Ich habe in meinem Hause eine große Anzahl Zimmer leer stehen. Lassen Sie sich überreden, guter, lieber Herr Doctor; ziehen Sie zu uns; ich verspreche Ihnen, daß Niemand Sie belästigen soll; Sie werden ganz so frei und ohne Zwang leben wie hier. Sagen Sie ja. Wir entführen Sie jetzt gleich, auf der Stelle.“

Klein hatte mit wachsender Betroffenheit zugehört, aber den eifrigen Redefluß der Baronin nicht zu unterbrechen gewagt. Als sie schwieg und ihn mit den glänzenden schwarzen Augen anlächelte, raffte er sich endlich zusammen, voll Angst zu erwidern: „Ach, meine gnädigste, hochverehrteste Gönnerin, das nicht. Ich bitte Sie ganz ergebenst, Frau Baronin, lassen Sie mich, wo ich bin. Es ist doch immer gefährlich, von vornehmen Gönnern bemerkt zu werden. Das war immer meine Furcht.“



„Furcht möchte ich Ihnen nicht einflößen,“ sagte die Baronin etwas empfindlich.

„Verzeihen Sie, meine gnädigste Frau Baronin, so habe ich es ja nicht gemeint. Ich möchte nur ergebenst bemerken, ich bin ein alter Mann und habe meine Gewohnheiten und für mich ist es wohl besser, wenn ich sie beibehalte. Ich glaube es wenigstens. Hier bin ich sozusagen in meinem eigenen Besitz.“

„Wie so?“ fragte Henneberg verwundert.

„Ja, das ist eine ganze Geschichte. Dieses Haus hat früher den Eltern eines jungen Mannes gehört, den ich Anfang der Siebenziger Jahre für die Ecole polytechnique vorbereitete. Er bestand die Wettprüfung glücklich und in ihrer Dankbarkeit wollten die edeln, guten Menschen ein Uebrigcs für mich thun. Was sie mir anboten, konnte ich wirklich nicht gut annehmen. Aber ich bat sie, mich in diesem Atelier wohnen zu lassen. Diese schöne, lustige Kammer war nämlich als Atelier für meinen Schüler gebaut worden. Er hatte Neigung zur Bildhauerei. Mehr als zur Mathematik. Na, er ist ja trotzdem Polytechniker geworden. Meine Bitte wurde bewilligt. Später verkauften die guten, edeln Menschen das Haus, verpflichteten aber den neuen Besitzer durch grundbücherliche Eintragung, mich bis zu meinem Lebensende ungestört in meinem Atelier zu lassen. Durch grundbücherliche Eintragung, meine hochverehrten Gönner. Ich stehe hier also gleichsam auf meinem Grund und Boden. Und wenn Sie wüßten, wie schön es hier ist!“

„Nicht vielleicht doch ein wenig fahl?“ fragte die Baronin.

„Kahl?“ rief Klein in seinem höchsten Diskant und schnellte von seinem Bett empor. „Das scheint nur nachts so. Aber am Tage, wenn mir die Sonne durch die Glaswand hereinbricht, dann ist hier Alles voller Gold. Dann schwimme ich nur so in Gold. Und diese Aussicht! Ein wahres Wunder! Da sehen Sie doch selbst, meine hochverehrte Gönnerin. Hier tie unten der schwarze Abgrund, den Nebel füllen, das ist die Seine. Und diese Glühwürmchen, die durch die Finsterniß kriechen, das sind die kleinen Dampfboote. Und dort die rothen Lichter in regelmäßigen Abständen, wie Karfunkel an einem unsichtbaren Diadem, das sind die Brückenlaternen. Und drüben das Marsfeld und die Invaliden-Esplanade — so schön wie ich hat wohl Niemand in Paris die Ausstellung gesehen. Das wimmelte und kribbelte dort unten und glitzerte und glänzte, und manchmal flammten die Beleuchtungen und Feuerwerke und ich beguckte mir das lustige Bild in unvergleichlicher Bequemlichkeit, wie von einem Stern herab. Am schönsten aber sind hier die Abende. Wirklich, meine hochverehrten Gönner, ich wage Sie zu bitten, mir doch einmal bei Sonnenuntergang die Ehre Ihres Besuchs zu schenken. Es ist der Mühe werth. Dann ist Alles in düsteres Roth getaucht, bis an die Hügel am Rande des Gesichtskreises. Es ist ein wunderbares Purpurlicht voller Ahnungen und Weissagungen. Jawohl! Ich sehe dann die Welt,

wie sie vielleicht in zwei Millionen Jahren sein wird. Denn Sie wissen, daß die Sonne allmählig erkaltet. Als sie jung war, war sie weißglühend. Jetzt ist sie schon gelb. Später wird sie dunkelroth werden, ehe sie ganz erlischt. Dann wird die Mittagsbeleuchtung so sein wie jetzt meine glutrothen Abende. Dann wird immer stille, feierliche Abendrothstimmung auf Erden sein. Ist das nicht märchenhaft?"

Er hatte die letzten Sätze mit einer Art Begeisterung zur Glaswand hinaus und wie für sich gesprochen. Dann wandte er sich wieder lebhaft zu seinen Gästen und rief: „Und vor meiner Thür ist es ebenso schön wie vor meinem Fenster. Da habe ich Bäume und Rasen und in den Bäumen nisten mir Amseln, die mich selbst im Winter nicht verlassen. Wenn es hell wäre, könnte ich sie Ihnen zeigen, die lieben Thierchen. Und ihr Gesang ist der einzige Ton, den ich höre. Sonst ist Alles still. Kein Töhlen der Leute, kein Tuscheln und Pfeifen der Gassenjungen. Ich komme mir vor wie ein verwunschener Prinz in einem Palast. Wie ein leibhaftiger verwunschener Prinz, meine hochverehrten Gönner.“ Er kicherte wieder und rieb sich lebhaft die Hände.

„Stille und Aussicht sind ja sehr köstliche Dinge,“ bemerkte die Baronin, „aber man will doch von der Zivilisation noch etwas mehr.“

„Habe ich auch, meine gnädigste Frau Baronin, habe ich auch!“ frähte der alte Mann vergnügt. „Eine Matraze, Brod, einige Bücher. Das ist das werthvollste, was die Zivilisation bieten kann. Ich meine

für die persönliche Bequemlichkeit. Wir würdigen diese Güter nicht, weil wir an sie gewöhnt sind. Aber sehen Sie einen Forschungsreisenden, der aus der Wildniß in die Gesittung zurückkehrt. Was entzückt ihn am meisten? Eine Schnitte Brod, duftendes, weißes, molliges Brod. Nichts freut ihn so sehr, wenn er es wieder haben kann. Und diesen Leckerbissen habe ich doch jeden Tag! Brod, meine Matratze und meine alten Bücher. Das ist Reichthum, meine hochverehrten Gönner!“

„Sie müssen doch wenigstens das Bedürfniß haben, auch einmal neue Bücher zu lesen,“ sagte Henneberg.

„Neue Bücher?“ erwiderte Klein schelmisch lächelnd. „Das sind die alten Bücher mit anderen Verfasser-  
namen. Da kann man ebensogut die alten Bücher nochmals lesen.“

Die Baronin erhob sich. „Ich sehe, daß wir nichts für Sie thun können,“ sagte sie etwas schwermüthig. „Sie sind zu stolz, Herr Doctor. Sie empfinden nicht genug Freundschaft für uns.“

Ueber das Gesicht des alten Mannes zuckte es eigenthümlich. Er ergriff die ihm gereichte Rechte der Baronin und wagte, mit seiner Linken leise über den Handrücken zu streichen. „Sie thun doch sehr viel für mich, wenn Sie mir die Ehre Ihres Besuches erweisen. Sie beleben mir auf Tage hinaus meine Kammer. Ich sage mir: da hat die schöne Frau Baronin ge-  
fessen, da hat sie gütig zu mir gesprochen. Ich sehe und höre Sie. Ist das nicht ungeheuer viel, meine hochverehrte Gönnerin?“

Die Baronin zog mit einer raschen Bewegung den Handschuh aus und reichte ihm die entblößte Hand zum Kusse. Klein berührte sie scheu und leise mit den Lippen, aber seine treuherzigen Blauaugen blickten glücklich. Er ließ es sich trotz der Abwehr seiner Gäste nicht nehmen, sie mit der kleinen Petroleumlampe bis an die Straßenspforte zu begleiten, wo er unter häufigen, eifrigen Bücklingen sich von ihnen verabschiedete.

Die Baronin und Henneberg schwiegen, als sie durch die dunkeln, schmutzigen Straßen fuhren. Erst auf der Höhe des Trocaderoplatzes bemerkte die Baronin: „Ich habe vorhin gesagt, daß man sehr reich sein muß, um von den rücksichtslosen Menschen nicht belästigt zu werden. Dr. Klein lehrt uns eine andere Lösung des Problems, die mir ebensogut scheint.“

„Liebe Freundin,“ erwiderte Henneberg, „was Sie da berühren, das ist ein uralter Streit von entgegengesetzten Weltanschauungen. Es ist der Streit der Stoa und Epikurs. Verzicht ist auch ein Weg zur Befriedigung, gewiß.“

„Verzicht!“ rief die Baronin. „Ich kann es nicht so nennen. Doctor Klein verzichtet auf keine Schönheit von Paris und er leidet nicht unter der Berührung des Pöbels.“

„Nein. Er ist der Thürmer, der hoch über dem Pöbel lebt, hoch und unnahbar. Er ist der Muezzin. Aber der Pascha im Palast ist auch unnahbar. Ich bekenne, ich bin doch lieber der Pascha als der Muezzin.“

---



## Fünftes Buch.

Koppel lebte um diese Zeit eigenthümlich kritische Wochen. Vor vielen Jahren, während seines Studiums, als er auf dem philologischen Seminar arbeitete, glühte er von Eifer und Ehrgeiz und träumte irgend ein großes, weithin umschauendes Werk, das sich thurmhoch über die krause Fläche grammatikalischer Wortklauberei erheben sollte; etwa ein Buch über die Demokratie bei den Alten, über die Solonische Seisachthie oder Abschaffung der Schulden, über den Agrarsozialismus der Gracchen oder etwas Aehnliches; aber er mißtraute sich; sein Wille blieb hinter seiner Einbildungskraft zurück; er zögerte den Beginn seiner Arbeit mit tausend Vorwänden hinaus, die sein Urtheil nicht als bloße Ausflüchte seiner Entschlußunfähigkeit erkannte: er beherrschte den Stoff noch nicht vollständig, überredete er sich; er mußte noch lernen, forschen, suchen; er hatte erfahren, daß ein Anderer sich vor eine der von ihm ins Auge gefaßten Aufgaben gespannt hatte, und er mußte doch abwarten, ob dessen Anstrengung nicht die seinige überflüssig machen würde. Fortwährende Ablenkungen rechtfertigten gleichfalls immer wieder die Vertagung seiner

Pläne, zuerst der Krieg von 1866, dann seine Prüfungen, dann seine Probezeit am Realgymnasium, dann der 1870er Krieg. Im Herbst nach dem Feldzug verheiratete er sich, sehr jung, erst fünfundzwanzig Jahre alt, mit Käthe, die zum Zwecke großstädtischer Ausbildung aus ihrem märkischen Landstädtchen auf mehrere Monate zu ihrer Tante nach Berlin gekommen war, deren Bekanntschaft Koppel bei Freunden gemacht und in die er sich verliebt hatte. Von da an hieß es, den unmittelbaren Anforderungen des Lebens genügen. Denn er war arm, Käthe hatte ihm nur eine kleine Mitgift von sechs-tausend Thalern zugebracht und ihre Ehe wurde gleich in den beiden ersten Jahren mit zwei Kindern gesegnet. Das Schulamt, das erlangt zu haben er damals als großes Glück betrachtete, wollte mit Eifer gepflegt sein. Was es ihm an freier Zeit übrig ließ, das verwerthete er emsig, um mit Privatunterricht und dem Lesen von Korrekturen für einen altphilologischen Verlag sein mageres Einkommen einigermaßen abzurunden. Sein großes Werk, seine Habilitation als Privatdozent, seine Berufung zu einem Lehrstuhl an einer Hochschule, das waren nur noch Lustspiegelungen, die sich immer mehr entfernten, die immer blasser wurden. Ade, die höhere Laufbahn, der Ruhm, die Ehren! Er mußte seine häuslichen Freuden eines glücklichen Gatten und Vaters als Ersatz dafür hinnehmen. Aber noch konnte er sich mit der endgiltigen Mittelmäßigkeit und Dunkelheit nicht bescheiden. Sein Drang nach Bethätigung, dem eine dumpfe, uneingestandene, vielleicht nicht einmal

bewußte Unzufriedenheit die Richtung wies, führte ihn dem Sozialismus zu. Er war ein gewandter und wirksamer Redner und erlangte in der Partei bald Ansehen. Frau Käthe sah ihn mit schweren Bedenken in der Rolle eines Heldentenors von Volksversammlungen, aber sie behielt ihre Sorge für sich. In ihrer natürlichen Klugheit, die durch ihre Liebe zum Gatten noch geschärft war, erkannte sie sehr wohl, daß Koppel für seine frühe Familiengründung Neigungen und Hoffnungen geopfert hatte, an denen sein Herz hing, und wenn er glaubte, für das, was er hatte aufgeben müssen, eine Entschädigung gefunden zu haben, so sprach sie sich nicht das Recht zu, ihn durch Einwände zu beunruhigen und zum zweitenmale ein Hinderniß auf seinem Lebenswege zu sein. Er baute sich ein neues Wolken-schloß: bald mußte er wohl Leiter eines großen Partei-blattes und Abgeordneter werden, der Reichstag wurde der Rahmen, in dem seine Persönlichkeit sich entfaltete, sein Wort flog vom Bodensee zur Königsau und weckte Widerhall in Millionen Seelen, das war doch noch viel schöner, als künftigen Gymnasiallehrern die Tücken und Rücken eines unsichern Textes aufzudecken. Diesen Faden schmeichelnder Verstellungen, den seine Einbildung selbstvergnügt spann, schnitten die Ereignisse von 1878 jääh durch. Er mußte seine Brodstelle aufgeben, Berlin verlassen, in Paris den Kampf ums Dasein von vorn beginnen.

Er war noch jung, als er an die Ufer der Seine ver-schlagen wurde, er zählte damals zweiunddreißig Jahre.



Er mußte sich den Umständen anzupassen, wenn er nicht die Kraft hatte, sie nach seinem Willen zu zwingen. Wie fast alle Phantasiemenschen, nahm er hauptsächlich die gefälligen Seiten der Verhältnisse wahr. Er sah darüber hinweg, daß er durch die Selbstverbannung heimat- und rechtlos, daß seine Stellung die eines Miethlings auf kurze Kündigung geworden war, daß die Uebersiedelung die Mitgift von Frau Käthe, den als Nothpfennig schein gehüteten Familienhort, scharf angechnitten hatte, und versenkte sich hartnäckig in die Betrachtung der Annehmlichkeiten, die er in seiner geänderten Lage hatte entdecken können. „Wir sind Hochzeitsreisende,“ pflegte er zu Frau Käthe in der ersten Zeit zu sagen; „wir sehen uns mal Paris an und haben einander lieb.“ Später lautete die Redensart anders. „Wenn die reichsten Leute in beiden Welten sich etwas besonders Gutes anthun wollen, so kommen sie nach Paris leben. Wir leisten uns dasselbe, ohne Millionäre zu sein.“ Im Laufe der Jahre verloren sich die Unterströmungen und Gezeiten seines Geistes, die Unruhe, der Wechsel von Hoffnung und Entmuthigung immer mehr und sein Gesichtskreis wurde eng und enger, fast ohne daß er es merkte. Er ging in der Aufgabe des Tages auf und suchte sich kaum zu einem Ausblick über sie zu erheben. Sein Ehrgeiz war jetzt, Herrn Wolzen, dem Eigenthümer des deutschen Privatgymnasiums, unentbehrlich zu werden, seine Hoffnung, lohnende Stunden, die aufhörten, durch andere ebenso gute oder bessere zu ersetzen. In seinem

traulichen Heim, zwischen der Mutter, der Frau und den fröhlich heranwachsenden Kindern, fand er so reiche, so einlullende Gemüthsbefriedigungen, daß er eigentlich nichts entbehrte und die Sehnsucht nach entfernteren Zielen verlernte.

Aber in der letzten Zeit war in der Beschränktheit seines platten Daseins eines nur dem Broderwerb lebenden Familien-Philisters ganz allmählig eine eigenthümliche Schwüle entstanden. Die Zukunft begann ihn zu beschäftigen. Der Sohn eines Bekannten, der Buchhalter in einem deutschen Kommissionsgeschäfte war, hatte das zwanzigste Lebensjahr erreicht. Er stand vor der Wahl, seine Dienstpflicht in Frankreich oder Deutschland zu erfüllen. Die Familie entschied sich nach peinlichem Schwanken für Frankreich, denn, sagte der Vater, der Junge ist nach Sprache, Schulbildung und Gewohnheiten Franzose geworden, er wird sein Fortkommen in Frankreich zu suchen haben, er erschwert es sich unnöthig, wenn er ein Jahr lang den deutschen Soldatenrock trägt. Koppel mußte, durch dieses Beispiel gemahnt, viel über das muthmaßliche Schickjal seiner eigenen Kinder brüten. Was sollte aus ihnen werden? In Neigungen und Anschauungen mußten sie nothwendig französisch werden; das athmeten sie in Paris mit der Luft ein, das flog ihnen auf der Straße zu, das schlich sich aus dem noch so beschränkten Umgang in ihre Seele ein; das konnte die Pflege des Deutschthums im Elternhause nicht abwehren. Aber sie blieben dennoch Fremde in Frankreich und wenn das für Elsa nicht

allzu viel zu bedeuten hatte, so war es für Oskar eine furchtbare Mehrbelastung im Wettlauf um die Lebenspreise. Vermögen hatte er seinen Kindern nicht erwerben können. Mit welchem Rechte setzte er sie noch schlimmer in Nachtheil? Mit welchem Rechte nahm er ihnen auch die Erleichterungen des Kampfes ums Dasein, die ein Jüngling in den Beziehungen seiner Eltern, im Anschluß an eine große Volksgemeinschaft, in der vollkommenen Regelmäßigkeit seines Bildungsganges und seiner Vorbereitung zu einem Berufe findet? Er fühlte seine Verantwortlichkeit schmerzlich. Er warf sich vor, daß er seine Pflicht gegen die Kinder nicht erfülle. Oskar war jetzt sechzehn Jahre alt geworden. Es war die höchste Zeit, ihn nach Deutschland aufs Gymnasium zu schicken, wenn ihm die Möglichkeit offengehalten werden sollte, in einigen Jahren sein Lebenslos als Deutscher mit allen anderen deutschen Altersgenossen zu ziehen. Aus Rücksicht auf die Kinder die Pariser Stellung aufzugeben und aufs Ungewisse nach Deutschland zurückzukehren, das glaubte er nicht verantworten zu können. Oskar nach Deutschland schicken? Das war für die Eltern wie für den Jungen hart und bürdete ihm überdies eine kaum zu erschwingende Last auf.

Inmitten dieser Sorgen ereignete sich das Verschwinden seiner Mutter, das ihm seine trostlose Vereinsamung grell beleuchtete und ihm schärfer als je zum Bewußtsein brachte, wie fremd er alle die Jahre hindurch in Paris geblieben war. Und wenn das Abenteuer auch auf die Gesundheit der alten Frau keinen

schädlichen Einfluß geübt hatte, so verwand sie den Eindruck des Schreckenstages doch nicht. Sie sprach nicht geradezu von der Begebenheit, aber sie begann, was sie bis dahin nie gethan hatte, häufig zu klagen, daß sie sich nach Berlin sehne; sie gedachte mit nassen Augen alter Bekannten, die sie wohl nie wieder sehen würde; sie seufzte, es sei doch hart, daß sie ihre armen alten Knochen in Pariser Erde werde lassen müssen. Koppel hing sehr an seiner Mutter. Ihr stiller Kummer ging ihm besonders darum nahe, weil sie früher immer die tapferste im Hause gewesen war und ihn in den schwierigen Augenblicken nie auch nur durch einen Seufzer oder durch eine Wolke auf der Stirn entmuthigt hatte.

Hennebergs Wiedererscheinen in seinem Gesichtskreise vermehrte bedeutend seine Unzufriedenheit mit sich selbst und seiner Lage. Es erschreckte ihn förmlich, daß er sich jetzt so häufig dabei ertappte, wie er an seinen Freund und dessen Verhältnisse dachte. Beneidete er ihn vielleicht gar? Nein; so niedriger Gesinnung wußte er sich unfähig. Aber er konnte sich nicht enthalten, Vergleiche anzustellen. Wie dürftig erschienen ihm seine Wohnstuben, wenn er aus den Prachträumen des Freundes heimkam! Wie lächerlich seine grünen Ripsstühle, seine Kupferstiche an der Wand, seine Dreigroschen-Büste Schillers! Er litt unausgesetzt unter der Beschämung, sich bekennen zu müssen, wie ungeschickt er sein Glück geschmiedet hatte. Seiner Frau, seinen Kindern bot er das kümmerlichste Dasein. Seiner

Mutter konnte er nicht einmal die letzte Freude gewähren, ihre Lebensneige dort zu verbringen, wohin ihr Herz sie zog. Er selbst zerrick sich in geistloser Schulmeisterei und wagte gar nicht mehr, an die Ideale seiner Jugend zu denken. Henneberg dagegen schritt glanzvoll auf den Höhen des weltstädtischen Lebens einher. Vielleicht machte er von seinem Reichthum nicht den sittlich vornehmsten Gebrauch. Vielleicht war er etwas tief in selbstischen Genuß und Stofflichkeit versunken. Aber welche Freiheit! Welche Herrschaft über alles Außerliche! Welche Pflege aller Neigungen, doch wohl auch der guten wie der minder rühmlichen! Und von welchem Ausgangspunkt er zu diesem Herrndasein gelangt war!

Koppel war selbst in sehr dürftigen Verhältnissen aufgewachsen, mit seinen Eltern ging die Sorge zu Tisch und zu Bett und er hatte früh lernen können, wie scharfsinnige Knickrigkeit jeden Pfennig zur äußersten Kraftanstrengung zwingt. Aber sein eigenes Los hatte ihn doch immer köstlich gedünkt, wenn er es mit Hennebergs verglich, wie es ihm seinerzeit aus dessen Erzählungen bekannt geworden war.

Ludwig Henneberg hatte eine romantische Familiengeschichte. Seine Mutter war eine geborene v. Milowitz, die Tochter eines nicht sehr wohlhabenden, aber hochnäsigen märkischen Gutsbesizers und einer ehemaligen Hofdame der Königin Elisabeth, die in sturmfreiem Adelsstolz ihrem Gatten noch viele Punkte vorgab. In Potsdam, wo Milowizens einen Theil des Jahres ver-

brachten, verliebte das Fräulein sich in den Gehilfen der Leihbibliothek, aus der es seine Geistesnahrung bezog, und heiratete nach furchtbaren Gewitterstürmen den Mann seiner Wahl. Die Eltern verstießen die aus der Art geschlagene Tochter und setzten es durch, daß der Besitzer der Leihbibliothek seinen Angestellten entließ. Das junge Paar zog nach Berlin, wo Ludwig geboren wurde. Hennebergs Vater mußte ein vollkommen unfähiger Mensch und an Charakter ein breiweicher Flaps gewesen sein und daß er im Stande war, einem offenbar hochgemutheten, wohlerzogenen Mädchen eine Alles opfernde Leidenschaft einzuflößen, war eins jener Liebesräthsel, die das weibliche Herz oft genug zu rathen aufgibt. Er hatte weder Anschlägigkeit noch Unternehmungsmuth und verstand nichts, als mit Lächeln und süßlichen Redensarten Bücher über den Ladentisch zu reichen. Seiner Frau wußte er keinen Dank dafür, daß sie ihre Familienbande zerrissen, ihr Heim und ihren gesellschaftlichen Rang aufgegeben hatte, um ihm zu folgen; im Gegentheil, wie feige, niederträchtige Naturen in derartigen Lagen es häufig thun, grollte er ihr im innersten Herzen wegen ihrer Liebe, die zuerst seiner Eitelkeit geschmeichelt und ihn zu einem unvernünftigen Schritt fortgerissen hatte, die aber die Ursache einer Erschwerung und Verwickelung seiner Verhältnisse wurde. Sein Gehalt eines Ladengehilfen reichte nicht aus, um eine Familie zu erhalten, auch wenn die Frau so demüthig und anspruchslos war wie die seinige; und

statt irgend eine Anstrengung zu machen, um höher zu kommen, verließ er einfach eines Tages Weib und Kind und ging wie ein richtiger Schuft nach Amerika durch, wo er später als Trunkenbold verkommen sein soll.

Frau Henneberg blieb mit ihrem damals kaum zweijährigen Jungen allein. Sie besaß keinen Pfennig Vermögen und verstand weder ein Handwerk noch einen Beruf; denn die vormärzliche Erziehung eines adligen Fräuleins stellte sich nicht die Aufgabe, dieses wirthschaftlich selbstständig zu machen. In den drei Jahren ihrer Ehe hatte sie gerade nur gelernt, vom Leben nichts zu fordern und nichts zu erwarten, Alles zu entbehren, Hunger und Kälte zu leiden, niedrige Magdarbeit zu verrichten und jedes Stückchen gemünzten Metalls mit angstvoll zusammengekrampften Fingern festzuhalten, so lange es irgend ging. Als der Glende, an den sie ihr Dasein geworfen hatte, ausgerissen war, versuchte sie in ihrer Verzweiflung die Verzeihung der Ihrigen zu erlangen. Ihre Eltern empfingen sie aber nicht, ließen einen ersten Brief unbeantwortet und schickten einen zweiten mit dem eigenhändigen Vermerk des Herrn von Milowitz: „Nicht angenommen“, zurück. Da strich die Frau die Eltern aus dem Herzen, wie diese sie daraus gestrichen hatten, und nahm mit eigener Kraft den schweren Kampf mit der Noth auf.

Die Einzelheiten dieses Kampfes waren herzbrechend. Ihr Glend erreichte zeitweilige Tiefen, in denen die Tragik fast schon in Lächerlichkeit hinüberschillert. Sie

konnte zum Beispiel auch die bescheidenste Miethe nicht erschwingen. Wenn sie nicht obdachlos bleiben wollte, so mußte sie betteln oder der städtischen Armenunterstützung zur Last fallen. Da fügte es sich, daß eine Ziege, die ihr Hauswirth in der Potsdamerstraße als Amme für sein Kind hielt, überflüssig wurde. Der Besitzer verkaufte das Thier und dessen Stall wurde frei. Es war in einem Verschlag gehalten worden, der dadurch hergestellt war, daß man die Vorderseite des dreieckigen Raumes unter dem Treppenanatz mit Dielen verschalt hatte. Diesen Winkel überließ der Wirth der verlassenen Frau als Unterschlupf und hier verlebte ihr Sohn seine Kinderjahre. Er erzählte später oft, welche Rolle der Ziegenstall in seinen Kindesträumen gespielt hatte, wie er sich manchmal als Ziege vorgekommen war und mit welchen Märchenvorstellungen er die unzugängliche Ecke bevölkerte, wo die schräge Decke mit dem Fußboden in spitzem Winkel zusammenstieß.

Frau Henneberg machte Stidereien für ein großes Weißwaarengeschäft und verdiente mit dieser Arbeit, in der sie es zu großer Geschicklichkeit brachte, etwa zwei Thaler in der Woche. Sie lebte jahrelang von Cichorien-Kaffee, Brod und Kartoffeln, ihrem Ludwig aber wußte sie Schrippen, Würstchen und Eier vorzusetzen. Ihre Kleider waren so alt, so abgenutzt, daß sie, wenn irgend thunlich, nur im Zwiellicht ausging, um nicht gesehen zu werden, ihr Ludwig aber war immer ganz nett angezogen und auf der Straße konnte



man ihn für das Kind behäbiger Bürgersleute halten. In dem Hause wohnte ein Pastor, der sich um die Frau und ihren Jungen kümmerte und ihr in harten Wintern zu Hilfe kam, so sehr sie sich auch dagegen sträubte. Dieser gute Mann zog Ludwig in seine Familie und seine Söhne wurden dessen Umgang. Er entdeckte seine Fähigkeiten und verschaffte ihm Stipendien, die ihm ermöglichten, das Gymnasium und später die Universität zu beziehen. Von seinem fünfzehnten Jahr ab konnte Henneberg seiner Mutter einen Theil ihrer Last abnehmen. Sie vertauschten den Ziegenstall mit einem Stübchen, das ein Kattunvorhang in zwei Räume schied und das sogar einen Ofen enthielt, an den natürlich in dem Verschlag unter der Treppe nicht gedacht werden konnte. Frau Henneberg lernte wieder an einem richtigen Feuer kochen, statt an der Weingeistlampe, aber das Fleischessen hatte sie sich in den langen Jahren der Entbehrung so vollständig abgewöhnt, daß sie dazu bis zu ihrem Lebensende nicht wieder zurückkehrte. Die leise Besserung ihrer Lage, für Andere noch immer äußerste Armuth, für sie doch schon ein kleiner Aufstieg von der letzten Stufe des Elends, kam für die arme Frau zu spät. Mit vierzig Jahren war sie eine Greisin, grauhaarig, halb erblindet, von Rheumatismus gemartert, zuletzt lungenleidend, und nachdem sie noch die Freude erlebt hatte, ihren Sohn als Doctor zu sehen, starb sie, kaum sechsundvierzig Jahre alt, in seinen Armen an dem Julitag 1871.

als die siegreichen Truppen nach dem Friedensschlusse in das jauchzende Berlin einzogen.

So waren Hennebergs Anfänge nach seiner eigenen Darstellung beschaffen gewesen. Und nun zogen ihn Vollblutpferde auf Gummirädern durch die Straßen von Paris, nun hauste er als Herr in Räumen, die die Prunkgemächer mancher Königsschlösser in Schatten stellten, nun plätscherte er mit lässiger Hand in einem tiefen und anscheinend unerschöpflichen Goldstrome. Und wie hatte Henneberg diesen märchenhaften Triumph über die feindlichen Lebensmächte errungen? Etwa durch große Geistesthaten, die man nicht hoffen durfte, ihm nachzuthun? Keineswegs. Koppel mochte weder unbescheiden sich selbst zu hoch noch ungerecht Henneberg zu gering bewerthen, allein er sagte sich, daß er an Fähigkeit hinter dem Freunde vermuthlich nicht zurückstand. Was dieser vor ihm etwa voraus hatte, das war, daß er gewandt zuzugreifen gewußt, als das wehende Haar der Glücksgöttin zum erstenmal in seinen Handbereich kam. Ihn, Koppel, hatte der Zufall bisher nicht begünstigt. War das nicht vielleicht, weil er ihm nie nachgeholfen hatte?

Ungefähr um diese Zeit, kurz vor seiner Wiederbegegnung mit Henneberg, hatte Koppel, oder vielmehr seine Frau, eine unerwartete Erbschaft gemacht. Der älteste Bruder von Frau Käthe, ein kinderloser Witwer, war gestorben und seine beiden zurückgebliebenen Geschwister, Frau Käthe und ein jüngerer verheirateter Bruder, der in Brandenburg eine chemische Fabrik

leitete, hatten sich in die Hinterlassenschaft getheilt. Frau Käthe waren etwa vierzigtausend Mark zugefallen, so daß Koppels nunmehr mit dem erhalten gebliebenen Theil der Mitgift und einigen Ersparnissen der letzten, leidlich günstigen Jahre gegen 60000 Mark besaßen.

Das schien Koppel ein stattliches Vermögen, ehe er Henneberg angetroffen. Ueber ihn kam, freilich nur auf ganz kurze Zeit, ein Gefühl der Sicherheit, das er bis dahin nicht gekannt hatte. Nun war er gegen plötzliche Anfälle in seinem Erwerbsleben gesichert, die Seinigen waren vor Noth geschützt und er durfte an stärkern Aufwand für die Erziehung und Zukunft der Kinder denken. Mit dem Augenblicke jedoch, da Henneberg in seinem Gesichtskreis erschien, gewann er für seine Schätzungen ein völlig verschiedenes Maß. Was waren 75000 Franken? Als Ziel kaum mehr als nichts. In den vollkommen beruhigenden Papieren angelegt, zu deren Ankauf man ihm auf der Französisch-Morgenländischen Bank gerathen, die ihm die Erbschaft ausgezahlt hatte, brachte sein Geld etwa 2200 Franken Zinsen. Das war gewiß nicht zu verachten, aber es änderte doch in seinem Leben nichts. Er blieb Miethling, auf seine Stellung angewiesen, an Paris gebunden. Er aber träumte Befreiung, Lösung von der Kette eines Berufs, den er als trostlos empfand, weil er für ihn den endgiltigen Stillstand bedeutete. Die längst ent schlummert gewesene Sehnsucht nach Erhöhung und Ausweitung seiner Geschicke erwachte in seiner Seele wieder und begann sich unter quälenden Wehen zu

regen. Seine Selbstvorfürfe wegen der Ohnmacht, feiner Mutter und feinen Kindern ihr Dafein weich zu tapeziren, wurden häufiger und dringender. War es wirklich nicht möglich, aus den Niederungen, wo fein untergeordnetes Los fich trüg abrollte, in die Höhe zu gelangen? War die Erbfchaft nicht der Finger, den das Glück ihm reichte und an den er fich nur entschloffen festzuhaften hatte? Als Ziel waren feine 75000 Franken in der That wenig oder nichts. Aber als Mittel?

Koppel kannte feit Jahren einen gewissen Pfiefter, den jüngern Bruder eines Bänfers aus Mannheim, der, obfchon an eine Franzöfin verheiratet, feinen Söhnen in Wolzens Anftalt eine deutſche Erziehung geben ließ. Diefer Pfiefter war als junges Herrchen, mit ziemlichem Gelde beſchwert, Ende der Siebenziger Jahre nach Paris gekommen, um da an der Börſe Geſchäfte zu machen, hauptſächlich aber wohl, um ſich zu unterhalten. Eine Zeit lang heimſte er große Gewinne ein und trieb den übermüthigſten Aufwand. Beim Zusammenbruch der Union générale verlor er jedoch fein ganzes Vermögen und einen erklecklichen Betrag darüber. Sein Bruder, der als Haupt eines angeſehenen Couliſſenhanſes auf die kaufmänniſche Ehre feines Namens zu halten hatte, ordnete feine Angelegenheiten, das heißt er glich ſich mit den Gläubigern durch Bezahlung eines möglichſt kleinen Theils der Schulden aus und erklärte gleichzeitig, daß er dies kein zweitesmal thun würde. Pfieſters üppige Ein-

richtung, seine Wagen- und Reitpferde wurden gepfändet, er nahm bei einer Frau Wohnung, die Zimmer an Junggesellen vermietete, und lernte zu Fuße gehen oder den Omnibus benutzen und in Gasthäusern mit festen Preisen Mahlzeiten zu 1 Fr. 25 nehmen. Von der Börse ließ er trotzdem nicht. Wer einmal ihre Anziehung erfahren hat, der kann sich, so scheint es, nie wieder von ihr losnesteln. Da er jedoch nicht mehr auf eigene Faust spekuliren konnte, so wurde er „Remisier“. So nennt man eine Art Beitreiber oder Schlepper, der Börsenspieler um Aufträge anreißt und diese, wenn er sie bekommen kann, den berechtigten oder geduldeten Vermittlern, den Maklern („agents de change“) oder Coullissiers, zur Ausführung weitergibt. Die Thätigkeit des Remisiers hat keine erkennbare Nothwendigkeit oder Nützlichkeit. Sie erspart höchstens dem Spieler die Mühe, dem Makler seine Aufträge selbst zu ertheilen. Dafür, daß er sich zwischen den Kunden und den Makler schiebt, erhält der Remisier vom Makler ein Drittel, vom Coullissier die Hälfte des Maklerlohnes.

In den stillen Jahren, die dem Untergang der Union générale folgten, mußte Pfister große Geschäftigkeit entwickeln, um sich nothdürftig durchzubringen. Niemand, den er irgend kannte oder mit dem er einmal ein Wort gewechselt hatte, war vor ihm sicher. Er lief fortwährend zu den Leuten, brach zu den ungelegensten Stunden, am liebsten früh morgens oder spät abends, bei ihnen ein, ließ sich nicht ab-

weisen und belästigte sie mit Rathschlägen zu Börsenspekulationen. So war er auch häufig zu Koppel gekommen, dem der aufdringliche Mensch ein Greuel war. Um seines Bruders willen wies er ihm nicht gerade die Thür, aber er gab ihm deutlich genug zu verstehen, daß er seinen Besuch nicht wünsche. Der Remisier erschien ihm als die unsittlichste und widerwärtigste Verkörperung des finanziellen Schmarozertums und so oft der große, ungeschlachte Mensch mit den dicken Backen, den wulstigen Lippen, dem modisch zugespitzten Bart, der kurzen Knollennase und den hinter dem Schildpattkneifer zugleich listig und dumm blinzelnden Augen vor ihm auftauchte, dachte er, daß die Arbeitshäuser manchen berufsmäßigen Landstreicher und Bettler als Insassen halten, der weniger Tagedieb sei als dieser Pfister. Die Unterhaltung nahm zwischen ihnen fast immer einen typischen Verlauf.

„Nun, Herr Doctor, wollen Sie noch immer nicht etwas machen? Haben Sie nicht einen kleinen Auftrag für mich?“

„Sie wissen, daß ich nicht spekulire.“

„Das ist eben das Unrecht, Herr Doctor. Jeder Mensch spekulirt hier und thut gut daran. Wenn ich Ihnen meine Kunden nennen wollte —“

„Und ich habe ja auch kein Vermögen. Ich weiß nicht, warum Sie mich für einen Kapitalisten halten.“

„Sie thun nur so, Herr Doctor. Sie lösen doch bei meinem Bruder Zinsscheine ein. Haben Sie aber wirklich kein großes Vermögen, so ist es Ihre Schuld.“

Wenn Sie mit mir etwas machen wollten, so wären Sie längst ein reicher Mann.“

„Mir scheint, daß man an der Börse eher arm als reich wird.“

„Gewiß, wenn man ein Tolpatsch ist. Sie sollen aber nicht blind zutappen. Ich habe zuverlässige Nachrichten über spanische Rente. Sie geht in kürzester Zeit um mindestens fünf Punkte höher. Ein völlig sicheres Geschäft. Sie sündigen an sich, wenn Sie nicht ein Pöstchen nehmen. Sie brauchen sich ja anfangs nicht auf viel einzulassen.“

Pfister hatte immer „zuverlässige Nachrichten“. Er war in alle Pläne der großen Häuser eingeweiht. Er wußte, wann Rothschild kaufte und wann er abgab. Er kündigte bevorstehende Bewegungen in diesem oder jenem Papier an. Er schätzte mit Unfehlbarkeit die Jahreserträge der Gesellschaften. In jedem Falle, wo Koppel des Scherzes halber Pfisters Weissagung überwachte, sah er sie von den Ereignissen lächerlich Lügen gestraft. Es geschah nichts oder das Gegentheil von dem, was Pfister ankündigte, sofern es nicht etwas Offenkundiges war, wonach die Preise der in Betracht gezogenen Papiere sich bereits vollkommen geregelt hatten. Das erschütterte aber Pfisters Sicherheit nicht im Mindesten und er fuhr fort, seine „zuverlässigen Nachrichten“ mit wichtiger und geheimnißvoller Miene umherzutragen.

In dem Winter nach der Weltausstellung pürchte Pfister eifriger als je auf Börsenaufträge. Er mochte

die Empfindung haben, daß Koppels Abweisung jetzt weniger unbedenklich, weniger schroff erfolgte, denn er kam immer häufiger mit „zuverlässigen Nachrichten“ zu ihm. In der That, Koppel sah ihn mit geringerem Widerwillen. Sein Erscheinen fügte sich passend in die Vorstellungen, die ihn damals beherrschten. Er ließ sich auf längere Gespräche mit ihm ein, was er bis dahin nie gethan hatte. Pfister war in seinem Element. Er schwadronirte, daß die Wandtapeten plakten. Er unterzog die wirthschaftliche und politische Lage beider Welten einer genialen Rundschau. Er beleuchtete den Haushalt der Staaten, die Kriegs- und Friedens-Aussichten, den Handel von Japan, die Pferdebahn von Smyrna und die Guano-Ausbeutung in Chile. Er plauderte die Geheimnisse der Diplomatie aus und kündigte bevorstehende Schachzüge der auswärtigen Aemter an. Er hatte alle Namen und Zahlen an den Fingerspitzen. In die allgemeinen Gesprächsstoffe verwob er besondere. Herr Müller, den Koppel kannte, hatte in der letzten Abwicklung 40000 Franken eingestrichen, weil er auf seinen Rath Italiener gekauft hatte. Herr Schulze „arbeitete“ mit solchem Glück in Türken, daß er binnen Kurzem ein Millionchen vor sich gebracht haben dürfte. Das prächtige Hotel, das Herr Meyer sich in der Avenue Friedland baute, war der steinerne Zeuge seiner Börsenerfolge im vergangenen Jahre. Die Aussichten waren gerade jetzt glänzender als seit Menschengedenken. Es hieß nur, den Anschluß nicht verjäumen. Wer sich in diesem Augenblicke von



der Strömung tragen ließ, der war sicher, in ganz naher Zukunft als reicher Mann zu landen. Und der Wortschwall Pfisters endete immer damit, daß er sein Schreibrohr hervorzog und drängte: „Lassen Sie sich rathen, Herr Doctor, steigen Sie in Portugiesen ein. Für das Papier ist ausgezeichnete Meinung.“

Die Reden des Versuchers machten Eindruck auf Koppel. Sie beschäftigten ihn. Die Kritik, die er so viele Jahre hindurch an dem öden Geschwätz geübt hatte, stumpfte sich ab. Er beachtete nicht mehr, daß Pfister selbst, der sich so zuversichtlich anheischig machte, seine Kunden in Millionäre umzuschaffen, an der Börse sein Vermögen eingebüßt hatte. Er verweilte nicht bei kleinen Bemerkungen, die Pfister sich mitunter unvorsichtig entchlüpfen ließ. Einmal erzählte er, ein Kunde mache ihm große Sorgen, denn sein Papier sei scharf zurückgegangen; ein andermal klagte er, Jemand, an dem er ein stolzes Geld verdient hatte, sei nun leider „fertig“ und man könne mit ihm nichts mehr „machen“; er zeigte ihm eines Tages einen Ring und sagte: „Sehen Sie, Herr Doctor, dieser Ring kostet mich 22000 Franken.“

„Wie ist das möglich?“

„Ein Kunde hatte auf meinen Rath hin stark gewonnen. Aus Dankbarkeit stiftete er mir diesen Ring. Bald darauf aber ließ er mich mit 44000 Franken sitzen und ich hatte die Hälfte auszueffen.“

Es war richtig, daß der Remisier theoretisch bis zur Hälfte für die Schuld seiner Kunden haftete, aber

Pfister hielt es für überflüssig, zu bekennen, daß er ebenso wenig bezahlt hatte wie sein abgebrühter Kunde.

Diese Züge besaßen nicht die Kraft, Koppel zu warnen. Er verweilte nur bei den Bildern erfolgreicher Spieler, die er alle in einem Hennebergischen Dasein eingerahmt sah. In ihm erwachte und wuchs der Drang, es auch einmal zu versuchen. Freilich vorsichtig, vernünftig, ohne etwas zu wagen. Er bildete sich nämlich ernstlich ein, daß dies möglich sei. Als er aber vor dem Entschlusse stand, etwas zu unternehmen, da bemerkte er erst, daß er von der Börse und ihrem Treiben eigentlich nichts wußte und davon nur ganz verschwommene Vorstellungen hatte. Unter Spekuliren verstand er den Ankauf von Werthpapieren zu niedrigem und ihren Verkauf zu hohem Preise. Sein Urtheil sagte ihm, daß der Gewinn nur dann ansehnlich sein könne, wenn große Beträge gekauft und verkauft wurden. Wie man es aber anstellte, um mit wenig Geld große Käufe vorzunehmen, das war ihm äußerst unklar.

Als ihn Pfister wieder einmal in seine endlosen Redensarten einspann, sagte Koppel zögernd: „Wenn calabresische Bahnen wirklich so sicher steigen werden, so möchte ich ja wohl etwas kaufen, aber um baares Geld zu machen, müßte ich erst meine eigenen Papiere versilbern, und das ist doch so eine Sache.“

Pfister blickte ihn staunend an. „Wozu denn das?“

„Ja, wie soll ich denn sonst die calabresischen Bahnen bezahlen?“

Pfister brach in ein unhöfliches Gelächter aus. „Köstlich, Herr Doctor! Köstlich! Verzeihen Sie meine Offenheit, aber es gibt doch nichts in der Welt, was es mit einem deutschen Gelehrten aufnehmen kann, wenn es sich darum handelt, unpraktisch zu sein. Wer denkt daran, die Calabreser zu bezahlen? Wenn man bezahlen will, was man kauft, so braucht man doch die Börse nicht. So etwas besorgt jeder Wechselr an der Straßenecke.“ Ton und Miene drückten die tiefste Verachtung aus, als er dies sagte.

„Kaufen und nicht bezahlen — das verstehe ich nicht,“ erwiderte Koppel.

„Das kommt davon,“ belehrte ihn Pfister gutmüthig herablassend, „wenn man sein Leben mit alten Klassikern verbringt, statt sich in der wirklichen Welt umzugucken. Ich wette, Herr Doctor, daß hier im Hause vom Metzger im Straßenladen bis zum Dienstboten in der Dachkammer Jeder weiß, was der Unterschied zwischen einem Papierankauf und einem Börsengeschäft ist.“

„Ich bedaure, weniger aufgeklärt zu sein als der Metzger und der Dienstbote,“ sagte Koppel. Aber sein Drang nach Aufklärung hatte sein Gefühl der Würde schon so abgestumpft, daß er gar nicht mehr daran dachte, den frechen Menschen hinauszwerfen.

„Nichts für ungut, Herr Doctor. Sehen Sie: an einem Papier, das man bezahlt und hinlegt, ist nichts

zu verdienen, und ein Papier, an dem zu verdienen ist, legt man sich nicht hin. Ich werde Ihnen doch beispielsweise Calabreſer niemals zur Anlage empfehlen! Ein ſolches Papier kauft man, um es loszuwerden, nicht, um es zu behalten.“

Wie es gerathen ſein könne, ein Papier einzuhandeln, um es loszuwerden, da man doch die Wahl hat, überhaupt nicht daran zu rühren, war Koppel nicht recht verſtändlich. Er verweilte aber bei dieſem Punkte nicht, da ihn ein anderer beſchäftigte.

„Ob man ein Papier behält oder nicht behält, das hat mit meiner Frage nichts zu thun: wie kann man kaufen, ohne zu bezahlen? Man kann allerdings ſchuldig bleiben. Aber weſhalb ſoll man mir leihen?“

„Sie borgen nicht und man leiht Ihnen nichts. Sie geben mir einen Auftrag und der wird ausgeführt. Um Anderes haben Sie ſich nicht zu bekümmern.“

Koppel ſchüttelte verwundert den Kopf. „Das iſt ja erſtaunlich bequem. Es kann alſo der Erſtbeſte zu Ihnen kommen und Ihnen ſagen: Kaufen Sie mir Calabreſer, und Sie thun es?“

„Sie ſind doch nicht der Erſtbeſte, Herr Doctor. Sie ſind ein vermögender Mann in guter Stellung, ich kenne Sie, mein Bruder kennt Sie.“

„Ihr Bruder? Was hat der damit zu thun?“

„Meine Aufträge werden durch ihn vollzogen.“

„Das will ich in keinem Falle,“ rief Koppel lebhaft.

„Ich begreife,“ erwiderte Pfister rasch; „man weicht manchmal einen Bekannten nicht gern in seine Geschäfte ein. Ich arbeite aber auch mit anderen Häusern. Ganz nach Ihrem Belieben.“

Der Ausruf war Koppel unwillkürlich entfahren. Er fühlte bestimmt, daß er sich dessen, was er vorhatte, schämen müsse, daß es eine Handlung sei, die man im Verborgenen thue, die Blicke der Bekannten sorgsam vermeidend. Aber er sah nicht oder wollte nicht sehen, daß dieses Gefühl eine dringende Warnung war. Nach kurzer Ueberlegung bemerkte er: „Ich verstehe jetzt. Ihr Haus bezahlt für mich und gibt mir Kredit, bis ich verkaufe. Dann bekomme ich den Gewinn oder habe den Verlust auszufachen.“

„Das kommt nicht vor,“ warf Pfister lächelnd ein.

„Das ist Alles recht schön. Aber ich begeben mich auf diese Weise in schwere Abhängigkeit von Ihrem Hause. Wie, wenn es mir plötzlich den Kredit kündigt? Dann muß ich um jeden Preis los schlagen und erleide vielleicht schweren Verlust.“

„Warum soll man Ihnen den Kredit kündigen, so lange Sie Ihren Verbindlichkeiten nachkommen?“ fragte Pfister mitleidig erstaunt über die kindliche Unwissenheit Koppels.

Dieser dachte sich bei dem Worte „Verbindlichkeiten“ nichts Bestimmtes. Es glitt an seinem Be-

wußtsein ab. „Allerdings, wenn man dagegen gesichert ist —“

„Das sind Sie unbedingt. Mir ist in zehnjähriger Praxis nie ein derartiger Fall bekannt geworden. Und wenn selbst ein Haus Ihnen den Kredit kündigt, so haben wir Ihre Positionen nur an ein anderes Haus zu übertragen. Dafür gibt es in Paris sechzig Makler und gegen hundert Coulissenhäuser, die alle nur dazu da sind, um Geschäfte zu machen.“

Koppel fühlte sich beruhigt. „So will ich es denn einmal versuchen. Also kaufen Sie meinetwegen —“ er machte rasch eine Kopfrechnung — „dreißig Calabreser für mich.“

Pfister hatte schon triumphirend sein Schreibbuch hervorgeholt. Während er den Bleistift ansetzte, sagte er: „Das geht nicht, Herr Doctor, es können nur fünfundzwanzig oder fünfzig sein. Ein Börsenschluß gilt immer für Posten von ein- oder mehrmal fünfundzwanzig Stück.“

„Wie so? Ich habe neulich selbst unter Anderm vierzig Pariser Lose gekauft.“

„Das war ein Baargehäft. Auf Zeit ist es anders. Also sagen wir —“

„Wenn es denn sein muß, fünfzig.“

„Warum so ängstlich?“ schmeichelte Pfister; „kaufen Sie getrost hundert Stück. Es ist nichts dabei gewagt. Und wissen Sie was, Herr Doctor,“ fügte er hinzu, als käme ihm plötzlich ein glücklicher

Einfall, „um ganz sicher zu gehen, decken Sie sich durch eine Gegenoperation.“

„Was heißt das?“

„Sie kaufen hundert Calabreser und geben gleichzeitig hundert Sizilianer ab, die schon sehr hoch stehen. Daß sie weiter steigen, ist nicht wahrscheinlich. Tritt Fläue ein, so geht Alles zurück und Sie gewinnen an den Sizilianern, was Sie an den Calabresern verlieren. Bleibt die Börse fest, so erleben Sie an Ihren Calabresern Freude und die paar Centimes, die Sie an den Sizilianern verlaboriren können, sind dann eine Versicherungsgebühr gewesen.“

Koppel war besiegt und willigte zu Allem ein. Aber als er in bindender Form den Auftrag gegeben hatte, hundert Antheilscheine zu kaufen, die er nicht bezahlen konnte, und hundert andere zu verkaufen, die er nicht besaß, da regte sich denn doch, wenn nicht sein Gewissen, so doch sein gesunder Verstand und er wollte wenigstens etwas Näheres über die Papiere erfahren, mit denen er zu handeln begann. Aber es stellte sich heraus, daß Pfister, der in nie stockender betäubender Geläufigkeit mit Eigennamen und Zahlen gaukelte, gerade nur wußte, daß die calabreser und sizilianischen Bahnen in Italien lagen, jedoch nicht ahnte, welche Ausdehnung sie hatten, wie hoch ihre Einnahmen und Betriebskosten waren, wieviel Antheil- und Schuldscheine es von ihnen gab, welche Erträge sie abwarfen. Koppels Miene zeigte Unzufriedenheit, Pfister jedoch rief vergnügt: „Machen Sie sich doch

keine unnöthigen Kopfschmerzen, Herr Doctor. Das Alles hat keine Bedeutung. Das einzige, worauf es ankommt, ist der Kurs und die Tendenz.“

Dieses Gespräch fand an einem Sonntag Vormittag statt. Während des ganzen Tages war Koppel etwas nervös und zerstreut. Er konnte seine Gedanken nicht von den ertheilten Aufträgen abziehen. Er war ungeduldig, zu wissen, ob sie ausgeführt werden konnten. Es verdroß ihn, daß am Sonntag die Börse geschlossen war und seine Spannung bis zum folgenden Abend dauern mußte. Aber er empfand doch gleichzeitig eine gewisse Befriedigung über sich selbst. Ihm schien, er habe einen Beweis von Tapferkeit geliefert. Er hatte doch gehandelt! Er hatte doch etwas gewagt! Er unterwarf sich nicht in sklavischer Stumpfheit den Launen des Schicksals, sondern forderte es mannhaft zum Einzelkampf heraus. Er betrachtete seine Frau, seine Kinder bei Tische mit aufgefrischter Zärtlichkeit und etwas geheimer Schalkhaftigkeit. „Ihr Lieben! Ihr Guten!“ dachte er; „wenn ihr errathen könntet, was ich für euch thue! Ihr sollt nicht immer in diesem Hofzimmer dämmern. Bald soll es lichter werden um euch. Ihr werdet Augen machen, wenn ihr erst erfahrt, wie ich meine Pflicht gegen euch erfülle; feuchte Augen; von frohen Thränen feucht.“

Koppel hatte Mühe, diese Nacht einzuschlafen; er erwachte häufig, stand früher auf als sonst und war beinahe fieberisch. In seinem Unterricht war er nicht recht bei der Sache. Er verlor sich in Träumerei,



sowie er einen Augenblick sich selbst überlassen blieb. Er konnte es kaum erwarten, daß die Nachmittagsklassen zu Ende waren. Aus der Schule eilte er zum Odéon, wo er bei einem der Buchhändler unter den Bogenhängen manchmal eine Zeitung zu kaufen und die anderen durchzufliessen pflegte. Die ersten Abendblätter, die schon da waren, brachten nur die Eröffnungskurse. Die Calabreser sollten um 301 Fr. 25 gekauft werden; denn, hatte Pfister Koppel belehrt, als dieser um 300 Fr. hatte kaufen lassen wollen, man müsse den Preis niemals auf einer runden Zahl festlegen, da man bei einer solchen meist schwer ankomme. Das Blatt aber verzeichnete als ersten Kurs 305 Fr., was Koppel eine Enttäuschung bereitete und ihn bedauern ließ, daß er Pfister nicht etwas größere Bewegungsfreiheit gelassen hatte. Im weiteren Verlauf der Börse konnten jedoch Preisschwankungen aufgetreten sein. Er vernachlässigte eine Privatstunde, um auf den beim Odéon spät eintreffenden „Temps“ zu warten, der die Schlußkurse mittheilte. Er riß das Blatt dem Austräger aus der Hand und entfaltete es mit Herzflopfen — richtig! Der niedrigste Kurs war 301 Fr. 25 gewesen und man schloß mit 305 Fr. Koppel machte sich keine Bedenken wegen der versäumten Stunde und ging froh erregt nach Hause. Unterwegs verweilte er schwelgend bei der Vorstellung, daß er nach Abzug der Maklergebühr nun schon über 200 Fr. gewonnen hatte, und mit kühner Verallgemeinerung rechnete er sich aus, daß er nach einem kurzen Jährchen, wenn jeder Börsen-

tag ihm auch nur einen ähnlich bescheidenen Gewinn eintrug, sein Vermögen ungefähr verdoppelt hatte und beinahe wohlhabend oder mindestens auf dem Wege zum Wohlstand war.

Zu seinem Mißvergnügen brachte ihm die Abendpost nicht den erwarteten Brief vom Makler. - Wie merkwürdig bummelig doch Pariser Geschäfte betrieben werden! dachte Koppel. Als aber der Brief auch am folgenden Morgen nicht kam, da ärgerte Koppel sich ernstlich und drückte Pfister in einem beinahe barschen Schreiben seine Verwunderung über solche Nachlässigkeit aus.

Am Abend fand er Pfister vor, als er nach Hause kam.

„Wir sind nicht nachlässig gewesen,“ sagte ihm der Remitier; „wir haben noch nicht gekauft.“

„Wie!“ rief Koppel, „gestern waren doch die Calabreser um 301 Fr. 25 zu haben?“

„Das bedeutet nichts,“ erwiderte Pfister mitleidig lächelnd; „wenn der Kurs gerade nur gestreift wird, so kann man nicht immer etwas machen. Uns zu beschweren hätten wir nur ein Recht, wenn man unter unsern Kurs gegangen wäre. Das ist jedoch bis jetzt nicht geschehen.“

„Ja, wenn das so ist --“

„Gewiß ist es so,“ bekräftigte Pfister und lächelte wieder. Was er Koppel nicht sagte, das war, daß er allerdings die Calabreser um 301 Fr. 25 gekauft, sie aber gleich wieder um 303 Fr. 75 und 305 Fr. ver-

kauft und den Gewinn selbst eingesteckt hatte und daß er immer ähnlich verfuhr, wenn die Preisschwankungen innerhalb einer Börsensitzung ihm erlaubten, auf dem Rücken des Auftraggebers zu spielen. Er ging mit dem Versprechen, scharf aufzupassen und einen günstigen Kurs im Fluge zu erhaschen, eine Zusage, die zu erfüllen er gar nicht in der Lage war, da er nichts anderes thun konnte als seinen Auftrag dem Makler übermitteln und dann abwarten, daß dieser ihn ausführte.

„Was will der Herr von dir?“ fragte Frau Käthe, als Pfister gegangen und Koppel, der ihn begleitet hatte, in den Salon zurückgekommen war.

Koppel wurde verlegen. Sein erster Gedanke war, etwas zu erfinden. Aber geradezu eine nackte Lüge zu sagen war ihm doch unmöglich. Es wäre das erstemal in seinem Verhältnisse zu seiner Frau gewesen. Er sagte also nach kurzem Zögern mit künstlicher Gleichgiltigkeit: „Ach, nichts. Er soll mir nur an der Börse einige Papiere kaufen.“

„Mit was für Geld?“

„Ich verkaufe einige unserer Bodenkredit-Pfandbriefe.“

„Die wir erst vor ein paar Monaten gekauft haben?“

„Ich habe eine vortheilhaftere Anlage gefunden.“

„So! Nun, das ist deine Sache. Sei nur recht vorsichtig, man wird so leicht beschwindelt.“

„Du kannst dir denken, daß ich mich erkundigt habe und nicht blind hineintappe.“

„Hast du Henneberg um Rath gefragt? Das ist doch eigentlich jetzt sein Fach.“

„Das habe ich nicht nöthig,“ erwiderte Koppel ungewöhnlich kurz, so daß Frau Käthe von der Arbeit, die sie eben in der Hand hatte, verwundert aufblickte. Die kleine Unterredung mit seiner Frau veranlaßte ihn übrigens, aus dem Salon in seine anstoßende Stube zurückzukehren und Pfister rasch ein paar Zeilen zu schreiben, in welchen er ihn bat, künftig alle geschäftlichen Briefe nach der Anstalt, Rue Baugirard, zu richten und auch am liebsten dorthin zu kommen, wenn er ihm etwas mündlich mittheilen wolle.

Er that dies aus einem augenblicklichen Eindruck heraus, ohne sich seiner Beweggründe recht bewußt zu werden. Es hatte bisher zwischen ihm und seiner Frau niemals ein Geheimniß gegeben. Jedes las immer unbedenklich alle Briefe, die das andere empfing und schrieb. Weshalb wollte er zum erstenmal etwas vor ihr verbergen? Er bekannte sich nicht, daß es geschah, weil er sein Beginnen vor seiner Frau nicht würde vertheidigen können, weil er im Begriffe war, etwas Thörichtes, Gefährliches und Unsittliches zu thun, er überredete sich vielmehr, er handle hinter dem Rücken seiner Frau, um ihr ungeduldige und aufgeregte Erwartung zu ersparen und ihr die Freude einer Ueberraschung zu bereiten, wenn er erst seine Geschäfte ab-

gewickelt haben würde und deren Ergebnisse vor ihren Augen würde ausbreiten können.

In den nächsten vier Tagen erhielt er drei Briefe, die ihm auf gedruckten Formularen anzeigten, daß für ihn 100 Calabreser um 301 Fr. 25 gekauft und einmal 25, ein andermal 75 Sizilianer um 740 Fr. verkauft worden waren. Das Calabreser-Geschäft hatte Pfister durch ein Coulissenhaus, das sizilianische durch einen Makler besorgen lassen. In der folgenden Woche war der Monat zu Ende, an der Börse fand die Abwicklung und Schiebung statt und Koppel erhielt wieder ein gedrucktes Formular von dem Makler, das ihm anzeigte, seine Sizilianer seien um 745 Fr. plus 1 Fr. 20 „reportirt“ worden und er habe 575 Fr. 90 zu bezahlen. Das Coulissenhaus theilte ihm nur mit, die Calabreser seien um 310 Fr. und 80 Centimes Report gehoben.

Koppel gerieth in starke Aufregung. Was sollte das heißen, daß er 575 Fr. 90 zu bezahlen hatte? Woher? Wofür? Das war ein offener Betrugsversuch, den er sich nicht gefallen ließ. Er schrieb sofort eine Rohrpostkarte an Pfister und forderte Aufklärung über einen Irrthum, den der Makler begangen haben müsse. Pfister erschien Nachmittags in der Wolzenschen Anstalt. Koppel zeigte ihm den Brief des Maklers. Pfister warf einen Blick auf das Papier und rief: „Da ist doch Alles in Ordnung! Wo ist der Irrthum?“

„Sie hatten mir ja gesagt, die Maklergebühr betrage nur eins von tausend?“

„Ganz richtig.“

Dann habe ich doch bloß 74 Fr. zu bezahlen und nicht 575 Fr. 90?“

„Sie übersehen die Differenz.“

„Was heißt das, die Differenz?“

Pfister hatte wieder sein tief mitleidiges Lächeln. „Sie haben um 740 Franken verkauft und der Compensationskurs ist 745 Franken. Das macht doch nach Adam Riese 5 Franken Differenz.“

„Nun und?“

„Nun und diese Differenz haben Sie natürlich zu begleichen, dazu die 74 Franken Maklergebühr und 1 Frank 90 Stempel. Stimmt Alles aufs Haar.“

„Ich dachte, die Preisunterschiede würden erst beglichen, wenn das Geschäft abgewickelt ist?“

„Nein, Herr Doctor, der Unterschied wird bei jeder Liquidation bezahlt, Mitte und Ende des Monats. Doch das bedeutet ja nichts. Was Sie morgen bezahlen, das bekommen Sie wahrscheinlich in vierzehn Tagen wieder und hoffentlich noch etwas darüber.“

„Man bezahlt also auch mir die Unterschiede zu meinen Gunsten sofort aus?“

„Selbstverständlich.“

Koppel athmete auf. „Dann bekomme ich also jetzt für meine Calabrese —“

Pfister blickte in den Brief des Couliſſenhausers, den Koppel ihm vorhielt, und ſagte nach raſchem Kopfrechnen: „823 Franken 10.“

„Verzeihen Sie meine Fragen, die Ihnen nothwendig lächerlich vorkommen müſſen. Aber ich habe ſo gar keine Erfahrung in dieſen Dingen.“

„Bitte, bitte, Herr Doctor. Kein Gelehrter fällt vom Himmel. Wir müſſen Alle unſere Lehrzeit durchmachen.“

„Wie habe ich mich nun weiter anzustellen? Schickt man mir das Geld? Muß ich mir es irgendwo holen?“

„Sie haben nur mit dieſen Anzeigebriefen an die Schalter der Häuser zu gehen. Sie bezahlen morgen beim Makler und holen ſich übermorgen das Geld beim Couliſſier.“

„Kann das nicht an demſelben Tage geſchehen?“

„Die Kunden zahlen einen Tag vor den Vermittlern. Das iſt der Brauch.“

„Ihre Bräuche begünſtigen Sie eigenthümlich.“

Pfister lachte. „Die Bräuche hat die Börſe geſchaffen und das Hemd iſt Jedem näher als der Rock. Doch das iſt nicht ſo ängſtlich, wie es ſich anſieht. Die Makler halten ſich allerdings ſtramm an die Satzung, aber die Couliſſe iſt entgegenkommend. Wenn Sie Ihr Geld ſchon morgen haben wollen, ſo wird man Sie auch nicht mit leeren Händen wegſchicken.“

Koppel dankte Pfister und bat ihn um Entſchuldigung, daß er ihn ſo weit zu ſich bemüht hatte. Das

Verhältniß zwischen beiden verschob sich zusehends. Pfisters Gestalt wuchs, die Koppels ging ein. Jener nahm den Ton der gutmüthig herablassenden Ueberlegenheit an, dieser glitt in ein gewisses Abhängigkeitsgefühl, welches aus lebenslanger Gewohnheit seinen ständigen Begleiter in Koppels Gemüthsleben, nämlich einen Anfaß zu triebhafter Achtung, nach sich zog.

Am nächsten Tage eilte Koppel nach Beendigung des Vormittags-Unterrichts, ohne sich einen Augenblick mit Wolzen und den übrigen Lehrern aufzuhalten, nach dem andern Seineufer. Er ging zu Fuße, denn um in Paris einen Omnibus zu nehmen, muß man viel Zeit haben, und Koppel hatte keine. Das Coulißenhäus war in der Rue de Provence, der Makler nicht weit davon, Rue Drouot. Der Kassier des Coulißiers sagte ihm, als Koppel ihm den Anzeige-Brief überreichte: „Verzeihung. Wir bezahlen morgen. Heute bezahlen die Kunden.“

„Ich weiß,“ antwortete Koppel, ohne ein erwachendes starkes Unbehagen zu verrathen, „aber ich wohne, wie Sie aus der Aufschrift ersehen, am andern Ende von Paris und da ich gerade in Ihrem Viertel bin —“

Der Kassier brummte etwas Unverständliches, dann sagte er: „Meinetwegen. Weil es sich um eine Kleinigkeit handelt. Aber bei einem ernstern Betrag müßte ich denn doch bitten, sich an die Regel zu halten.“ Und er zählte Koppel 823 Fr. 10 Centimes auf, die



er ihm zugleich mit einer Abrechnung, dem „bordereau“, hinschob.

Koppel verließ die Schreibstube seltsam erleichtert, fast beschwingt und ging frohgemuth zum Makler. Er machte sich keine Gedanken darüber, daß an dem Schalter eine große Reihe Leute standen, die doch wohl verloren, da sie zahlen mußten. Er fühlte das empfangene Geld in der Brusttasche, in seinem Ohr klangen die Worte des Kassiers nach: „Weil es sich um eine Kleinigkeit handelt.“ Eine Kleinigkeit, achthundert Franken! Welche Beträge war der Mann wohl gewohnt, den glücklichen Kunden auszuführen? Wieviel mußte man sich bei ihm holen, damit er minder geringschätzig blicke und damit der Betrag ihm ein ernster Scheine? Es drückte seine gehobene Stimmung nicht nieder, daß er den größten Theil seines Gewinns beim Makler wieder herausgeben mußte. In seiner Tasche blieben noch immer knisternde veilchenblaue Scheine, in seinem Geldtäschchen Goldstücke, die vorher nicht dort waren, die ihm ohne eine Anstrengung von seiner Seite zugeflogen kamen. Es war spät geworden. Daheim wartete man mit dem Mittagmahl auf ihn. Das Wetter war unfreundlich, das Pflaster schlammig. Wozu auch den Rückweg zu Fuß stampfen, sich abhezen, sich mit Schmutz bespritzen wie ein herrenlos umherstrolchender Straßenkötter? Er konnte sich ja einige Bequemlichkeit gönnen und den Seinen die erstaunte Ungeduld über seine befremdliche Verspätung verkürzen. Er rief eine Droschke an und ließ sich

nach Hause fahren. In den ersten Minuten gab er sich einer schmeichelnden Siegesempfindung hin. Ihm schien, er sei auf dem Wege, Paris zu erobern. Wie er durch die Rue Vivienne rollte, kam er sich schon aus der Menge herausgehoben vor, die sich die Bürgersteige entlang schob. Beim Anblick des Börsenpalastes, auf dessen großer Freitreppe und in dessen Säulengängen eine aus der Ferne sich wie verrückt ansehende Menschenmenge gestikulirte und scheinbar unartikulirt brüllte, mußte er unwillkürlich lächeln. Diese tobenden Knäuel schriean auch für ihn. Aus ihrem poffenhaften und etwas abstoßenden Getöse entwickelte sich für ihn ein neuer Schicksalspruch! Er verweilte indeß nicht lange bei diesen Vorstellungen, denn ein anderer Gedanke begann ihn zu beschäftigen. Es fügte sich glücklich, daß diesmal der Gewinn den Verlust erheblich überstieg. Wie aber, wenn er einige hundert Franken hätte auslegen müssen? Mit diesem Fall hatte er nicht gerechnet, als er seinen Börsenauftrag erteilte, denn er wußte nicht, daß die Unterschieds zweimal im Monate beglichen werden. Seine Frau verwahrte das Geld und die Werthpapiere. Er hätte also von ihr den erforderlichen Betrag verlangen müssen. Mit welcher Begründung? Das heißt unter welchem Vorwande? Denn die Wahrheit durfte er ihr ja nicht sagen. Und selbst jetzt, wo er gewann, war ihm nicht jede Verlegenheit erspart. Was sollte er mit dem Gelde anfangen, das er bekommen hatte und künftig bekommen würde? Behielt er es bei sich, so

wurde es beim Reinigen der Kleider entdeckt. Auch in der Schublade seines Schreibtisches konnte seine Frau es finden. Es ihr zu übergeben war ausgeschlossen, da er nicht verrathen wollte, woher er es hatte. Er erwog allerlei Auskunftsmittel. Das Geld bei einer Bank hinterlegen und ein Checkbuch nehmen. Aber dann mußte er das Checkbuch verheimlichen und die Schwierigkeit war dieselbe wie mit dem baaren Gelde. Die Lüge und die Verstellung, in die er sich einspinnen wollte, wurde ihm kaum mehr bewußt, dagegen nahm er den Humor seiner Sorge wahr. Er wußte schon jetzt nicht, wohin mit dem Gelde! Die alte Volksweisheit, daß der Reiche ebenfalls, ja erst recht, sein Kopfzerbrechen habe! Da hatte er einen lichten Einfall. Er miethete einfach eine der Zellen in den eisernen Schränken, die der Credit Lyonnais dem Publikum zur Verfügung stellt. Dort konnte er Alles unterbringen, was seine Frau nicht sehen sollte. Der Schlüssel würde ihr kaum auffallen. Das war das Ei des Columbus. Der Schlüssel — brauchte er ihn überhaupt zu verbergen? Nein. Er durfte ruhig seiner Frau sagen, daß er einen Geldschrank bei der Bank miethete, und das war das Beste an dieser klugen Lösung. Es war ja wirklich unvorsichtig, die Papiere zu Hause zu lassen. Und auf diese Weise hatte er das Vermögen stets zu seiner Verfügung, ohne die unbequeme Ueberwachung seiner Frau, und wenn einmal, wider alle Wahrscheinlichkeit, eine Liquidation für ihn ungünstig ausfiel, so konnte er durch-

halten, ohne in die peinliche Lage zu kommen, jedesmal seiner Frau Geschichten erfinden zu müssen.

Er war aufgeräumt, als er nach Hause kam, und scherzte, daß er die Seinen habe verhungern lassen. Er fand seine Mutter und Oskar schon bei Tische und Frau Käthe entschuldigte sich, der Junge müsse zur Schule und der Mutter schade Unregelmäßigkeit, deshalb habe sie den Beiden zu essen gegeben, als er um ein Uhr noch nicht heimgekommen sei. Auf ihre Frage nach dem Grunde seiner Verspätung antwortete er obenhin: „Ich hatte zu thun und konnte nicht früher fertig werden.“

Noch denselben Abend brachte er seine Angelegenheit zur Sprache. „Es ist nicht zu rechtfertigen, daß wir unsere Papiere hier in einem einfachen Holzschrank halten. Ich will ein eisernes Spind beim Credit Lyonnais miethen. Das hätte eigentlich schon längst geschehen sollen.“

Frau Käthe war nicht gleich überzeugt. „Seit wann bist du so ängstlich? Das Haus ist doch nie allein. Es ist immer eins von uns da. Und maskirte Räuber kommen doch in der Rue St. André-des-Arts nicht vor.“

Koppel erzählte ihr aber allerlei Vorfälle; er wies darauf hin, daß man auch mit einer Feuersbrunst rechnen müsse, und machte sie ohne allzu große Mühe bedenklich. Sie erkundigte sich nach der Einrichtung dieser Miethschränke, ob man auch gegen Unterschlagung sicher sei und was ein solches Spind koste. Als sie

hörte, daß für die kleinste Gattung vierzig Franken jährlich zu bezahlen seien, verzog sie zwar die Miene, aber sie erhob keine Einwendung mehr gegen die ernste Versicherung Koppels, daß sein Verantwortlichkeitsgefühl ihn zu diesem kleinen Opfer unbedingt verpflichtete.

Der folgende Tag war ein Donnerstag, an dem in Paris die Schulen feiern. Koppel benutzte die freie Zeit, um nach dem Credit Lyonnais zu gehen. Nach dieser Besorgung trat er in ein Schreibwaarengeschäft und kaufte ein großes Lederportefeuille. Es war nicht wohlfeil, aber welche Rolle spielten 25 Fr., wenn man deren täglich einige hundert gewann? Er konnte doch seine Papiere nicht länger in ein Zeitungsblatt und eine Wachsleinwand geschlagen lassen wie bisher. Ein richtiger Kapitalist mußte ein Portefeuille für seine Werthe besitzen.

Ein richtiger Kapitalist! Ein schnöder Zinscheinabschneider! Das war er im Begriffe zu werden, er, der so beredt zu zeigen gewußt hatte, wie verderblich und hassenswerth diese Menschenklasse war. Gewiß, darin lag eine kleine Verleugnung seiner Grundsätze. Aber wem gestattet das Leben schnurgerade Folgerichtigkeit? Sein Vergehen war läßlich. Er beutete schließlich Niemand aus. Das Geld, das er gewann, nahm er keinem Arbeiter ab. Blutzzeuge für seine Gesinnung zu sein hat nur der das Recht, der allein steht. Er schuldete sich seiner Familie. Es wäre Thorheit, aus den bestehenden Einrichtungen keinen Vortheil zu ziehen, weil man sie mißbilligt. Sein unfruchtbares Schmollen

gegen die wirthschaftlichen Ungerechtigkeiten änderte diese doch nicht und wenn er Rentner zu werden trachtete, so geschah es zwar zunächst, um den Seinen ein besseres Los zu bereiten, aber doch auch, um freier und nachdrücklicher für seine Ueberzeugungen wirken zu können. Diese Erwägungen brachten ihn in den schönsten Frieden mit seinem Gewissen.

Die Uebertragung der Papiere in den Miethschrant geschah mit einer gewissen Feierlichkeit. Koppel nahm Frau Käthe mit, als er Nachmittag zum Credit Lyonnais fuhr. Als vorsorglicher Familienvater dachte er an Alles. Zugleich mit der seinen hinterlegte er auch die Unterschrift seiner Frau und sicherte ihr damit das Recht, ohne ihn über den Miethschrant zu gehen. „Das ist für Leben und Sterben,“ sagte er lächelnd; „so gibt es keine Weiterungen, wenn ich dir eines Tages plötzlich fehlen sollte.“ An einem Schalter der Bank mit einem Passirschein versehen, führte er Frau Käthe in die unterirdischen Räume, wo ihm sein Miethschrant angewiesen war. Sie waren mit elektrischem Licht erhellt. Decke und Fußboden bestanden aus dicken Glasfliesen in Eisenrahmen, die Wände aus Stahlplatten. Ein mächtiges Eisenspind reihete sich an das andere. In der Mitte jeder der Kammern, in die der Kellerraum getheilt war, standen Stühle und ein Tisch. Ein Wächter nahm Koppel am Eingang der Treppe, die in die gepanzerten Keller hinabführte, den Passirschein ab und öffnete die stets verschlossene Gitterthür. Unten schloß ein Beamter den Eisenflügel des

Schrankes auf, in welchem sich Koppels Zelle befand, und entfernte sich, um nicht zugegen zu sein, wenn der Miether seine Zelle aufsperrte.

„Passe auf, wie es gemacht wird,“ sagte Koppel und zeigte seiner Frau, wie man die drei Knöpfe neben dem Schlüffeloch so oft drehte, bis die gewählte Gruppe von drei Ziffern erreicht war. „Präge dir die Zahlen gut ein: zwei, siebzehn, sechzehn; unsere zwei Kinder, das Alter von Elsa und von Oskar. Denn was hier verwahrt wird, das ist die Zukunft unserer Kleinen.“

Frau Käthe wunderte sich im Stillen ein wenig über die Bewegtheit, die Koppels Stimme verrieth, und versuchte, das Schloß selbst zu öffnen. Sie drehte tapfer und gesammelt an den Knöpfen, recht langsam, um kein einziges Klack zu überhören, und ließ dann den Schlüssel spielen. Es rührte sich nichts.

„Du hast dich verzählt. Fange von vorn an.“

Frau Käthe that, wie ihr geheißen wurde. Diesmal glückte es. „Weißt du,“ sagte sie lächelnd, als sie fühlte, daß der Schlüssel eingriff und aufsperrte, „ich würdige die schöne Sinnbildlichkeit deiner Ziffern, aber ich finde sie nicht praktisch. Man verheddert sich zu leicht. Wäre es nicht besser, die Zehner wegzulassen und nur die Einheiten zu behalten?“

„Meinetwegen,“ erwiderte Koppel und stellte das Schloß auf die neue Zahlengruppe ein. Als die Thür aufging und Koppel das Lederportefeuille herausholte, rief Frau Käthe: „Wird diese prachtvolle Mappe von der Bank mitgeliefert? Das ist ja großartig!“

Koppel hielt es für überflüssig, sie aufzuklären, und bemerkte nur: „Du vergegenwärtigst dir nicht genug, daß wir hier im Tempel des Reichthums sind. Hinter diesen Eisenthüren ruhen sicher tausend Millionen Franken oder mehr. Dagegen sind die Schatzgewölbe der arabischen Märchen die reine Kinderei.“

„Ja,“ gab Frau Käthe zurück, nachdem sie sich aufmerksam umgesehen hatte, „und die Leute spielen sehr naturwahr die bösen Drachen, die die Schätze hüten.“

Man brauchte nicht so rasch und scharfsäugig zu beobachten wie Frau Käthe, um zu bemerken, daß Alles hier feindseliges Mißtrauen athmete. Der Tisch in der Mitte der Kammer war durch hohe Verschläge nach Länge und Quere in so viele Buchten getheilt, als Stühle vor ihm standen, damit Niemand von seinem Platz auf den des Nachbarn hinüberschieben könne, wenn er Zinscheine abtrennte oder sonst mit seinen Papieren hantirte. Ging Jemand hinter den Personen, die am Tische saßen, vorüber, so wandten sie lebhaft den Kopf nach ihm um, verfolgten ihn mit finsternen Blicken und legten die Arme beunruhigt über ihr Eigenthum. Die Miether, die zu ihrem Spind traten, vollführten minutenlang ein lautes Gerassel mit den Knöpfen, um einen etwaigen Lauscher irrezuführen und zu verhindern, daß er mitzählend ihre Sperrziffern erhorche. Hatten sie ihre Zelle geöffnet, so deckten sie sie mit ihrem Leibe, damit kein Unberufener hineinblicke. Jeder hielt hier anscheinend den Nebenmenschen



für einen Räuber und vertheidigte das Seinige gegen ihn entweder mit Indianerlist oder mit roher, drohender Offenheit.

„In der That, Vertrauen und Nächstenliebe scheinen hier nicht ihre Heimstätte zu haben,“ meinte Koppel, als sie wieder in die Oberwelt hinaufstiegen; „aber Panzerwände, Stahlchränke und Verriegelungen wären auch schwerlich die richtigen Begleiter dieser Gefühle.“

Sein erstes Unternehmen gewährte Koppel ungetrübte Genugthuungen. Die Calabreser stiegen langsam, doch unausgesetzt, die Sizilianer entfernten sich nicht weit von seinem Verkaufspreise. Die drei nächsten Abwickelungen waren drei Triumphe. Er strich viel ein und gab wenig heraus. Er stieg zusehends in der Achtung des Kassiers im Coulissenhaus und das Haupt dieses Hauses selbst knüpfte liebenswürdige Unterhaltungen mit ihm an, wenn er kam, um sich seine Gewinne zu holen, und beglückwünschte ihn verbindlich zu dem Scharfblick, den er bei dem Geschäfte bewährt hatte. Ende März schienen die Calabreser an einem Ruhepunkt angelangt zu sein. Eine Woche lang hielt sich ihr Preis ungefähr auf der gleichen Höhe. Koppel wurde ungeduldig und gab endlich Auftrag, um 340 Fr. zu verkaufen. Das war der kritische Augenblick. Jetzt sollte sich zeigen, ob er das Erangelte auch sicher landen und als endgiltig erworben betrachten konnte. Es kamen drei Tage starker Spannung. Er lief wieder nach der Schule dem „Temps“ entgegen, um die Kurse zu sehen. Am ersten Tage war der Kurs von 340 Fr.

verzeichnet, aber man hatte wohl zu diesem Preise nichts anbringen können, denn er erhielt die ungeduldig erwartete Verkaufsanzeige nicht. Am zweiten Tage fiel der Kurs auf 338 Fr. 75. Das war eine Enttäuschung. Er ermog bereits, ob er nicht den Verkaufspreis niedriger bestimmen sollte, entschied sich aber, noch einen Tag zu warten. Richtig: am dritten Tage schnellte der Preis auf 347 Fr. 50 empor und die letzte Post brachte den ersehnten Brief vom Vermittler, der ihn verständigte, daß seine 100 Calabreser um 340 Fr. verkauft worden seien. Nun that es ihm leid, daß er nicht wenigstens 345 Fr. gefordert hatte, aber er überwand diesen kleinen Aerger und war selbstzufrieden, weil er die Weisheit besaß, sich zu sagen: „Man soll nicht unersättlich sein.“

Stolz schrieb er in sein Taschenbuch 3200 Fr. als Gewinn ein. So viel blieb ihm nach Abzug aller kleinen Aufwendungen für Droshken, Ledermappe u. s. w., die er sich ohne Knickerigkeit genehmigte. Freilich konnte er nur etwa 2300 Fr. wirklich in sein Geldspind legen, denn auf seine Sizilianer hatte er bis dahin etwa 900 Fr. zahlen müssen. Aber diese betrachtete er nicht als verloren, sondern nur als augenblicklich nicht verfügbar, und in seiner Vorstellung schmälerte nichts seinen vollen Gewinn. 3200 Fr.! Erheblich mehr, als er mit vierteljähriger emsiger Arbeit zu erwerben pflegte. Und was hatte er dafür thun müssen? Einen Brief schreiben, einige Viertelstündchen mit Pfister plaudern, Mitte

und Ende des Monats je eine Spazierfahrt zu den Vermittlern machen. Das war Alles. In der That, es war sträflich, daß er nicht schon früher die Hand nach den Früchten des Hesperidengartens ausgestreckt hatte, die man, wie seine Erfahrung lehrte, ohne die kleinste Herkulesarbeit pflücken konnte. Wer weiß, wie weit er jetzt wäre, wenn er rechtzeitig die Gelegenheit wahrgenommen hätte . . .

Pfister verfehlte nicht, ihn in der Anstalt aufzusuchen. „Ich bin mit Ihnen sehr zufrieden, Herr Doctor,“ sagte er, wohlwollender und herablassender als je; „Sie sind für einen Anfänger erstaunlich; Sie haben das Zeug, ein großer Mann zu werden.“

Koppel wollte das Lob bescheiden abwehren, aber Pfister fuhr fort: „Das lasse ich mir gefallen. So muß man speculiren. Mit Ihnen ist es wirklich ein Vergnügen, zu arbeiten. Sie sind nicht nervös, Sie wissen richtig abzuwarten, Sie gehen nicht zu früh und mit zu kleinem Gewinn heraus und wollen andererseits auch nicht gleich die ganze Welt verschlingen, Sie sind musterhaft.“

„Ich bin Märker,“ begnügte Koppel sich zu erwidern; „wir sind zähe Dauerpflanzen.“

„Darauf kommt es an,“ lehrte Pfister mit Autorität; „wer nicht die Geduld verliert, der behält immer Recht; denn an der Börse sieht man jeden Kurs wieder; man muß nur ruhig auf seiner Position sitzen bleiben und nicht ängstlich werden, wenn es mitunter eine Weile gegen den Strich geht. Alle Verluste kommen

daher, daß man sich bange machen läßt und die Flinte ins Korn wirft.“

„Dazu neige ich wenig,“ sagte Koppel und lächelte im Bewußtsein seiner Tapferkeit.

Pfister hatte wieder alle Taschen voll Rathschläge. Er empfahl Koppel mit besonderer Dringlichkeit, in Almaden-Aktien „einzusteigen“. Sie seien zwar in der letzten Zeit schon sehr stark gestiegen, von 180 Fr. auf 450 Fr., aber das sei nur ein Anfang; das Papier werde mindestens auf 1000 Fr. gehen, wahrscheinlich noch höher. Und das Geschäft sei das sicherste, das man jemals gekannt habe. Es habe sich eine mächtige Finanzgruppe gebildet, um den Quecksilberhandel der ganzen Welt zu monopolisiren. Alle Quecksilber-Verthe seien jetzt goldgerändert. Das Quecksilber-Syndikat begreife die ersten Häuser des Platzes in sich. Der große Baron Agostini, der Baron Henneberg, die Eigenthümer der wichtigsten Quecksilbergruben in Spanien und Südamerika seien dabei.

Koppel spitzte die Ohren, als Pfister die Namen abhaspelte. Er versprach, sich die Sache zu überlegen und seinen Entschluß mitzutheilen.

„Zögern Sie nicht lang, Herr Doctor,“ drängte Pfister im Gehen, „sondern greifen Sie rasch zu. Der Almadenkurs macht jeden Tag einen Sprung von 10 bis 20 Franken. Jeder Tag Nachdenken kostet Sie einen Louis.“

Pfisters Mittheilung beschäftigte Koppel lebhaft. Er empfand eine gewisse Verstimmung gegen Henneberg.

Es war nicht freundschaftlich, daß er ihm nicht einen Wink gegeben, als er sein Unternehmen ins Werk setzte. Wenn er selbst erst Millionär war, wollte er an seine Freunde und Bekannten etwas mehr denken, als Henneberg es that. Aber vielleicht war er ungerrecht? Vielleicht schwatzte Pfister ins Blaue wie so oft? Er wollte Gelegenheit suchen, von Henneberg selbst die Wahrheit zu erfahren.

Die Gelegenheit bot sich schon in den nächsten Tagen. Koppels erhielten eine Einladung zu einer Aufführung des „Parsifal“, welche die Baronin Agostini in der Charwoche in ihrem Hotel veranstaltete. Die Einladung lautete für Herrn, Frau und Fräulein Koppel. Sie versetzte die Familie in Aufregung. Der erste Gedanke von Frau Käthe war, sie abzulehnen. Die Baronin hatte sie nie aufgefordert, sie zu besuchen; wenn sie ihre Bekanntschaft nicht pflegen wollte, so hatte es keinen Sinn, sie zu ihren großen Festen zu entbieten. Diese Auffassung bekämpfte Koppel heredit. Es sei bescheiden und zartfühlend, daß die Baronin sie erst rufe, wenn sie etwas besonders Anziehendes zu bieten habe. Dann fand Frau Käthe, daß die Agostinis doch keine passende Beziehung für sie wären, besonders nicht für Elsa; was hatten einfache Leute bei diesen großen Millionären zu suchen? Gegen diesen Grund hatte wieder Elsa Gewichtiges einzumenden. Zu einer Parsifal-Vorstellung würden gewiß sehr viele Leute eingeladen, man werde wie im Opernsaal sitzen und sich an der Aufführung erfreuen können, ohne sich viel

um die Gesellschaft kümmern zu müssen. Als Frau Käthe Gatten und Tochter gegen sich verbündet sah, rückte sie endlich mit der wahren Ursache ihres Widerstandes heraus. Weder sie noch Elsa hatten Toiletten, wie sie nöthig waren, wenn man zur Baronin Agostini gehen wollte; zu Hause zu bleiben mache ihr gar nichts; aber unter den aufgedonnerten Millionärinnen ärmlich und altmodisch erscheinen wie ein brauner Spatz unter Papageien, das wolle sie nicht.

„Wenn es nur das ist,“ rief Koppel lebhaft, „da läßt sich leicht Rath schaffen. Wir haben noch neun Tage vor uns. Zeit genug, um alles Nöthige zu bestellen.“

„Das würde eine theure Opernvorstellung werden,“ wandte Frau Käthe ein.

„Sei doch nicht so pfennigdrückerisch,“ schmeichelte Koppel; „wir haben es ja, du kannst dir doch wahrhaftig ein rechtschaffenes Kleid genehmigen.“

„Ich glaube, du wirst übermüthig, Hugo; das kommt davon, wenn man mit Millionären umgeht.“

„Nein, meine gute Käthe, ich will einfach, daß du mir einmal die Freude bereitest, dich recht schön zu machen. Du bist doch noch keine Greisin und wirst in einem netten Einband mindestens ebenso gut aussehen wie die Damen, die du die aufgedonnerten Millionärinnen nennst.“ Er strich ihr zärtlich mit der Hand über das braune Haar, daß sie leicht erröthete. „Und Elsa wird im Mai achtzehn Jahre alt. Es ist Zeit, daß wir das Mädchen ein wenig hinaustreten lassen.“

Sie kann nicht ewig in dieser verschlafenen Wohnung Dornröschen bleiben. Und wenn wir sie unter die Leute führen wollen, müssen wir auch dafür sorgen, daß sie ein Fähnlein auf dem Rücken hat.“

Elisa ergriff die Hand ihres Vaters und küßte sie dankbar. Frau Käthe blieb nichts übrig, als die Flagge zu streichen.

Die Bestellung der beiden Gesellschaftstoiletten war eine ganze Staatsangelegenheit. Frau Käthe wollte sich an die kleine Schneiderin der Nachbarschaft halten, die zweimal jährlich auf einige Tage ins Haus zu kommen pflegte, um für Großmutter, Mutter und Tochter die Anzüge zur Jahreszeit zu nähen, wobei Frau Käthe und Elsa tapfer mithalfen. Dem widersezte Koppel sich auf das Bestimmteste, da diese bescheidene Näherin unmöglich den Schick für eine Stil-Toilette haben könne. Er bestand darauf, daß man sich an einen der großen Modebazare wende und daß er mitgehe, damit Frau Käthe bei der Ausgabe nicht zu ängstlich sei. Er fuhr vorher allein nach dem Bazar und zettelte mit der ersten Verkäuferin eine Verschönerung. Sie solle, wenn er am folgenden Tage mit seinen Damen wiederkomme, die Preise von Allem, was sie zeigen und was man bestellen werde, um die Hälfte niedriger angeben. Die Verkäuferin warf ihm einen staunenden Blick zu. So viel man auch in einem großen Pariser Modebazar erlebt, das war ihr neu. Es war ihr ganz geläufig, daß die Damen ihre Rechnungen in halber oder doppelter Höhe ausstellen ließen,

je nachdem der Gatte oder ein Anderer sie bezahlte, aber daß ein Mann an seinen Damen frommen Betrug üben und ihnen unter dem Vorwande der Billigkeit Theures aufnöthigen wollte, das war ihr noch nie vorgekommen. Sie spielte indeß ihre Rolle mit vollendeter Natürlichkeit vor Frau Käthe und Elsa. Sie zeigte die schönsten Seidenstoffe, Spitzen und Blumen und die verführerischsten Modelle und wenn Frau Käthe erschrocken abwehrte und Einfacheres zu sehen verlangte, so sagte die Verkäuferin, sie habe Unrecht, die Gelegenheit nicht wahrzunehmen, es sei ein Reklameartikel und um die Hälfte des angeschriebenen Preises feil. Durch diese Künste wurde Frau Käthe bestimmt, bis zu 200 Franken für eine Robe zu gehen. Koppel wollte nun, daß sie auch gleich Umhüllen für sich und Elsa bestelle, und ohne sich an ihre leisen, heftigen Einsprüche zu kehren, setzte er auch dieses durch. Als sie auf der Straße waren, schlug Frau Käthe die Hände zusammen. „720 Fr.! Das ist ja himmel-schreiend.“

„Es geschieht nicht jeden Tag,“ tröstete Koppel seelenvergnügt. „Wenn die Gute ahnen würde, daß es in Wirklichkeit 1440 Fr. sind!“ dachte er; „sie würde sich eine Krankheit anärgern. Man muß eben auch dazu erzogen werden, sich etwas Hübsches zu gönnen und die Dinge nach ihrem Werthe zu bezahlen. Aber sie wird es hoffentlich lernen.“

Als man die Kleider zum Versuchen brachte, ließ Elsa es sich nicht nehmen, Adele und Blanche Mas-



majour hinaufzurufen. Die Mädchen ihrerseits gönnten sich den Anblick nicht allein und holten auch ihre widerstrebende Mutter dazu. Die drei bewunderten aufrichtig, neidlos, aus Freude am Schönen. Frau Käthe hatte eine Faille-Robe in wechselnder Perlgrau- und Blaklila-Farbe mit etwas dunkleren Samtschleifen gewählt; das Kleid war mäßig ausgeschnitten, denn die Verkäuferin hatte entschieden darauf bestanden, aber Frau Käthe hatte von dem unerbittlichen Mode-Drakel das Zugeständniß erlangt, daß eine Blondspitzen-Garnirung den Büsten- und Armausschnitt deckte. Elsas Robe war ein hingehauchtes Gedicht von Crêpe de Chine in Blakgrün mit Aufputz von zartestem Rosa. Von dem weichen Stoff gleichsam umschäumt, schien sie in eine jener duftigen Wolken gehüllt, mit welchen Watteau, Boucher und Fragonard ihre Göttinnen zu umgeben pflegen. Die Umhüllen waren für Mutter und Tochter aus kirschrothem Plüsch mit Schwan verbrämt und mit stahlblauer Seide gefüttert. Die ungestüme Blanche fiel Elsa um den Hals, als sie sie in ihrer Pracht sah, und Adele murmelte: „Das ist königlich.“ Nachdem die Arbeiterin gegangen war, machte Frau Masmajour Frau Käthe zu ihrem vollkommenen Geschmac Komplimente, aus denen deutliches Erstaunen herausklang, und fügte naiv hinzu: „Keine Französin hätte besser gewählt; Stoff, Schnitt, Farbenzusammenstellung, Alles ist vortrefflich. Freilich, Fräulein Elsa ist ja schon eine Pariserin.“ Sie erkundigte sich dann, für ihre unzarte Neugierde um Entschuldigung bittend, nach dem

Preise, den ihr Frau Käthe nannte, wie er ihr bekannt war. Frau Masmajour war so überrascht, daß sie eine kleine Weile wortlos blieb. Dann sagte sie: „Nun, Sie werden sich nicht beklagen, daß man Sie in Paris übervorthelt, wie die Ausländer es gern thun.“

An dem Abend, an dem Frau Käthe und Elsa ihre Toiletten zum erstenmal anlegten, weinte die alte Frau Koppel vor Rührung über den entzückenden Anblick und auch auf Oskar machte dieser einen so starken Eindruck, daß er ganz verschüchtert war. „Ach, was du schön bist!“ sagte er halblaut zu seiner Mutter und wagte kaum, ihr ehrerbietig, den Leib möglichst zurückgezogen, die Hand zu küssen. „Und du, Elsa, du bist mir fast zu vornehm für eine Schwester.“

„Sei doch nicht albern,“ erwiderte Elsa lächelnd und klopfte ihm liebevoll auf die Wange.

„Wir sind jetzt die Nischenbrödel und bleiben hübsch daheim,“ flüsterte Oskar seiner Großmutter zu.

„Seht mir mal den Gelbschnabel an!“ rief die alte Frau; „möchtest du nicht etwa auch in Soiréen laufen? Mache du fleißig deine Schulaufgaben und dann gehe zu Bett, wie sichs gehört.“ Um Elsa trippelte sie herum, um sie von allen Seiten zu betrachten. Sie konnte sich an ihr nicht sattsehen. „Wenn du nicht als Braut heimkommst, so können in der Soirée außer dir nur alte Weiber gewesen sein.“

Elsa lachte laut auf. Dieser Gedanke war ihr wirklich noch nicht gekommen. Sie hatte eine frische,

künstlerisch geknitterte Robe noch nicht als Angriffswaffe aufzufassen gelernt.

Koppel hatte selbstzufrieden, doch sinnend bei dem rührsamem Familienauftritt gestanden. Er war stolz auf Frau und Tochter, ein wenig auch stolz auf sich, daß er ihnen möglich gemacht hatte, sich so vortheilhaft zur Geltung zu bringen. „Jetzt sieht man erst, was Alles fehlt,“ bemerkte er lächelnd.

„Was denn?“ fragte Elsa.

„Dir nichts; du hast deine Jugend. Aber Mutter würde ein Perlhalsband gut kleiden.“

„Warum nicht auch ein Brillantdiadem im Haar?“ rief Frau Käthe beinahe ärgerlich.

„Warum nicht?“ gab Koppel zurück.

„Dann doch auch schon eine Equipage mit Lakaien und dem übrigen Klimbim.“

„Mit alledem würdest du dich ebenso gut abfinden wie die Baronin Agostini,“ antwortete Koppel ruhig und sah im Geiste seine Frau bereits von dem Luxus umgeben, den sie nur selbstverspottend erwähnte.

Er bemerkte sehr, daß seine Miethdroische die einzige in der langen Reihe von Wagen war, die die Gäste an das Hotel Agostini brachten. Wer weiß, vielleicht wird auch er einmal mit den Seinen bei solchen Gelegenheiten im eigenen Coupé vorfahren können.

In der blendend erleuchteten Halle, auf der Treppe, die von Lakaien in der überreichen Agostinischen Livrée eingesäumt war, bewegten sich Damen in Toiletten von Worth und überrieselt von Diamanten und Perlen,

die große Vermögen darstellten, neben Koppels, aber alle wandten offen oder verstohlen den Kopf nach Elsa, die wie der lebendig gewordene Frühling zwischen ihren Eltern schritt. Ihre alabasternen vollen Wangen, ihre freie weiße Stirn, ihre kirschrothen Lippen schienen von einem leuchtenden Schmelz überfangen und ihr schlank getragener Kopf mit einer Rosenknospe als einzigem Schmuck in der schweren Fülle altgoldig braunen Haares war von ferngesunder, verhalten brausender Jugend und heller Schönheit wie von einem Heiligenschein umflossen. Ihr Eintritt in den Saal erregte Aufsehen. Sie war das einzige junge Mädchen in der Gesellschaft, die aus selbstbewußt blickenden, vorwiegend reifen Herren und einer Minderzahl äußerst eleganter Damen bestand, unter denen die noch etwas jugendlichen und leidlich hübschen auffallende Ausnahmen waren.

Der Haushofmeister meldete mit lauter Stimme die Ankömmlinge, welche die Baronin Agostini und ihr Gatte an der Flügelthür empfingen. Die Baronin hatte ihre stolze Maske vor und ihr Kopfnicken, ihre Knixe waren überaus gemessen. Frau Käthe und Elsa aber begrüßte sie mit ihrem sonnigsten Lächeln, sie behielt die Hände der beiden in den ihrigen, winkte einen der Lakaien, die im Vorsaale umherstanden, heran und befahl ihm, die Damen in ihre eigene Loge zu geleiten.

Der große Saal war nämlich in einen richtigen Theaterjaal von höchster Eleganz umgestaltet. Die

Decorations war in Weiß, Gold und Blau gehalten: weißlackirte Täfelung, durch Stäbe, Gewinde und Rahmen von Gold gegliedert, hellblaue Decke, dunkelblauer Teppich, lapislazuliblauer Sammt zu allen Drapirungen. Zu beiden Seiten des Saales waren je vier geräumige Logen aufgebaut, die mit ihrer muschelförmigen Brüstung in Weiß und Gold, ihren blausamntenen Randwülsten und ihrer Capitonirung aus demselben Stoffe wie ebenso viele Schmuckkästchen aussahen. Zwischen den auch rückwärts nur bis zur Höhe der Brüstung abgeschlossenen Logen und den Saalwänden zog sich ein breiter Gang hin, der den bequemsten Zugang zu ihnen gewährte. Im Saale standen acht Reihen von je zehn üppigen blausamntenen Armstühlen mit vergoldetem Gestell, die nach rückwärts sacht anstiegen. An den Saal schloß sich ein in den Hofraum hinausgebauter, auf eisernen Säulen ruhender Wintergarten von großer Ausdehnung an, den sonst eine Glaswand vom Innenraum trennte. Diese Wand war jetzt entfernt und der Wintergarten nahm das Orchester und die Bühne auf. Den Saal schloß vorn ein Saum von prachtvollen Azaleen, Tulpen, Crocus und Hyazinthen in allen Farben ab, jenseits dessen eine breite und lange Senkung für das Orchester abgetäuft war, eine Nachbildung des orthodoxen „tönenden Abgrunds“ von Bayreuth.

Die Damen waren in den Logen gruppiert, die Herren erhielten die Armstühle im Saal angewiesen, soweit sie nicht vorzogen, in den Logengängen und im

freien Raum hinter den Stuhlreihen zu bleiben. In diesem Raume erblickte Koppel bei seinem Eintritt sofort Henneberg, der mit Kohn, dem Grafen Beira und einem unbekanntem jungen Herrn beisammen stand. Henneberg begrüßte Koppel herzlich und machte ihn mit dem fremden Herrn bekannt. Es war der Premierlieutenant von Brünne-Tillig, der der Pariser Botschaft beigegeben war; rothblond, schlank, Ende der Zwanzig, mit Monocle vor dem stahlblauen Auge, aufgesträubtem Schnurrbart, standesgemäß gescheiteltem und bis zum Nacken durchgezogenem Haar, sicher in der Haltung, verbindlich doch kühl in der Rede, gewandt in den Bewegungen, unverkennbar zufrieden mit der Welt und sich selbst. Nach einigen allgemeinen Redensarten, wie Landsleute in der Fremde sie bei einer ersten Begegnung austauschen, stieß Brünne-Tillig plötzlich einen Ruf des Erstaunens aus: „Schwerebrett, das muß ich sagen! Wenn solch eine junge Pariserin sich die Mühe nimmt, reizend zu sein, dann ist sie es auch bis in die Puppen. Wer ist denn diese Märchenprinzessin?“

In diesem Augenblick hatten Frau Käthe und Elsa in der ersten Loge links Platz genommen, Elsa an der Brüstung, Frau Käthe trotz der ehrerbietigen Handbewegungen des führenden Lakaien im hintern Lehnstuhl.

Ehe Henneberg, an den die Frage gerichtet war, antworten konnte, beeilte Koppel sich, zu erwidern:

„Sie sind zu gütig, Herr von Brünne-Tillig. Die Märchenprinzessin ist meine Tochter.“

„Meine Glückwünsche, Herr Doctor. Verzeihen Sie die Aeußerung. Ich konnte nicht ahnen. Ich war wirklich überrascht.“

„Bitte, bitte.“

„Ich werde wohl um die Ehre bitten dürfen, dem gnädigen Fräulein vorgestellt zu werden.“

„Mit Vergnügen.“

Bortherhand konnte die Vorstellung nicht erfolgen, denn das Orchester begann seine Tonwerkzeuge zu stimmen, die letzten Gäste waren eingetroffen, die Baronin verließ ihren Platz am Saaleingang und begab sich unter Borantritt des Haushofmeisters in ihre Loge, Baron Agostini aber schlüpfte mittlerweile diskret zur Thür hinaus. Allerdings nicht unbemerkt. Kohn hatte sein Verschwinden wahrgenommen.

„Wie, wenn wir es machten wie Agostini?“ flüsterte er Koppel zu. „Wenn die Thür geschlossen wird, ist der Rückzug abgeschnitten, wenigstens bis zum Akt-schluß.“

Koppel wäre gern geblieben. Aber stärker als sein Wunsch, die Oper kennen zu lernen, von der er viel gelesen hatte, war sein Verlangen, über das berühmte Quecksilber-Monopol in Ruhe und Ausführlichkeit plaudern zu können. Daß Kohn eingeweiht sei, bezweifelte er nicht.

Henneberg beantwortete mit einem verneinenden Kopfschütteln Kohns Einladung, mitzukommen. Dieser

glitt also, nur von Koppel begleitet, aus dem Saale. Hinter ihnen schlossen die Lakaien die Thürflügel und einen Augenblick später rauschten die ersten Takte des Vorspiels auf.

Kohn wußte im Hotel Agostini Bescheid. Durch einen gobelingeschmückten Gang und eine hohe geräumige Bücherei mit Prachtbänden, Marmor- und Bronzebüsten und einem sinnbildlichen Deckengemälde führte er Koppel in ein japanisches Rauchzimmer, wo schon einige andere Cyniker vor dem Kunstgenusse Zuflucht gesucht hatten.

„Halten Sie mich für keinen Barbaren,“ sagte Kohn, während er eine Zigarre ansteckte und sich schwelgend in einen bepfühlten Divan versenkte. „Ich interessire mich natürlich sehr für Wagner; wie für jeden hervorragenden Antisemiten. Ich bin in Bayreuth gewesen. Aber ich habe es bayreut. Nein. Dieses Bühnenaiweihfestspiel ist nicht mein Parsi-Fall. Es geht mir daran zu kundry-bunt her. Stellenweise hätte ich mir gern Montjal-Watte ins Klings-Ohr gesteckt.“ Als er die Verblüffung auf Koppels Angesicht sah, fügte er entschuldigend hinzu: „Wenn ich von Wagner spreche, verfall' ich unwillkürlich in den Kalauer, wo er am tiefsten ist. Das ist die demoralisirende Wirkung seiner Musik auf mich.“

Koppel suchte seinen Widerwillen vor Kohns Wortweizelei zu überwinden. „Die Baronin ist offenbar eine ausbündige Wagnerchwärmerin. Eine solche Auf-  
führung muß ja heillose Umstände machen.“



„Was meinen Sie wohl! Die Herrichtung des Saales, des Orchesters und der Bühne hat allein 40 000 Franken geklappt. Und nun das ganze Orchester der großen Oper, die Kundry, die sie sich eigens aus Deutschland verschrieben hat, der erste Tenor — ich schätze, daß das Vergnügen die Baronin heute Abend so ein fünfundsechzigtausend Fränkchen kostet.“

„Das ist happig.“

„Für das, was sie dafür hat, in der That ein kloziges Geld. Aber was macht das den Agostinis, besonders jetzt, wo das Quecksilbergeschäft dem Baron jeden Monat so etwas wie ein halb Duzend Millionen zuleitet.“

„Nanu.“

„Eher mehr als weniger.“

„Sie sind ja wohl auch an dem Geschäft betheiligt, Herr Kohn?“

„O, ich bin nur das fünfte Rad am Wagen und Gewinnen,“ lächelte Kohn. „Nein, der große Macher ist Ihr Freund, der Baron Henneberg. Das ist ein genialer Mensch! Alle Wetter! Was der anrührt, das schwitz Gold in Strömen.“

„Ist es unbescheiden, wenn ich Sie bitte, mir über dieses Quecksilbergeschäft etwas Näheres zu sagen?“

„Die Sache ist ja kein Geheimniß mehr. Baron Henneberg hat einfach den Gedanken gehabt, die Weltbestände an Quecksilber aufzukaufen und mit allen bekannten Bergwerken langjährige Verträge zu schließen,

die ihm das ausschließliche Bezugsrecht auf die ganze Ausbeute zu einem vereinbarten Preise sichern. Das ist jetzt festgemacht, so daß keine Maus einen Faden abbeißt. Es war glänzend erdacht und ausgeführt. Keine drei Monate hat der Baron gebraucht, um sich des Gegenstandes vollkommen zu bemächtigen. Erzeugungszugungs- und Verbrauchsstatistik, Kostenpreis der Waare in allen Bergwerken, Organisation des Geschäfts, Alles war bewältigt. Und die Verträge hat er dann, abgesehen von zwei Reisen nach London, von seinem Kabinet aus zu Stande gebracht, innerhalb weniger Tage und ohne daß die einzelnen Bergwerke ahnten, was mit den anderen vorging. Es war großartig gearbeitet. So ein preußischer Junker kann doch Alles, was er will.“

„Ein preußischer Junker — hm!“ meinte Koppel.

„Ich weiß natürlich, daß sein Titel ein portugiesischer ist.“

„Sein Titel?“ fragte Koppel überrascht.

„Wie, ist Ihnen das unbekannt?“

„Ich dachte, man nenne ihn Baron, weil er sich in der Hochfinanz bewegt.“

„Nein nein, er ist von Portugal vor Kurzem in den Freiherrnstand erhoben worden. Es war sogar sehr spaßhaft. Die Portugiesen wollten ihn durchaus zum Marquis machen, aber er wollte Baron sein und nichts Anderes. Doch ich meinte nicht seinen Titel, ich meinte seine Abstammung.“

„Allerdings — auf diese Weise —“

Nordau, Drohnenschlacht.

„Es war eine Ueberraschung, wie man sie nicht oft erlebt, als der Baron Anfang Januar die paar Freunde zu sich lud, aus denen er sein Syndikat bildete. Ruhig und klar, wie er früher als Lehrer seinen Rangen den pythagoräischen Lehrsatz erklärt haben mochte, trug er uns die Sache vor, in weniger als zehn Minuten. Hier sind die Zahlen, hier die Schlußzettel über die Quecksilberkäufe, hier die Verträge mit den Bergwerken. Wir haben jährlich so und so viel Millionen auszusahlen, so und so viel werden wir einnehmen, so und so viel Millionen bleiben uns Reingewinn, das macht in zehn Jahren so und so viel. Punktum. Als er den Mund schloß, blieb kaum etwas zu fragen oder zu antworten. Sogar der General Zagal hatte verstanden und jeder der Anwesenden mußte bei Seller und Pfennig, um wie viel Millionen er in diesen zehn Minuten reicher geworden war. Der alte Agostini, sonst kaltschnauzig wie ein gesunder Hund und verschlossen wie eine Kasse, war so begeistert, daß er Henneberg umarmte. Buchstäblich.“

„Das wird Henneberg schwerlich als seinen schönsten Lohn betrachtet haben.“

Kohn lächelte eigenthümlich, verweilte aber nicht bei der Bemerkung. „Natürlich wurden die Wirkungen der Operation rasch bemerkt, als die Quecksilberpreise angemessen hinaufgesetzt wurden. Die Börse spitzte die Ohren. Sie glaubte an eine Schwänze. Die einen liefen mit, als sie munkeln hörten, wer im Syndikat

sigt, die anderen fixten. Jetzt sind die Fixer vermuthlich schon zur Einsicht gekommen, daß sie sich den Strick um den Hals gelegt haben. Sie werden nach meiner Schätzung so ein achtzig oder hundert Millionen bluten. Das ist ein Sondergewinn, der zum regelrechten hinzutritt. Es ist der einzige unvorhergesehene oder doch nicht in diesem Umfang vorhergesehene Zufall in dem Geschäft, bei dem sonst alle Ueberraschungen ausgeschlossen sind.“

„Nur nicht die Ueberraschung der Quecksilberkäufer, wenn sie die Waare plötzlich vertheuert finden.“

„Der Preis ist verdoppelt,“ bemerkte Kohn ruhig.

„Finden Sie das richtig?“

„Warum soll ich nicht? Ist es denn ein Naturgesetz, daß Quecksilber gerade 3 und nicht 6 Pfund die Flasche kosten muß? Ein Lebensbedürfniß ist es nicht. Oder doch nicht für Alle.“ Er blinzelte, wie er beim Witzeln zu thun pflegte, urtheilte aber, daß es geschmackvoller sei, eine geistreiche Bemerkung nicht laut werden zu lassen, über die er sich innerlich ergötzte. „Die es brauchen, können es gern und gut bezahlen, und die Anderen geht es nichts an.“

„Das ist doch aber eine furchtbare Ausbeutung.“

„Die Antheilseigner der Almaden-Gesellschaft und der Französisch-morgenländischen Bank werden das kaum finden, wenn sie ihre verdreifachten Dividenden einstreichen. Zu klagen haben nur die Fixer. Und für die werden Sie hoffentlich nicht viel übrig haben.“

„Nein. Aber solcher Waarenwucher ist doch etwas entsetzlich Gewaltthätiges. Ihr Syndikat ist durch seine Millionen stärker als der Käufer und es mißbraucht die Ueberlegenheit zu seiner Brandschakung.“

„Es ist nicht so gefährlich, Herr Doctor. Die Verbraucher sind Zehntausende, in letzter Reihe sogar Millionen. Jeder einzelne spürt die Preiserhöhung kaum. Das Syndikat dagegen besteht aus einem halben Duzend Personen. Da können sich die kleinen Abgaben allerdings zu großen Beträgen sammeln. Glauben Sie nicht, daß es auch seine Vortheile hat, wenn einige bedeutende Vermögen aufgebaut werden, ohne daß dies der Menge fühlbare Opfer auferlegt? Fragen Sie unsere Kundin von heut Abend, ob sie entrüstet war, als sie ihre dreitausend Franken Spielhonorar bekam. Fragen Sie unsern Freund Pierre, Sie erinnern sich wohl, den Maler, der bei Hennebergs Diner Ihr Nachbar war, fragen Sie ihn, ob ihn die Aufträge kränken, die er von Henneberg kürzlich erhalten hat. Es hat Alles zwei Seiten, Herr Doctor.“

Koppel machte keinen Versuch, Kohn zu widerlegen. Vor sich selbst entschuldigte er das Aufgeben seines Standpunktes mit dem Gedanken, daß er ja nicht Kohn zu wirthschaftlicher Sittlichkeit befehren, sondern von ihm etwas Nützliches erfahren wolle. Nach einer kleinen Pause fragte er ihn wie obenhin: „Soll man also Almaden kaufen, Herr Kohn?“

Dieser sah ihn überrascht an. „Fragen Sie für sich, Herr Doctor?“

„Warum nicht, wenn es ein sicheres und gutes Geschäft ist.“

Rohn that schweigend einige Züge an seiner Cigarre. „Wenn Sie die Absicht haben, das Papier hinzulegen, dann könnten Sie Schlechteres kaufen als Almaden. Auf zehn Jahre hinaus ist Ihnen eine gute Dividende sicher. Wahrscheinlich noch viel länger. Denn die Verträge werden ohne Zweifel vor ihrem Ablauf erneuert werden. Französisch-morgenländische Bank ist noch besser. Sie ist geringeren Schwankungen ausgesetzt als Almaden, in denen ungeheure Baïsse-Positionen bestehen und um die in den nächsten Monaten auf Leben und Tod gekämpft werden wird. Aber vor bloßer Spekulation müßte ich warnen.“

„Sie sagen doch, daß das Geschäft ganz sicher ist?“

„Allerdings, nach menschlichem Ermessen. Aber wer kann unbedingte Bürgschaft übernehmen? Spekulation enthält immer einen Bruchtheil Gefahr, selbst im besten Papier. Darum hat ein Familienvater mit begrenzten Mitteln nicht das Recht, zu spekuliren, wenn dies nicht sein Beruf ist.“

„In Paris, glaube ich, spekulirt Jeder.“

„Ja. Aber ich kenne keinen Außenstehenden, der von der Börse etwas heimgetragen hat.“

„Ist das nicht eine phönizische Sage von den Schrecken des Oceans, um sich unbequemen Wettbewerb vom Halse zu halten?“

„Ich bitte Sie, Herr Doctor, wenn Außenstehende spekuliren, gewinnen wir sicher, zum allermindesten doch

den Malterlohn. Es ist reine Gutherzigkeit, wenn ich zu Vorsicht rathe.“

Koppel sah im Geiste seine Zelle im Sicherheitsraum des Crédit Lyonnais und die an der Börse gewonnenen violetten Scheine, die dort lagen, und er dachte: „Das weiß ich besser.“

Der erste Aufzug des „Parsifal“ war zu Ende und ein Theil der Zuhörer verließ den Saal, um eine Cigarette zu rauchen oder am Büffet ein Glas Sekt zu trinken. Henneberg erschien an der Thür des japanischen Rauchzimmers. An dem Gefolge, das ihn wie ein Hof umgab, konnte man ermessen, was er für großer Mann geworden war. Er suchte Koppel mit den Augen und trat rasch auf ihn zu, als er seiner ansichtig wurde.

„Du läßt dir einen großen Genuß entgehen,“ sagte er.

„Wenn ich mich mit Herrn Kohn unterhalte, verliere ich meine Zeit auch nicht. Wie ich erfahre, bist du also auf dem Wege, Milliardär zu werden?“

„Eine Milliarde ist doch ein bischen viel,“ meinte Henneberg mit stolz bescheidenem Lächeln, während er sich neben Koppel niederließ. Da er deutsch sprach, zogen sich Bagal und einige andere Herren, die ihn begleiteten, zurück. Auch Kohn trat zu einer andern Gruppe und ließ die beiden Freunde allein.

„Und mit keinem Ton zu verrathen, was du webtest. Ich hätte dich nie für einen so vollendeten Duckmäuser gehalten.“

„Mundhalten ist die erste Bedingung des Gelingens bei diesen Sachen.“

„Aber Kohn und die Anderen hast du doch in das Geheimniß gezogen?“

„Als Alles gestellt und gelegt war. Das mußte sein. Ich allein mit meinen paar Millionen konnte den Berg nicht bewegen. Da mußten starke Schultern mitstemmen.“

„Ist Kohn ein so starker Mann?“

„Er ist ja nicht gerade unbemittelt. Vier oder fünf Millionen wird er wohl werth gewesen sein, als er ins Syndikat eintrat. Aber er ist einer der ersten Arbitragisten des Platzes und als Börsentechniker unschätzbar. Doch lassen wir diese öden Dinge.“

„Thu doch nicht so. Du würdest dich ihnen schwerlich widmen, wenn sie dir so öde erscheinen würden.“

„Zu meiner Unterhaltung geschieht es nicht, das magst du glauben.“

„Wozu sonst? Du warst doch auch ohne dein Quecksilber ein reicher Mann —“

„Reich! Reich! Was ist reich? Ich kenne in Paris einen alten Gelehrten, der hält sich für reich, wenn er fünfzig Franken im Monat verdient. Es hängt Alles davon ab, was man vom Leben fordert und erwartet. Ich kann mich nicht mehr in der Mittelmäßigkeit bescheiden. Man muß seine billigsten Wünsche unterdrücken und gegen solchen Zwang empöre ich mich. Nimm zum Beispiel ein Erlebniß aus den jüngsten



Tagen. Zum Januartermin zog ein Raubbein in mein Haus, gerade in die Wohnung über mir. Was dieser Mensch und sein Familienanhang zu allen Tages- und Nachtstunden tobten, das ist nicht zu beschreiben. Es war nicht länger auszuhalten. Ich hatte nur die Wahl, entweder selbst auszuziehen oder den Andern hinauszumerfen. Ich bin ein unglückliches Gewohnheitsthier. Es hätte mich gestört, meine Kambuse zu verlassen. Ich bin nun einmal in sie hineingewachsen. Es blieb also nichts übrig, als mir vom Nachbar den Frieden baar zu erkaufen. Aber es war nicht wohlfeil, ihn zu bestimmen, daß er mitten im Winter mit Kind und Kegel wanderte. Bei dieser Gelegenheit befreite ich das Haus auch von den übrigen Miethern und um nicht immer von vorn anfangen zu müssen, habe ich gleich das ganze Haus gekauft. So habe ich mir Ruhe geschafft. Aber du siehst, daß man dazu bemittelter sein muß, als ich zum Beispiel noch im vergangenen Herbst war.“

„So lebst du jetzt allein in dem großen Hause?“

„Ja. Und das ist eine Wonne. Eine Insel der Einsamkeit mitten im belebtesten Viertel von Paris. Es ist merkwürdig, wie die Urtriebe im Menschen wieder hervorbrechen, wenn sie nicht länger vom Zwang der Verhältnisse unterdrückt sind. Ich entdecke in mir den Hang meiner niedersächsischen Vorfahren, auf ihrem alleinstehenden Hofe fern von Nachbarn zu hausen.“

„Du könntest ihn billiger befriedigen, wenn du auf dem Lande lebst.“

„Siehst du wohl, dazu bin ich noch nicht reich genug. Ich bin noch an Paris gebunden. Und dann, es ist auch auf dem Lande nicht so billig, wie du dir vorstellst, wenn man nämlich zwar ungestört sein will, aber auf die Bequemlichkeiten der Gesittung nicht verzichten möchte. Um wenigstens ein Kilometer von Radfahrern, peitschenknallenden Fuhrleuten und johlenden Dorfbälgen entfernt zu sein, muß man mitten in einem Park von mindestens zwei Kilometer Durchmesser leben. Das gibt schon vier Geviertkilometer oder vierhundert Hektar. Dazu ein leidliches Haus, eine gute Gegend — es sollte dir schwer werden, das für eine Million zu finden.“

Koppel dachte alle die Zeit an den Ziegenstall unter der Treppe, wo Henneberg seine Knabenjahre verbracht hatte.

„Du bist freilich ein bischen anspruchsvoll. Nun, um so besser, wenn du es sein kannst. Ich will hoffen, daß dies das Glück ist.“

In Hennebergs Antlitz zuckte es und seine Miene wurde finster. „Glück! Glück ist nicht Funktion von Geld, um es mathematisch auszudrücken. Das ist eine Sache der Seele, nicht der Tasche. Man hat es in sich oder man hat es nicht. Aber in Ermangelung von Glück gibt es häufige Befriedigungen. Die sind die kleine Münze des Glücks und dreißig Groschen machen auch einen Thaler.“

„Ich frage mich, ob bloße Befriedigungen solche Anstrengung werth sind.“

„Das kommt denn doch auf die Anstrengung und die Befriedigungen an. Meine Anstrengung bestand in einem Einfall, der kommt eben und ist da. Und meine Befriedigungen sind vielleicht doch nicht die eines Nachtwächters. Früher sind die Leute mir auf den Kopf gestiegen. Es ist eine angenehme Abwechslung, daß ich jetzt auf den Köpfen der Leute spazieren gehen kann.“

„Das stelle ich mir holprig vor.“

„Man muß ein Gleichniß nicht todtreiten, du Schulfuchs,“ sagte Henneberg lächelnd.

„Einstweilen bin ich dies allerdings noch.“

Diese Bemerkung war Koppel halb unbewußt entfahren. Sie that ihm gleich leid, denn ihm schien, als habe er ein Geheimniß ausgeplaudert, das er sich selbst kaum bekannte. Henneberg hatte jedoch seine Worte wenig beachtet und sich jedenfalls nichts bei ihnen gedacht.

„Ich habe heute Abend den König nicht gesehen,“ sagte Koppel ablenkend, da ihm das Gespräch unbehaglich zu werden begann.

„Welchen König?“

„Den von Laos. Ich kenne doch nicht so viel gekrönte Häupter.“

„Ach so! Nein, den kannst du hier nicht sehen. Bei der Baronin verkehrt nur völlig Unzweifelhaftes. Für eine lustige Person hat sie nicht genug Sinn.“

„Was treibt der Kauz? Ist er schon in sein Königreich zurückgekehrt?“

„Nein. Er sucht noch immer eine Anleihe. Ich ertappe mich manchmal bei einer gewissen Neigung, ihn flott zu machen. Es ist wegen des Spafes, ihn mit seinen Marschällen und Herzögen dort hinten in Asien seine Königs-Tragikomödie aufführen zu sehen.“

„Ich glaube, wenn du dem Mann die Anleihe bewilligst, so ist er klug genug, sie in Paris zu verjubeln.“

„Doch nicht. Er ist eine echte Abenteurernatur und seine Königspielerei macht ihm noch mehr Vergnügen als Weiber und Sekt. Ich spüre das ganz bestimmt in ihm. Sonst würde mich der Bursche ja nicht interessieren.“

Der japanische Rauchsalon begann sich zu leeren. Auch aus dem Büffet strömten die Gäste in den Saal zurück. „Der zweite Akt fängt an,“ sagte Henneberg sich erhebend. „Komm. Den wirst du doch anhören wollen.“

Koppel trat ein. Die Baronin Agostini war noch nicht da, sie erschien jedoch gleich darauf, begleitet von Frau Käthe und Elsa, denen Herr von Brünne-Tillig folgte. Eine Handbewegung der Baronin lud ihn ein, während des Auftritts in der Loge zu bleiben. Die Baronin bestand diesmal darauf, daß Frau Käthe an der Brüstung sitze. Als sie Platz nahm, suchte sie mit den Augen ihren Mann und lächelte ihm erfreut und erröthend zu, da sie ihn in einem Lehnstuhl der letzten Reihe an der Seite Hennebergs erblickte.

Koppel genoß die Aufführung nicht so sehr unmittelbar wie durch die blitzenden Augen und die schwärmerische Hingerissenheit von Elsa, die keinen Blick von der Bühne wandte und ganz in den Abenteuern der Blumenmädchen und Kundrys aufzugehen schien. Er hatte seine Tochter nicht oft ins Theater geführt und sie brachte der Märchenwelt jenseit der Rampe unabgestumpfte Begeisterungsfähigkeit und Glauben entgegen. Auch Hennebergs Augen hingen weit mehr an der Loge als an der Bühne und als der Vorhang nicht niederging, sondern aufstieg und sich wie ein ungeheurer mit liebenswürdigen Vorgängen bemalter Rococo-Fächer entfaltete, da faßte Henneberg Koppel am Arm und sagte: „Nun laß uns aber höflich sein. Wir haben die Damen viel zu sehr vernachlässigt.“

Elsa eilte ihrem Vater entgegen, als er am Eingang der Loge erschien, in der die Baronin sich zum Gehen erhoben hatte, streckte beide Hände nach der seinen aus und rief französisch, wie immer, wenn sie erregt war: „Ach, Papa, ich hätte nie gedacht, daß es so Schönes gibt!“

„Ich auch nicht,“ bemerkte Herr von Brünne-Tillig vieldeutig und verneigte sich vor dem jungen Mädchen.

Die Baronin Agostini begab sich in einen anstoßenden Salon, wo sie sich eine Weile ihren anderen weiblichen Gästen widmete und die Huldigungen der Herren entgegennahm, sie kehrte jedoch so rasch, wie sie konnte, zu Koppels zurück und sagte: „Herr Doctor,

ich habe vorhin Ihrer reizenden Tochter Vorwürfe gemacht, daß sie ihre Begabung unter dem Scheffel hält, sie hat mir aber mit Recht erwidert, daß ich mich an die falsche Stelle wende. Es ist sündhaft, daß Sie ihr nicht endlich gestatten, etwas auszustellen.“

„Gilt das wirklich so sehr?“ fragte Koppel lächelnd.

„Das Leben ist zu kurz, um Zeit zu verlieren,“ gab die Baronin zurück.

„Nun, meine gnädigste Frau Baronin, wir können auf die Sache ja gelegentlich zurückkommen. Für dieses Jahr ist es doch zu spät.“

„Durchaus nicht,“ rief die Baronin. „Die neue Gesellschaft, die den Marsfeldsalon macht, wird wohl nicht zu pedantisch sein. Ich habe eine Anzahl Freunde unter den Gründern. Wir setzen es vielleicht durch, daß Fräulein Elsa noch zugelassen wird, trotz der Fristüberschreitung.“ Und rasch entschlossen, wie es ihre Gewohnheit war, trat sie auf Piorre zu, der mit Kohn und einer diamantblendenden älteren Dame, anscheinend einer Ausländerin, in einer Ecke plauderte, und nahm ihn bei Seite. Nach kurzem lebhaftem Flüstern führte sie ihn ihrer Gruppe zu, stellte ihn Elsa vor und sagte: „Der Meister ist so gütig, mir zu versprechen, daß er sich Ihrer annehmen will. Verlieren Sie keine Zeit. Schicken Sie gleich morgen dem Meister, was Sie fertig haben.“

„Ich bin zu Ihrer Verfügung, mein Fräulein,“ sagte der Maler, sich verneigend. „Ich bin ja freilich nicht Herr der Lage, aber wenn die Frau Baronin

mit uns ist, so wird es wohl gelingen. Sie setzt Alles durch. Welcher Art sind Ihre Arbeiten?“

Elsa war verwirrt und ihre Wangen brannten. „Ich habe allerlei,“ antwortete sie stockend, „aber ich wage nicht. Ich würde höchstens vielleicht ein Pastell schicken. Es ist nicht groß. Man übersieht es hoffentlich.“

„Wenn es ein Selbstbildniß ist, wird Ihre Hoffnung sich schwerlich verwirklichen,“ meinte Piorre, während sein Blick kennehaft und bewundernd Elsas Köpfchen umriß.

Auch Baron Agostini, mit dem Grafen Beira und General Zagal in seiner Kielfurche, kam einen Augenblick zum Vorschein, beglückwünschte seine Gattin zum gelungenen Ablauf der Vorstellung, von der er übrigens keinen Ton gehört hatte, und unterhielt sich mit Elsa über Malerei, als er erfuhr, daß sie im nächsten Salon erscheinen werde.

Um in ihre Loge zurückzukehren, nahm die Baronin Koppels Arm, während Henneberg den seinen Elsa reichte. Brünne-Tillig beeilte sich, Frau Käthe zu führen. Koppel mußte in der Loge Platz nehmen, die beiden anderen Herren traten in den Saal zurück, wo der Lieutenant sich angelegentlich nach der Familie Koppel erkundigte.

Nach der Aufführung, die fast bis ein Uhr nach Mitternacht dauerte, wurde den Darstellern der Hauptrollen und den Gästen im Speisesaal an kleinen Tischchen warmes Abendessen aufgetragen, aber Frau Käthe mochte nicht länger bleiben, da sie sehr müde war. Die Familie verabschiedete sich nur von Henne-

berg, der gebeten wurde, sie bei Agostinis zu entschuldigen, und ging ohne Aufheben. Brünne-Tillig hatte sie aber nicht aus den Augen verloren und als sie auf der ersten Stufe der Treppe anlangten, stand er neben ihnen und bat Koppel um die Erlaubniß, sich in den nächsten Tagen zu erkundigen, wie den Damen der Abend bekommen sei. Das wurde ihm freundlich gestattet.

In der Halle fragte einer der Lakaien dienstbeflissen, welchen Wagen er rufen solle. Koppel wurde verlegen, denn er hatte seine Droschke natürlich weggeschickt. Es demüthigte ihn, daß er eine undeutliche, ablehnende Antwort murmeln mußte. In diesem Augenblick wurde jedoch der Thürhüter, der um andere Personen beschäftigt gewesen war, seiner ansichtig und er flüsterte rasch dem Lakaien ein Wort zu.

„Verzeihung,“ sagte dieser, „ich wußte nicht. Der Wagen der Herrschaften ist hier.“

„Sie irren sich,“ erwiderte Koppel und wollte gehen.

„Die Frau Baronin läßt bitten, sich ihres Wagens zu bedienen,“ setzte der Thürhüter auseinander, während der Lakai den Schlag des vorfahrenden Landauers aufriß.

„Diese entzückende Baronin denkt doch an Alles,“ rief Elja, als sie im Wagen saßen.

„Sie ist in der That erdrückend liebenswürdig,“ meinte Frau Käthe. „Ich habe ordentlich darunter gelitten. Denn wir können ihr doch nichts bieten.“



„Was du mit dem Bietenkönnen meinst, das hat sie Alles überreichlich,“ erwiderte Koppel. „Aber wo das Käufliche keine Rolle mehr spielt, da gewinnt das Menschliche seine volle Bedeutung. Die Baronin hat ihre Freude an euch und das kann ich verstehen.“

„Das sagst du wohl. Was ist an uns!“

„Bescheidenheit braucht Selbstwürdigung nicht auszuschließen. Was ich von den anderen Damen gesehen habe, das gibt mir nicht die Vorstellung, daß die Baronin sich an ihrer Gesellschaft sonderlich erbaut.“

„Das ist wahr,“ murmelte Frau Käthe sinnend. Nach einer Pause sagte sie: „Hast du bemerkt, wie wenig Damen da waren? Es kamen auf eine reichlich drei Herren.“

„In Paris gibt es viele Junggesellen. Namentlich in der Bankwelt und unter Ausländern. Denke an Henneberg, an den kleinen Kohn und so weiter.“

Die Erklärung schien Frau Käthe nicht ganz ausreichend, aber sie unterdrückte ihre Einwände. Elsa war inzwischen in einen entzückten Traum versunken, dessen Wonnen aus der wiegenden Bewegung des weichrollenden Wagens, aus dem Blick auf den sternhellen Himmel der Frühlingsnacht, aus den Nachklängen des Charfreitagszaubers und der Graalschöre, aus der froh erstaunten Ahnung ihres eigenen Werthes, aus allerlei Dunklen, Verworrenem, Unverständlichem, am Meisten aber wohl aus der Morgenrothstimmung ihrer Jugend gewoben waren.

Dieser Traum überdauerte die Nacht und umging sie noch am nächsten Tage. Die Neugierde der Masmajourschen Mädchen war nicht größer als Elsas Drang, sie durch Hervorsprudeln ihres Entzückens zu befriedigen. Seltsamerweise kam es ihr gar nicht in den Sinn, sich mit Oscar auszuplaudern. Er war bis jetzt immer ihr Vertrauter und bester Kamerad gewesen, mit einer Schattirung von Unterwürfigkeit. Heute schien es ihr, ihre gestrigen Erlebnisse und Eindrücke seien Dinge, die ihn nichts angingen; er sei noch zu sehr Kind, um an ihnen Antheil zu nehmen. Sie fühlte sich durch diesen einen Abend zum Fräulein gereift. Obgleich sie seit zwei Jahren lange Kleider trug, hatte sie sich bisher in ihrer eigenen Vorstellung noch immer im kurzen Röckchen gesehen. Mit der gestrigen Abendtoilette hatte auch ihr Denken und Fühlen die Robe der ernst zu nehmenden jungen Damen angelegt und sie empfand, daß ihr Gedankenkreis sich mit dem des jüngern Bruders nicht mehr deckte.

Adele und Blanche saßen an ihrem Werkisch, als Elsa zu ihnen hinabgewirbelt kam. Auch Frau Masmajour verließ ihre Küche und vernachlässigte ein wenig die lange und genaue Zubereitung erfordernde Brandade, die für den Mittagstisch bestimmt war, um der Erzählung zuzuhören. Die Mädchen hatten nicht nöthig, nach etwas zu fragen. Elsa berichtete mit einer Fülle, die Alles in sich begriff. Frau Masmajour und Adele kannten einzelne Räume des Hotels Agostini, die sie gesehen hatten, als sie der Baronin Hüte brachten,

und Blanche waren sie von der Mutter und Schwester geschildert worden. Aber von dem Flügel, der die Empfangsräume enthielt, wußten sie nichts und ihre emsigen Finger blieben unbeweglich in der Spannung, mit der sie auf Elsas Worte horchten.

„Aber noch viel schöner als der Theatersaal,“ sagte sie, nachdem sie diesen beschrieben hatte, „war ein anderer, anstoßender, in den die Baronin uns im Zwischenakt führte. Denkt euch einen Salon, viermal so groß wie dieses Zimmer, ganz blau, der Teppich saphirblau, die Wände, soweit sie nicht bemalt waren, lapislazuliblau, die Decke aus einem leicht pludernden, in der Mitte rosettenartig zusammengerafften vergif-meinnichtblauen Stoff mit Silberfitter, so daß man eine lichtblaue Wolke über dem Kopf zu haben glaubte. An drei Wänden waren immer zwei große Gemälde, die sich wie rundbogige Fenster auf wundervolle Landschaften zu öffnen schienen. Ach, meine Lieben, solche Landschaften kann es nur im Paradiese geben. Voller Sonnenschein, mit fernen bläulichen Bergen und weißen Häuschen, und mit blitzenden Wassern und mit Frauen in lustigen rothen Kopftüchern und lärmend gestreiften Röcken, die Körbe mit Weintrauben auf dem Kopfe tragen.“

„Das ist unsere Provence,“ rief Blanche und klatschte in die Hände.

„Dann ist eure Provence das Paradies.“

„Das ist sie auch,“ sagte Frau Masmajour sanft und seufzte.

„Ach, wenn Sie in dem Salon wären, so würde Ihnen Ihre Provence nicht fehlen. Sie würden sich mitten drinnen glauben, in einem der weißen Häuschen, und vor dem Fenster der strahlende Tag und die bebende heiße Luft. Und an der vierten Seite des Raumes fehlte die Wand. Da war statt deren ein dreifaches Fenster, das von unten bis oben mit kletternden Pflanzen verkleidet war, und zwischen den Blättern schienen große grünliche, bläuliche und goldige Leuchtkäfer zu fliegen, es waren aber kleine elektrische Lämpchen in Käfergestalt, die an vergoldeten Kettchen und Drähtchen hingen, vom Laub beinahe verborgen. In der Mitte einer der Wände stand ein Möbel, wie ich es noch nie gesehen habe. Es hatte etwas von einem Hochaltar, einem Chorgestühl und einem Museumschrank. An beiden Seiten waren Zellen, in denen geflammte Töpfe und Bronzen und Elfenbeine standen, und die Mitte bildete eine runde gewölbte Nische mit einem Sitz, auf dem ein blaues Kissen lag. Die Baronin zwang Mama, sich in die Nische zu setzen, und da sah sie aus wie eine schöne Heilige unter einem Baldachin.“

„Die Reichen haben es gut,“ murmelte Frau Mas-majour.

Elsa sprach von den Toiletten und dem Schmuck der Damen, den Gästen, der Vorstellung, der Liebenswürdigkeit der Baronin, dem Alter und der Höflichkeit des Barons, aber von Brünne-Tillig sagte sie kein Wort. So oft sein Name bis zu ihren Lippen herauftrieb, drängte sie ihn wieder zurück, sie wußte selbst

nicht warum. Und auch Hennebergs vergaß sie zu erwähnen, weil sie ihn wirklich sehr wenig gesehen hatte. Sie erinnerte sich seiner erst, als Adele sie fragte: „Ist denn euer deutscher Freund, Herr Henneberg, nicht dagewesen?“ Ihre weißen Wangen überflog dabei ein leichtes Roth, das indeß die Aufmerksamkeit von Elsa nicht besonders erregte.

„Doch, er ist dagewesen, aber er hat sich um mich nicht gekümmert.“

„Um wen denn?“ fragte Adele weiter.

„Ich habe eigentlich nicht aufgepaßt,“ erwiderte Elsa lachend, „aber ich glaube nicht, daß ich ihn mit einer Dame gesehen habe. Nur der Baronin hat er ein bißchen den Hof gemacht.“

„Sie scheinen große Freunde zu sein,“ bemerkte Frau Masmajour. Diesmal übergieß tiefe Glut das Antlitz von Adele bis zu den Wurzeln ihres üppigen schwarzen Haares und sie beugte sich plötzlich auf die Blumen nieder, die sie gerade an einen Hut steckte.

Dann erzählte Elsa, daß sie vorhatte, auf das Andrängen der Baronin im „Salon“ auszustellen, obschon die Einsendungsfrist längst verstrichen war.

„Es ist gut, bei uns ein Ausländer zu sein,“ bemerkte Frau Masmajour.

„Aber Mutter,“ rief Blanche tadelnd, „Fräulein Elsa ist doch eine vollständige Pariserin.“

„Ich meine ja auch nicht Fräulein Elsa, sondern die Frau Baronin.“

„Die ist Französin durch ihren Mann,“ erwiderte Blanche rechthaberisch.

„Ich weiß schon, was ich meine,“ begnügte sich Frau Masmajour zu erwidern.

Es schmerzte Elsa, daß man ihr eine Gunst vorwarf, die sie nicht verlangt, die man ihr gewaltsam aufgenöthigt und die sie übrigens noch gar nicht erfahren hatte. Ihre Verstimmung wurde in ihrer beweglichen Miene sichtbar und von Frau Masmajour bemerkt. Sie umarmte Elsa und sagte: „Nehmen Sie mir meine Aeußerung nicht übel, mein Engel. Wir haben durch Ausländer unser Vermögen verloren.“

„Und verdienen an Ausländern ein neues,“ brummte Blanche.

„Das hat gute Wege,“ gab Frau Masmajour zurück, aber ihr meist still sorgenvolles Gesicht hellte sich ein wenig bei der Bemerkung ihrer Tochter auf.

„Ich nehme Ihnen nichts übel, Frau Masmajour,“ erwiderte Elsa; „ich würde wahrscheinlich auch ungehalten sein, wenn sich in meinem Lande Fremde ungebührlich dreist machen würden. Aber es ist Ihre Schuld. Warum sind Sie so anziehend, daß die Ausländer aus allen Weltgegenden Ihnen zuschlagen und nicht wieder weggehen wollen?“

Frau Masmajour umarmte Elsa nochmals und Aede drückte ihr innig die Hand. „Sie haben Herz und Geist,“ sagte das Mädchen; „wir betrachten Sie nicht als Fremde.“

„Wir betrachten Sie als Schwester,“ rief Blanche ungestüm und lachte sie mit ihren lebhaften dunkeln Augen an.

„Was werden Sie ausstellen?“ fragte Frau Masmajour.

Ja, da lag die Schwierigkeit. Elsa hatte viele Sachen fertig, aber sie erschienen ihr alle frostig und gewöhnlich, mit einem Worte schülerhaft. Nur eine Arbeit befriedigte sie einigermaßen. An die dachte sie. Aber — werde Adele auch einwilligen? Denn es handelte sich um das Pastellbildniß der Freundin, das Elsa vor Kurzem gekreidet hatte.

„Mein Bildniß!“ rief Adele. „Sie denken nicht daran! Das kann unmöglich interessiren.“

„Von mir erwarten Sie doch keine Komplimente, Sie kleine Kofette.“

Blanche erklärte das Bildniß für sehr gelungen. „Sie werden damit eine Ehrenmünze loshaben.“

„Im Marsfeldsalon gibt es keine Auszeichnungen,“ belehrte Elsa sie; „der einzige Preis ist da die Anerkennung der Künstler.“

Frau Masmajour ermutigte Elsa, das Pastell einzusenden, und ging, um nach ihrer Brandade zu sehen. Blanche freute sich, daß ihre Schwester im Salon prangen werde. „Wir kommen alle, um dir einen Erfolg zu machen. Du sollst sehen, ein Prinz verliebt sich in dich und erscheint eines Tages plötzlich bei uns, um dich wegzuholen.“

„Schweig, du verrücktes Ding,“ wies Adele sie zu recht, aber sie willigte ein. Das Bild wanderte noch denselben Tag zu Piorre. Elsa sagte zwar, sie rechne auf nichts, aber sie hoffte doch, denn das Pastell war ein Werk der Liebe und sie fühlte, daß es nicht mißlungen sei. Nach zwei Tagen aufgeregter Erwartung kam ein Briefchen der Baronin, die ihr mit dem kurzen Begleitworte: „Meine Glückwünsche, liebes Fräulein, und herzliche Grüße den lieben Ihrigen“ ein Schreiben Piorres schickte, in welchem er der Baronin zu wissen that, daß es seinen kräftigen Bemühungen, trotz größter Schwierigkeit, gelungen sei, die Annahme der übrigens ganz niedlichen Arbeit ihres Schütlings durchzusetzen, und daß er sich glücklich schätze, eine Gelegenheit gefunden zu haben, der Baronin einen Beweis seiner vor keinem Opfer zurückschreckenden Ergebenheit zu liefern. Elsa eilte mit der frohen Botschaft zu den Masmajours hinunter, bei denen sie gleichfalls Aufregung hervorrief. Es wurde verabredet, daß man zusammen zum Firnistage gehen werde. Es war der erste Salon, den sie sehen sollten, denn im Jahre vorher waren sie noch zu gedrückt und in zu unsicheren Verhältnissen, um an den Besuch der Bilderausstellung zu denken. Die Mädchen empfanden es als ihre Weihe zu richtigen Pariserinen, daß sie zum Firnissen gehen würden, und Frau Masmajour versprach sich fruchtbare Anregungen von den Mode-Einfällen, die sie an den Damen und wohl auch auf manchen Bildern beobachten würde.



Am Sonntag vor der Eröffnung des Salons kam Henneberg auf einen Augenblick zu Besuche und lud Koppels zum Frühstück auf dem Siffelthurm ein. Das Frühstück auf dem Siffelthurm werde für den Marsfeldsalon sein, was das Frühstück bei Ledoyen für den Salon in den Elysäischen Feldern sei: die klassische Einrichtung, die unentbehrliche Ergänzung des Firnistages, namentlich für die ausstellenden Künstler und ihre Nächsten. Koppel war genöthigt abzulehnen, da er an dem Tage nicht frei war und sich sogar versagen mußte, seine Frau und Tochter auf der ersten Wanderung zu Elsas Bilde zu begleiten. Frau Käthe empfand es als unpassend, ohne ihren Mann Hennebergs Einladung anzunehmen, und sie machte geltend, daß sie nicht allein, sondern mit der Nachbarfamilie, den Masmajours, sein würden.

„Die kenne ich ja schon vom vergangenen Herbst her,“ rief Henneberg. „Ich lade sie auch ein.“

Dagegen konnte Frau Käthe nichts sagen, besonders da Elsa ihr bittende Blicke zuwarf. Sie fragte nur: „Wird die Frau Baronin Agostini auch dabei sein?“

Henneberg warf ihr einen raschen, mißtrauisch forschenden Blick zu, der ihn überzeugte, daß die Frage völlig harmlos war und keinen Hintergedanken verbarg, und er antwortete leicht hin: „O nein. Die Baronin verabscheut das Gewühl. Wenn der Baron nicht ausdrücklich wünschen würde, daß sie einigemal im Jahre große Empfänge veranstalte, so hätte sie neulich den Parsifal auch am liebsten für sich und vier oder fünf

Freunde spielen lassen.“ Er bat um die Erlaubniß, die Einladung gleich zu schreiben, und Frau Käthe übernahm es, den Brief selbst zu bestellen.

Frau Masmajour wurde sehr roth, als Frau Käthe ihr die Einladung überbrachte, und erklärte ohne Besinnen: „Unmöglich.“ Frau Käthe und Elsa redeten ihr aber sehr zu und jene fand Gelegenheit, die Bemerkung einfließen zu lassen, daß Elsa bei ihrem ersten Hinaustreten in die Oeffentlichkeit doch ihre Freunde um sich sehen wolle; nun komme aber die Baronin Agostini nicht und es würde sie betrüben, wenn auch die Masmajours fehlen würden. Das bestimmte Frau Masmajour. Aber sie blieb doch in unbehaglicher Stimmung, als die Nachbarin gegangen war. Das Gefühl gesellschaftlicher Gleichheit, das ihr bisher den Umgang mit Koppels leicht gemacht und ihr noch die Vorstellung gelassen hatte, daß sie als Französin eigentlich über den landfremden Barbaren stehe, wurde jetzt unsicher, seit sie für die Baronin Agostini arbeitete und als Modistin mit Schachteln und Rechnungen in das Haus kam, in welchem Koppels als befreundete und geehrte Gäste verkehrten.

Der Firnistag brachte eine Ueberraschung. Als Frau Käthe und Elsa, begleitet von sämtlichen Masmajours, früh am Vormittag in dem noch nicht überfüllten Salon das Pastell suchten, konnten sie es lange nicht finden. Blanche war es, die es mit einem freudigen Ausruf entdeckte. Elsa war zweimal daran vorübergegangen, ohne es zu bemerken, denn während

sie es Piorre in einem armen Nähmchen von vier schmalen vergoldeten Leisten geschickt hatte, machte es jetzt mit einem prunkvollen breiten Rahmen von Altgoldplüsch Staat, über dessen untere und linke Seite reiche große Schwertlilien von Schmelz in den natürlichen Farben der Stengel, Blätter und Blüthen geworfen waren. So umblümt, erweckte das zarte Mädchenantlitz mit den matten Wangen, der edeln, geraden Nase, den feinen, etwas dünnen Lippen und den innigen schwarzen Augen halbdunkle Erinnerungen an Ophelia, an holde Märchenjungfrauen mit leidvollen Geschicken, und die Spiegelscheibe, die das Bildniß bedeckte, kam diesem Eindruck zu Hilfe, denn sie schloß das junge Angesicht aus der Wirklichkeit aus, sie ließ es wie am Grunde eines tiefen, durchsichtigen Gewässers, wie die Bewohnerin eines unterseeischen Bineta erblicken und fügte den zarten, gleichsam blüthenstaubartig aufgestreuten Pastellfarben den Schimmer von Schmetterlingsflügeln im Sonnenschein hinzu. Herr Masmajour war hingerissen bis zur Verblüffung und überhäufte Elja mit Lobeserhebungen wegen ihrer großartigen Begabung. Frau Masmajour betrachtete das Bild so lange, bis ihr die Augen übergingen. Denn durch den ausdrucksvollen Vortrag verdeutlicht und gesteigert, wurde ihr alles Anmuthige und Bornehme im Wesen ihres Kindes klarer als je und es fügte ihr stehenden Schmerz zu, daß sie sich sagen mußte, das Vorbild dieses magdlichen Pastells sei nur eine kleine Modistin, die meist für fette Mulattinen mit grellen

Stimmen arbeite. Blanche war entzückt und rief so laut, daß ihre Mutter sie durch einen Druck am Arme zum Bewußtsein von Zeit und Ort bringen mußte: „Du siehst wie eine richtige Prinzessin aus. Zu Hause hat man das nicht so bemerken können.“ Elsa war aufrichtig verwundert und wußte nicht, ob der Reiz des Bildes ihr Werk war oder in dem meisterhaften Rahmen lag. Adele aber war tödtlich verlegen. Sie wagte nur verstohlene Blicke auf das bezaubernde Gemälde zu werfen. Ihr schien, jeder Vorübergehende starre sie an und vergleiche sie mit ihrem eigenen Widerschein im schmeichelnden Spiegel der Kunst. Sie wollte fort und da man ihr sagte, daß man bleiben müsse, um Henneberg zu erwarten, dem man vor dem Bilde Stelldichein gegeben hatte, wandte sie wenigstens dem Saal den Rücken, um von den Leuten nicht bemerkt zu werden.

Henneberg kam mit einiger Verspätung. Er begrüßte die Gesellschaft, brachte einige Worte der Entschuldigung vor, warf einen Blick auf das Bild, beglückwünschte Elsa und Frau Käthe und schlug vor, einen der Langsäle flüchtig zu durchwandern und dann nach dem Eiffelthurm zu gehen.

„Wer hat den wunderschönen Rahmen hinzugefügt?“ fragte Elsa, sowie sie zu Worte kommen konnte.

Henneberg verstand nicht. „Ist es nicht Ihr Rahmen?“

Elsa erzählte ihm ihre Ueberraschung.

Henneberg ließ sein Monocle fallen und lächelte. „Das kann nur die Baronin Agostini sein.“ Er er-

innerte sich einer Aeußerung, welche die Baronin einige Tage vorher ihm gegenüber gethan hatte. „Sehen Sie, wie ohnmächtig ich im Grunde doch bin,“ hatte sie gesagt; „ich möchte so gern etwas für die Koppels thun und entdecke, daß ich es nicht kann. Ich darf ihnen nicht geradezu etwas schenken; sie würden es nicht annehmen; ich darf sie auch nicht offen an der Hand führen; die bösen Zungen, die mir nichts mehr anhaben können, würden sich an ihnen wegen. Nur aus dem Hinterhalt und mit Diebesvorsicht darf ich ihnen Freundliches erweisen.“ Und sie hatte den eigentlichen Gedanken, der sie beschäftigte, verrathen, indem sie mit bitterem Lächeln hinzufügte: „In meinem Salon findet eine schöne Frau leicht einen Anbeter, aber ein junges Mädchen schwer einen Mann.“ Ihr Wunsch, den Koppels eine Freude zu machen, hatte der Baronin ohne Zweifel den zarten Gedanken eingegeben, das Bild mit dem kunstvollen Rahmen schmücken zu lassen.

Auf dem Eiffelthurm war der Gesellschaft ein Tisch vorbehalten und ein reiches Mahl vorherbestellt. Viele berühmte Maler an den Nachbartischen kannten Henneberg und grüßten ihn, als er vorüberging. Manche erhoben sich auch, drückten ihm die Hand und tauschten mit ihm einige verbindliche Redensarten aus. Beim heitern Frühstück sprach Henneberg von ihnen, zeigte sie und trug mit der Vorsicht, welche die Anwesenheit von drei jungen Mädchen gebot, einigen Klatsch aus den Malwerkstätten vor. Im Laufe des Gesprächs fragte Henneberg: „Haben Sie schon daran gedacht,

den Preis Ihres Bildes festzustellen, wenn ein Liebhaber auftreten sollte?“

„Das Bild ist doch nicht verkäuflich,“ antwortete Elsa verwundert.

„Warum nicht?“

„Ich kann doch das Bildniß meiner Freundin nicht verkaufen, es gehört natürlich ihr.“ Und sie legte liebevoll ihre Hand auf die der neben ihr sitzenden Adele.

Henneberg erkannte, daß er einen Schnitzer begangen. Er hatte sowohl das Bild als auch Adele so flüchtig betrachtet, daß er gar nicht bemerkt hatte, wen jenes darstellte. Um sich herauszuwinden, sagte er: „Gewiß, gewiß, aber wenn man eine Wiederholung des schönen Bildes verlangen würde, so könnten Sie sich vielleicht doch herbeilassen, es zu malen. Nicht?“

„Da hätte Fräulein Adele ein Wort mitzureden,“ erwiderte Elsa und sah Adele an, die tief erröthet war und nichts sagte.

„Allerdings,“ bemerkte Henneberg, sich leicht gegen das junge Mädchen verneigend, und ließ den Gegenstand fallen.

Nach dem Frühstück blieb die Gesellschaft etwa noch zwei Stunden im Salon. Henneberg beschäftigte sich galant mit den Müttern, Herr Masmajour beschützte würdig die Mädchen. Das Gemisch von unzweideutigen Damen, die zweideutig, und von anständigen, die unzweideutig aussahen, ihr lautes Sprechen, ihr rück-

sichtsloses Starren durch zielende Langstiel-Lorgnon's, ihre unerhörten Trachten schienen Frau Käthe in hohem Grade anstößig. Frau Masmajour fühlte sich in dem Staub, der Hitze, dem Gewühl, den die sitzenden und segelnden Damen umschwimmenden heftigen Düften auch nicht behaglich, aber sie sah viel Neues und brachte aus dieser Salonwanderung eine Kühnheit der Erfindung heim, die ihre Töchter verblüffte und in der Folge ihre Kunden entzückte. Blanche und Elsa hatten viel mit einander zu kichern. Adele dagegen war schweigsam. Sie wanderte neben ihnen wie in einem Traume einher. Sie hörte nichts von dem Getöse und sah kaum etwas von den Bildern. Sie dachte immer wieder daran, daß Henneberg ihr Bildniß besitzen wollte, und sie quälte sich mit den Fragen, weshalb ihm daran lag und ob sie einwilligen dürfe, daß Elsa es für ihn male.

Koppel hatte inzwischen keine Zeit verloren. Schon am Tage nach der Parsifal-Aufführung bei der Baronin Agostini schrieb er Pfister, er solle ihm 200 Almaden-Antheilscheine kaufen. Sie waren sehr stark gestiegen, seit Pfister ihm zuerst von ihnen gesprochen hatte. Damals hätte er sie um 450 Fr. haben können. Jetzt war er bereit, 530 Fr. zu bewilligen. Aber auch zu diesem Preise konnte sein Auftrag nicht ausgeführt werden. Koppel lief dem Papier beharrlich eine Woche lang nach. Zuerst bestimmte er als Kaufpreis den letzten Kurs vom Tage vorher. Die Börse setzte am folgenden Tage regelmäßig höher ein. Dann ging

er um 5 Fr. über den Schlußkurs hinaus. Aber auch auf diese Weise konnte er der Börse nicht nachkommen, die in noch größeren Sätzen vorwärtsprang. Koppel war rastlos und fieberhaft erregt. Er konnte die Abendzeitung kaum erwarten und war bitter enttäuscht, wenn der Börsenbericht ihn belehrte, daß wieder nichts hatte gemacht werden können. Er überraschte sich bei Regungen des Zornes gegen Henneberg. Es war nicht zu verzeihen, wie unfreundlich er gehandelt hatte. Weshalb gab er ihm im Oktober keinen Wink? Das kostete ihn keinen Pfennig und keine Anstrengung. Er brauchte ihn ja nicht einmal in seine weitläufigen Pläne einzuweihen. Ein Wort genügte: „Freund Koppel, kaufe Almaden und frage mich nichts.“ Damals standen sie 180 Fr. Jetzt waren sie auf 570 Fr. emporgeschneilt. Hätte er auch nur 200 Almaden gekauft, so wäre er heute um 78000 Fr. reicher. Diese 78000 Fr. hatte Henneberg ihm geradezu aus der Tasche genommen. Wenig fehlte, so nahm der Gedanke die Form an: aus der Tasche gestohlen.

Pfister kam wieder einmal zu Besuche und sagte: „Wissen Sie, Herr Doctor, wenn eine starke Bewegung ist und man will mitkommen, so darf man nicht ängstlich sein und den Kaufpreis festlegen. Geben Sie einen unbegrenzten Auftrag. Sie laufen keine Gefahr. Almaden gehen unweigerlich auf 1000 und darüber. Wären Sie eingestiegen, als ich es Ihnen rieth, so hätten Sie heute schon 130 Fr. Gewinn.“



Koppel schien bedenklich. Pfister lachte nur dazu. „An der Börse darf man nie rückwärts blicken, sondern nur vorwärts. Wenn man sich erinnert, daß Almaden vor ein paar Monaten um 180 Fr. angeboten waren, scheinen sie natürlich um 580 Fr. theuer. Aber wenn man bedenkt, daß sie in ein paar Monaten um 1000 Fr. verlangt sein werden, so müssen sie um 580 Fr. billig scheinen.“

Das leuchtete Koppel ein und nach einigem Zögern entschloß er sich, Pfister zu sagen: „Also gut. Kaufen Sie 200 Almaden so vortheilhaft, wie Sie können.“

Diesmal waren seine Spannung und Aufregung noch viel heftiger als sonst, denn er hatte sich auf etwas Unbekanntes eingelassen und war wehrlos in der Hand der Börse. Sie mißhandelte ihn nicht allzusehr. Mit einem Sekizer der Erleichterung las er am folgenden Nachmittag eine Rohrpostkarte Pfisters, der ihm aus der Börse selbst schrieb, er habe seine Almaden um 585 Fr. kaufen können.

Als Koppel bei der nächsten Halbmonat-Abwicklung in das Coulißenhause ging, um seine Rechnung zu regeln, die mit einem unbedeutenden Verlust für ihn schloß, war gerade Pfister da. Er plauderte mit dem Coulißier und erzählte ihm lachend, ein Kunde habe eine Baiffe-Stellung aufgeben wollen und ihn beauftragt, das Papier zum ersten Kurs zurückzukaufen. Er habe den Auftrag um 770 Fr. ausgeführt und eine halbe Stunde später sei man bis auf 710 Fr. zurückgegangen.

„War es eine starke Stellung?“ fragte der Coulißier.

„Fünfhundert Stück,“ erwiderte Pfister.

Die Beiden lachten wieder, noch lauter als früher, und der Couliissier bemerkte: „Ihr Kunde hat Pech.“

Koppel war empört, als er auf dem Heimweg an diesen Zwischenfall dachte. Da war ein Mann mit einem Schlag um dreißigtausend Franken geschädigt worden und die verhärteten Börsenleute empfanden das als einen vortrefflichen Scherz! In den Händen so ruchloser Leute war man, wenn man spekulierte! Nachträglich erschrak er über die Gefahr, in die er sich blindlings gestürzt, als er Pfister einen Auftrag ohne Preisbegrenzung gegeben hatte, und er versprach sich, der gemachten Erfahrung stets eingedenk zu bleiben.

In den nächsten Tagen spielte das Schicksal mit ihm wie die Katze mit der Maus. In der Bewegung der Almaden trat mit einemmal ein Stillstand ein. Die Preise schwankten um 5 bis 10 Franken auf und ab und entfernten sich kaum von 585. Bald war Koppel um 1000 bis 2000 Franken reicher, bald um ebenso viel ärmer. „Geduld! Geduld!“ sagte er sich, wenn er mit einer heftigen Bewegung des Unmuths das Blatt zerknüllen wollte, das ihn belehrte, daß wieder ein Börsentag verstrichen sei, ohne daß er vorwärts gekommen wäre. Und plötzlich folgte der schwülen Stille ein heftiges Ungewitter. Der Preis purzelte in die Tiefe, noch jäher, als er in die Höhe geflogen war. In jeder Börse büßten Almaden 20 bis 30 Franken ein. Die Blätter brachten wuchtige Angriffe auf das Quecksilber-Syndikat. Sie forderten, daß die Regierung

gegen diesen Waarenwucher einschreite. Sie meldeten, daß in der Kammer Anfragen gestellt werden sollten. Sie mußten zu erzählen, daß das wichtigste Bergwerk aus dem King ausgebrochen sei, daß eine neue Erfindung das Quecksilber für die Goldgewinnung entbehrlich mache u. s. w. Im Handumdrehen waren Almaden bei 550, bei 500 angelangt, ja unter 500 gesunken. Koppel verlor bereits 17= bis 18000 Franken. Er sah mit Schrecken, daß er am Monatschluß Papiere seiner Frau würde verkaufen müssen, um seine Verbindlichkeit zu erfüllen. Ein unleidliches Gefühl von Ohnmacht kam über ihn. War es denn nicht möglich, sich zu vertheidigen? Mußte er sich denn wehrlos, wie ein dummes Schaf, von den Schakalen und Wölfen der Börse erwürgen lassen? Konnte er nichts thun, um seine Habe vor den gierig nach ihr ausgestreckten Klauen zu retten? Und wer sagte ihm, daß er bereits am Grunde des Preissturzes angelangt war? Vielleicht war es erst der Anfang. Almaden hatten vor nicht langer Zeit 180 Fr. gestanden. Wie wenn sie wieder auf 180 Fr. zurückgingen? Vielleicht auf noch weniger? Dann verlor er mit einem Hub Alles, was er besaß. Diese Gedanken bestürmten ihn besonders in der Nacht nach der Börse, in der Almaden bis 480 Fr. gewichen waren. Er konnte kein Auge schließen. Er wälzte sich in heißem Fieber auf seinem Lager. Seine Einbildung beschwor Gespenster herauf, die ihn mit Entsetzen erfüllten. Fast sinnlos vor Angst langte er bei der Vorstellung an: retten, was noch zu retten ist! Die un-

feligen Almaden über Bord werfen! Verkaufen, ehe das Unheil vollendet ist. Und daran knüpfte sich gleich der weitere Gedanke: warum nicht der Börse mit ihren eigenen Mitteln aus dem Rachen reißen, was sie schon von dem Seinigen verschlungen hatte? Warum nicht mit der Baïsse gehen? Es wäre eine lächerliche Eitelkeit, eigenfinnig zu sein. Wenn man spekulirt, darf man nicht gegen den Strom schwimmen. Den Mantel nach dem Winde zu drehen ist da die große Tugend, die einzige; wie in der Segelschiffahrt ist dies nicht Charakterlosigkeit, sondern offenbar Kunst und Verdienst. Das mußte er thun: seine 200 Almaden verkaufen und das doppelte oder dreifache dazu, dann war der Verlust rasch wieder eingebracht, bald sogar in Gewinn verwandelt. Er hatte eine so brennende Ungeduld, daß Alles an ihm zitterte. Es schien ihm, er müsse sofort aufspringen und die nöthigen Aufträge ertheilen. Er bedurfte einer Vernunft- und Willensanstrengung, um sich zu überzeugen, daß er doch in der Nacht nichts ausrichten könne, daß er auch nichts verjäume, da die Börse erst am nächsten Mittag beginne. Er blieb also im Bette. Aber der Drang, ungehäumt zu handeln, und die hemmende Einwirkung des Verstandes hörten nicht auf, in ihm heftig zu kämpfen, so daß er erst gegen Morgen, in Schweiß gebadet und wie gerädert von den Seelenstürmen der Nacht, in kurz dauernden, unruhigen Schlummer fiel.

Als er erwachte, war er sehr müde und gedrückt und die Dinge erschienen ihm wieder anders. Die

Gefahr war vielleicht doch nicht so dringend. Er brauchte nichts zu überstürzen. Warum nicht von Henneberg Rath verlangen, ehe er handelte? Nein. Nicht von Henneberg. Ein Gefühl, über das er sich keine Rechenschaft gab, das aber sehr bestimmt war, hielt ihn davon ab, sich Henneberg zu entdecken. Er sollte nicht erfahren, daß er spekulirte. Kohn gegenüber hatte er nicht dieselbe Schamhaftigkeit. Er eilte also nach Schluß seiner Unterrichtsstunden kurz vor Börsenbeginn zu ihm, in seine Geschäftsräume der Rue Vivienne. Kohn war über den Besuch erstaunt, aber liebenswürdig wie immer.

„Was geht vor?“ fragte Koppel fast ohne Einleitung, „warum fallen Almaden wie verrückt?“

„Lassen Sie sie fallen,“ erwiderte Kohn lächelnd.

„Die Zeitungsartikel über die Sprengung des Syndikats —“

„Preßstimmen. Erpreßstimmen, wenn Sie wollen.“

„Man braucht also nicht unruhig zu sein?“

„Wir sind ruhig.“

„Soll man kaufen?“

„Der Weise kauft, wenn die Sachen billig sind, und verkauft, wenn sie theuer werden.“

Kohns vergnügter Gleichmuth machte auf Koppel starken Eindruck. „Sie nehmen mir einen Stein vom Herzen,“ konnte er sich nicht enthalten, zu sagen.

„Verzeihen Sie nun aber, daß ich meinerseits frage: sind Sie engagirt?“

„O, ich habe neulich nach unserer Unterredung eine Kleinigkeit Almaden gekauft. Es hängt ja nicht viel daran, aber man verliert doch nicht gern.“

„Nun, Sie werden nicht verlieren. Die Zeitungsangriffe sind das Werk einiger Revolver-Journalisten. Sie fechten uns nicht an. Die Leerverkäufer suchen aus dem Rummel Nutzen zu ziehen. Ich weiß, wer die Kosten des Feldzugs bezahlen wird.“

Koppel dankte Kohn mit unwillkürlicher Wärme und eilte unverweilt zu Pfister. Alle Sorge war von ihm genommen, seine Zuversicht wieder hergestellt. Ohne viel nachzudenken, beauftragte er Pfister, weitere 400 Almaden um 480 Franken zu kaufen.

„Bravo!“ sagte Pfister, als er diesen Auftrag empfing. „So muß man arbeiten. Nur nicht bange werden. Sie sind aus dem Stoff, aus dem man die Millionäre macht.“

Koppels Auftrag bewirkte eine Unterbrechung der fallenden Bewegung. Nach zwei Tagen der Unbestimmtheit gingen indeß die Preise weiter zurück, wenn auch langsamer, und erreichten 460. Koppel folgte athemlos. Er verlor jetzt über 33 000 Franken! Hatte Kohn sich doch getäuscht? Oder hatte er ihn getäuscht? Waren die Feinde des Ringes vielleicht doch mächtiger als Henneberg und seine Heerschaar von Millionen? Seine Zuversicht wollte wieder schwinden, da wendete sich das Blatt von Neuem. Ohne Uebergang sprangen Almaden in einer einzigen Börse mit wildem Wogen, nachdem sie mit 455 eingesetzt hatten

und bis 447 Fr. 50 zusammengebrochen waren, auf über 480 Fr. und sie hörten nicht auf, in den folgenden Tagen mit gleicher Raschheit zu steigen. Gleichzeitig verstummten die Zeitungs-Angriffe und es erschienen im Gegentheil Mittheilungen über glänzende Erträgnisse, welche die Almaden-Gesellschaft, einige andere Quecksilber-Unternehmungen und die Französisch-morgenländische Bank an ihre Antheilseigner vertheilen würden.

Die Schlacht war gewonnen. Am Monatschluß war der Kompensationskurs von Almaden 522 Fr. 50. Statt zu bezahlen, erhielt Koppel bei der Abwicklung fast 4000 Fr. und nun bedeutete ungefähr jeder Börsentag für ihn einen Gewinn von drei- bis sechs-, manchmal selbst zehntausend Franken. Der Coulissier beglückwünschte ihn, als er sich Anfang Mai sein Geld holte, und er hatte die Empfindung, daß er das ihm gezollte Lob verdiente. Er war mit sich zufrieden. Die qualvolle Aufregung der kritischen Tage und Nächte war beinahe vergessen. Er erinnerte sich nur, daß er in einer gefährlichen Lage Charakterfestigkeit, Umsicht und Fähigkeit rascher, gewagter Entschliebung entfaltet hatte, und er sagte sich in gutem Glauben: „Ich habe selbst nicht gewußt, was in mir steckt. Es ist ein Vortheil, in drohende Verhältnisse zu gelangen, in denen man auf den sonst stets verhüllten Grund seines eigenen Wesens sehen kann.“ Tapferkeit konnte sich auch anders als gegen Flinten und Kanonen bewähren. Pfister hatte Recht: er war aus dem Holz,

woraus man Millionäre schnitz; er verdiente, reich zu werden, denn er hatte die Berwegenheit, sich den Reichthum aus dem wildesten Gemetzel der Börsen-Walstatt zu holen.

Die Gründlichkeit, zu der sein Beruf ihn erzogen hatte, verleugnete sich auch in seinem neuen Thun nicht. Er kaufte eine ganze Reihe Jahrgänge eines Finanz-Handbuches, das die Preisbewegungen der Börsenpapiere, ihre Kompensationskurse, den Report u. s. w. verzeichnete. Er abonnierte sich auf die amtliche „Côte de la Bourse“ und auf eine Anzahl Finanzblätter. Er vertiefte sich in dieses besondere Schriftthum, das für ihn einen schärfern Reiz gewann als seine Klassiker. Er glaubte daraus eine Reihe unanfechtbarer allgemeiner Wahrheiten gewonnen zu haben. Man sieht an der Börse wirklich alle Preise wieder! Manchmal allerdings erst nach langen Jahren und weiten Hebungen und Senkungen. Ausdauer ist also in der That das Geheimniß des Erfolges in der Spekulation und man kann gar nicht verlieren, wenn man nur lang genug wartet. Zwar verschwinden manche Werthe aus dem Handbuch. Zwar hat dieses einen Anhang, der die bankbrüchigen Staaten und Gesellschaften anführt, einen Kirchhof verstorbenen und begrabener Papiere. Aber diese Werthe trugen immer das Zeichen des Todes an der Stirne. Man mußte ein Gimpel sein, um sich mit ihnen einzulassen. Und selbst an diesen ungerathenen Papieren hatte man sich bereichern können, wenn man flug genug war,



ihren Untergang vorherzusehen und rechtzeitig in die Baïsse zu gehen.

Jetzt tauchten in seinem Geiste Fragen auf, mit denen er sich noch nicht beschäftigt hatte. Er war ja unzweifelhaft auf dem Wege, reich zu werden. Wie weit wollte er diesen Weg verfolgen? Wo lag sein Ziel? Wie war es beschaffen? Und in seinen Träumen arbeitete er nur noch an der Ausgestaltung seiner Zukunft. Er gab gegenwärtig neun- bis zehntausend Franken jährlich aus. Aber er lebte doch recht dürftig. Er wollte seine Lebenshaltung etwas steigern. Er mußte ja auch für seine Kinder etwas thun. Gesellschaften für Elsa, die Hochschule für Oskar, das erforderte mindestens 15 000 Franken Einkommen. Und dies war auch noch recht knapp. Sagen wir 20 000 Franken, damit man sich doch auch einmal eine Reise, Theater, Konzerte, kurz etwas Bewegungsfreiheit, ab und an einen kleinen romantischen Einfall gönnen konnte, damit man wirklich das Dasein eines Menschen der Gesittung lebte. Um 20 000 Franken Rente von guten Papieren zu haben, denn zur dauernden Anlage wollte er nur unzweifelhafte Werthe wählen, mußte er ungefähr 500 000 Franken anlegen, eher etwas mehr. Elsa gedachte er 100 000 Franken Mitgift zu geben. Dazu die Ausstattung, eine ordentliche neue Einrichtung für sein eigenes Hauswesen, eine kleine Rücklage zu beständiger Verfügung, gleichsam ein Betriebskapital, das machte etwa 700 000 Franken, nur noch 625 000 Franken zu der Erbschaft seiner Frau. Das war ja nicht viel, aber er

wollte sich bescheiden. Uebermäßige Ueppigkeit war nie sein Verlangen gewesen. Vor Uebermuth wollte er sich auch im Wohlergehen hüten. Er hatte nun 600 Almaden, die ihn durchschnittlich 515 Fr. kosteten. Daß sie auf 1000 Fr. steigen würden, stand bei ihm fest. Nach Abzug der Schiebungs-kosten, Maklergebühren u. s. w. versprachen sie ihm einen Gewinn von 270- bis 280 000 Franken. Da war er noch weit von seinem Ziele! Er rechnete im Kopf hin und her und entschloß sich bald, weitere 400 Almaden zu kaufen. Die mußte er schon mit 550 Fr. bezahlen. Aber er durfte ja nicht kleinlich sein! Nun hatte er 1000 Stück, die ihn im Durchschnitt etwa 530 Fr. kosteten. Er gedachte an ihnen ungefähr 430- bis 440 000 Franken zu gewinnen. Die Rechnung stimmte noch immer nicht. Aber er mußte ja auch nicht an einem einzigen Geschäfte seine volle Ernte machen. Langsam gehn heißt sicher gehn. Wenn es auch zwei, drei Jahre dauerte, bis er seine 700 000 Franken beisammen hatte, so war das ja nicht schlimm. Und er hatte an sich selbst Freude, als er sah, daß ihm der Erfolg den Kopf nicht verdrehte, sondern daß er bescheiden, kaltblütig, nüchtern, verständig und vorsichtig blieb.

Er nahm seine 20000 Franken Rente nun schon als gegeben an und träumte weiter. Wie richtete er sich sein Leben ein? Wolzen verließ er natürlich sofort und von der Schinderei mit Privatstunden war keine Rede mehr. Nach Berlin zurück? Wieder in die sozialistische Bewegung? hm. Dagegen sprach doch Manches.

Das Wirken in der Oeffentlichkeit ist mit Aufregung und Verdruß verbunden. Es kostet Opfer aller Art, auch Opfer an Selbstgefühl, denn man muß sich oft genug fremdem Willen unterwerfen, mit den Launen und Beschränktheiten der Menge rechnen, sich unter harte Manneszucht beugen, wohl auch gegen Ränke und Schlechtigkeit kämpfen. Und was kommt schließlich dabei heraus? Der Zukunftsstaat des Sozialismus lag denn doch in solcher Ferne, daß er sehr verschwommen aussah, fast wie Wolkenkuckucksheim, wenn man gegen sich selbst ganz aufrichtig sein wollte. Das Leben des Einzelnen ist zu kurz, als daß man hoffen könnte, schwärmerische Vorstellungen von einer neuen, gerechtern, brüderlicheren Wirthschaftsordnung verwirklicht zu sehen. Wenn er sich recht prüfte, so war es vielleicht nur Eitelkeit, daß er eine politische Rolle zu spielen wünschte. Hatte er das Recht, seiner Selbstsucht zu fröhnen, nur an das zu denken, was ihm selbst, und bloß um seinerwillen, Vergnügen machte? Er hatte Kinder. Es war eine durchaus würdige Bethätigung der ganzen Kraft eines Mannes, eines Vaters, sie zu höheren Menschen zu erziehen und ihnen ein freundlicheres Erdenlos zu bereiten, als es das ihrer Eltern gewesen war. Und überhaupt — wer weiß, ob es das Zweckmäßigste war, nach Berlin zurückzukehren. Seine Mutter war nun an das mildere Klima von Paris gewöhnt. Es verkürzte vielleicht ihre Tage, wenn er sie in ihrem hohen Alter wieder in die rauhen Winter der Mark zurückversetzte. Paris hatte schließlich

doch seine Annehmlichkeiten, wenn man die Mittel besaß, sie zu genießen. Doch diese Frage durfte er nicht allein entscheiden. Käthes Stimme mußte gleichfalls gehört werden. Er vertiefte den Punkt also vorerst nicht weiter und dachte mehr daran, welchen Inhalt er seinem Dasein geben würde. Er war sich darüber nicht ganz klar. Seine Vorsätze wechselten. Bald gefiel er sich in der Vorstellung von schönen, fernen Reisen, von langsamen, genießenden Wanderungen durch Kunstsammlungen, von schwelgendem Lesen in einer umfassenden Bücherei, bald in der einer achtunggebietenden Arbeit, die einen großen Gegenstand erschöpfte. Doch wer konnte die Zukunft festlegen? Er war schließlich erst vierundvierzig Jahre alt, fühlte sich an Geist und Gemüth sehr jung und für alle Anregungen empfänglich. Neue, weite und freie Verhältnisse konnten in ihm noch ein neues Wesen entwickeln, woraus alle möglichen, gar nicht vorauszuahnenden Blüthen und Früchte hervorsprießen mochten.

Mitten in diesen Träumereien gewann das schäbige Hundefell, das er einst ersteigert hatte, das er täglich sah, aber seit Jahren nicht beachtete, eine neue Bedeutung für ihn. Die Verwirklichung aller seiner Lustschlösser war ihm schon so unzweifelhaft, daß er sich in ihnen wie zwischen Wänden und unter Dach bewegte und sich allen Ernstes prüfte, ob er nun glücklicher sei als vorher. Und er schloß mit einer milden Weisheit, die von einer gewissen Schwermuth nicht frei war: „Im Grunde ist doch Alles eitel;

dieses Hundefell predigt eine ewige Wahrheit; seine Geschichte wiederholt sich wie im Kleinen so im Großen; am Tage, wo ich meine 20000 Franken Rente habe, werde ich wohl bemerken, daß es kaum der Mühe werth wor, sie zu wünschen, und daß sie jedenfalls die Aufregungen und Anstrengungen nicht lohnen, die ihre Erwerbung kostete.“

In die zweite Maihälfte fiel Elsas achtzehnter Geburtstag. Frau Käthe sprach davon, ihn besonders zu feiern, denn das Kind trat nun in sein entscheidendes Alter, es war in der jüngsten Zeit sogar eine Persönlichkeit geworden, mit der die Oeffentlichkeit sich beschäftigte, deren Name in mehreren Zeitungen geprangt hatte, begleitet von anerkennenden Worten für die Begabung, die sich in ihrem Paßstell ausdrückte. Die „Vigie de la Presse“ hatte sich bereit, unaufgefordert die Notizen an ihre im Salon-Katalog verzeichnete Adresse einzuschicken, und Elsa lernte den Geschmack des Ruhmes kennen, als sie den gelben Umschlag mit den Ausschnitten aus den Blättern empfing, aus deren jedem ihr Name, blau unterstrichen, ihr auf den ersten Blick entgegenprang. Frau Käthe dachte an einen Ausflug aufs Land, zu dem die Masmajours gebeten werden sollten; oder man sollte die Nachbarn zum Essen einladen und dann mit ihnen in ein Theater gehen. Koppel ging mit Freude auf den Vorschlag ein, erweiterte ihn aber sofort. Er wollte auch Henneberg und Brünne-Dillig, der inzwischen seinen Besuch gemacht hatte, bei dem Familienfeste haben und er warf sogar

die Frage auf, ob man nicht Agostinis zuziehen sollte? Frau Käthe war von diesem Einfall ganz betroffen und rief, er scherze wohl; wie könne er ihr solche Aufdringlichkeit zumuthen; er würde eigentlich die Beschämung verdienen, daß der Baron seine Einladung abweise oder vielleicht gar unbeantwortet lasse. Auch gegen Brünne-Tillig hatte sie Einwendungen. Er sei zwar ein liebenswürdiger junger Mann, zuvorkommend, ohne Hochmuth; aber er sei doch an vornehmsten Umgang gewöhnt und würde ihre Mahlzeit, ihren Tisch und ihr Esszimmer sehr kleinbürgerlich finden. Selbst Henneberg entbehrte sie ohne Bedauern, denn sie war nicht gewiß, daß er die gewöhnliche, ärmliche Geselligkeit, die sie ihm bieten konnten, noch angenehm empfand. Koppel gab die Agostinis preis, hielt aber an Henneberg und Brünne-Tillig fest und meinte, wenn es zu Hause zu bescheiden sei, so könne man ja in ein Restaurant gehen, das sei in Paris ziemlich verbreiteter Brauch.

„Doch wohl nur bei Junggesellen ohne eigenes Heim,“ erwiderte Frau Käthe beleidigt. Davon wollte sie nichts wissen. Nun schlug Koppel vor, die Mahlzeit zu bestellen und zugleich alles Tischzeug, Tafelaufsätze, silberne Bestecke u. s. w. zu miethen. Man könne das Alles so vornehm haben, wie man irgend wolle; gut genug für jeden Gast, auch wenn er an das Beste gewöhnt sei.

„Widerstrebt es dir nicht,“ wandte Frau Käthe ein, „mit gemiethetem Staat den Leuten Sand in die Augen zu streuen?“

„Wir miethen ja nur einstweilen, bis wir es uns selbst anschaffen,“ sagte Koppel unbedacht; der erstaunte Blick seiner Frau brachte ihm zum Bewußtsein, daß er sich verschnappt hatte, und er beeilte sich, mit Scherzen über seine Verlegenheit hinwegzukommen.

Als an Elsas Geburtstag in den Nachmittagsstunden vor dem Thor der Wagen des Schwarenhauses erschien, bei dem Koppel die Mahlzeit bestellt hatte, und der Koch mit dem Küchenjungen in der weißen Berufstracht, mit der flachen weißen Mütze, die Körbe und Kisten mit dem Silber, dem Porzellan, den Weinflaschen, den bereits theilweise zugerichteten Speisen und dem mannigfaltigen Küchengeräth aus dem Fuhrwerk hoben und zu Koppels hinaustrugen, da liefen einige kleine Nachbarn und die meisten Dienstboten in die Stube des Pförtners und steckten mit der Familie Knecht die Köpfe zusammen. Herrn Knecht hatte die mürrische Martha zugetragen, daß sie bei ihrer Herrschaft etwas von einer Erbschaft habe läuten hören, und die Versammlung nahm diese Mittheilung des Pförtners zum Ausgangspunkt weitgehender Schlüsse auf wichtige Familienereignisse, die sich bei Koppels vorbereiteten.

Bei diesen herrschte Aufregung und Aerger. Die alte Frau war tief entrüstet über die Leute, die in ihre Küche einbrachen, die vorgefundene Einrichtung in die Ecke warfen, sich des Herdes bemächtigten, mit rücksichtsloser Verschwendung der Holzkohle große Feuer anfachten, ihr eigenes Geschirr auskramten, den Raum

als erobertes Land behandelten und Martha Befehle ertheilten. Sie wollte sich solcher Eigenmächtigkeit widersetzen, dem Koch Anweisungen ertheilen, da dieser sie aber nicht verstand und sie ihm in der ohnehin engen Küche im Wege war, schob er sie einfach hinaus, lächelnd zwar, doch unwiderstehlich. Sie beschwerte sich bitter bei Frau Käthe. Diese erwiderte aber: „Ja, liebe Mutter, heute sind wir nicht Herren in unserm Hause. In Paris ist das nicht anders.“

„Ich wollte, ich wüßte nichts von Paris,“ murrte Frau Koppel und setzte sich schmollend in die Ecke, wo Elja sie vergebens zu begütigen suchte. Sie war so verstimmt, daß sie Müdigkeit vorschützte und früh zu Bette ging, um nicht mit bei Tische zu sein. Um die Essenszeit erschien noch ein Aufwärter in Frack und mit weißwollenen Handschuhen, der zuerst die Wohnung in Augenschein nahm, ehe er an die Arbeit ging, und dessen geringschägige und spöttische Miene deutlich genug den Eindruck verrieth, den er vom Salon und Eßzimmer empfing. Frau Käthe bemerkte den Zug um seine Augen und Lippen recht gut und mußte an sich halten, um den Menschen nicht hinauszujagen. „Für sein gutes Geld sich von solchem Volk auch noch über die Achsel ansehen zu lassen — ich danke!“ beschwerte sie sich bei Koppel, der ihr antwortete: „Ich hoffe, du hast nicht den Ehrgeiz, einem solchen Kerl Hochachtung einzuflößen.“ Ihn wappnete gegen den Klatzch und Hohn eines Lohndieners der Gedanke, daß er über 50 000 Franken theils einge-



strichen habe, theils bei der nächsten Regelung einstreichen werde, und daß am besten lache, wer zuletzt lache.

Bei Tisch konnte trotz der Vergnügtheit Koppels keine rechte Gemüthlichkeit aufkommen. Herr Masmajour war würdevoll und zurückhaltend wie immer, wenn er sich in Gesellschaft von Deutschen befand, Frau Masmajour nach ihrer Gewohnheit still und aufmerksam, Adele schüchtern und träumerisch. Blanche war lebhaft und angeregt, aber die fremden Herren legten doch auch ihr Zurückhaltung auf. Andererseits wirkte es auf der deutschen Seite als Zwang, daß man höflicherweise französisch sprechen mußte. Den Herren machte das zwar keine Schwierigkeit, aber Frau Käthe plauderte französisch doch nicht flott genug und sie empfand es auch als Unnatur, sich mit Henneberg und nun gar ihrem Mann und den Kindern in der fremden Sprache zu unterhalten. Dadurch entstanden drückende Pausen, an denen allerdings auch eine ungewöhnliche Wortkargheit Hennebergs schuld sein mochte.

Er war verstimmt und gelangweilt. In immer kürzeren Abständen kehrte die Frage in seinem Bewußtsein wieder: was Teufel mache ich in dieser Galeere? Als vor acht Monaten Koppel plötzlich vor ihm auftauchte, da ließ ihn die Ueberraschung des Wiedersehens und die Freude des alten Freundes die Genugthuung über diese Begegnung vielleicht etwas stärker ausdrücken, als seine innersten Empfindungen

gerade rechtfertigten. In Koppels Heim war es ihm wirklich warm ums Herz geworden, denn er lebte hier ein Stück seiner eigenen Jugend wieder, deren Bitterkeit, durch die befriedigende Gegenwart gemildert, zu schwermüthig weicher Selbstbemitleidung gedämpft war. Dann war der Schreckenstag gekommen, an dem Frau Koppel irregegangen war, und er hatte die harte Herzensbedrängniß Koppels getheilt. Nichts aber bringt Menschen einander so nahe wie gemeinsam erlittene Aufregung, schmerzliche noch mehr als freudige. An diesem Tage und in den folgenden Wochen hatte er sich ehrlich als Koppels Freund, mit einer Beimischung von schmeichelhaftem, überlegenem Vorsetzungsgefühl, empfunden. Vielleicht machte es ihm auch geheimes Vergnügen, gerade von Koppels, die ihn in seinen dunkelsten Verhältnissen gekannt hatten, in seiner neuen Herrlichkeit eines freiherrlichen Millionärs bewundert zu werden, wenn er sich diese niedrige Regung auch nicht offen eingestehen mochte. Dieser Abend aber brach den Zauber grausam. An Stelle der schlichten deutschen Kleinbürgerlichkeit, die ihn so wohlthig angeheimelt hatte, sah er die unechte Prozigkeit eines gemietheten Silberchazes vor sich, dessen Herkunft sein im Lesen der kleinen Geheimnisse des Pariser Lebens geübter Blick sofort erkannte. Statt der Berliner Hausmannskost, die ihn um Jahrzehnte verjüngt hatte, setzte man ihm die charakterlosen holländischen Tunken, Lendenbraten = Verbrämungen, Gänseleberschnitte en Bellevue und Fruchtweise der

mittleren Boulevard-Gasthäuser vor. Sogar den eigenthümlich nervenberuhigenden Luftkreis strenger Redlichkeit, gleichmäßiger eifriger Arbeit und weisen Selbstbehaltens mit einem engen, doch sturmfreien Lofe, den er bei Koppels anfangs mit einem Gefühl von Erholung, fast von Reid geathmet hatte, fand er nicht wieder, denn er bemerkte mit Unbehagen, daß der Hausherr wiederholt über Finanz- und Börsenfragen zu sprechen begann und ihn geradezu über den Stand des Quecksilberringes ausholen zu wollen schien. In ihm erwachte der Verdacht, daß Koppel spekulirte. Das rückte ihn sofort auf einen tiefen Stand hinab. Schmarozende Mitläufer, die sich an ihn drängten, hatte er genug, er hielt sich aber für viel zu gut, um seine Abende an sie wegzuworfen. Er erwies diesem Koppel entschieden zu viel Ehre; es war geboten, ihn fallen zu lassen. Um der alten Frau Koppel, um der ihm sehr sympathischen Frau Käthe und Elsa willen wünschte er nur, seine Berührung mit der Familie möchte ihr nicht zum Schaden gereicht haben.

Es fügte sich seltsam, daß Frau Käthe diese übelwollenden Gedanken Hennebergs gerade da mit der Bemerkung unterbrach: „Wissen Sie wohl, daß Ihr Erscheinen in diesem Hause allerlei Verwirrung angerichtet hat?“

„Wieso?“ fragte Henneberg beinahe betreten.

„Sie haben unglückliche Liebe und Sehnsucht in einem Menschenherzen erweckt.“

Abele blickte unwillkürlich erschrocken zu Frau Käthe hinüber, was Blanche nicht entging. Frau Käthe aber fuhr lächelnd fort: „Sie erinnern sich vielleicht noch des Hoffängers, der seine Lieder auf der Fiedel begleitete und dazu tanzte und dem Sie zwei Franken zuwarf. Der arme Bursche kann Sie nicht vergessen. Er kommt seitdem immer wieder und spielt und singt und blickt zu unseren Fenstern herauf wie Blondel zum Thurm seines gefangenen Königs. Aber er seufzt vergebens nach Ihnen und geht traurig von dannen. Unsere Sousstücke können ihm den Märchenprinzen nicht ersetzen, der ihm einmal erschienen ist und nicht wieder. Er gibt aber sichtlich die Hoffnung nicht auf, Sie eines Tages doch noch zu sehen.“

„Diese Anhänglichkeit ist rührend und verdient Belohnung,“ sagte Henneberg. „Ich würde gern einige Silberstücke hier lassen, wenn Sie sich der Mühe unterziehen wollten, ihm jedesmal eins für mich zuzuwerfen.“

„Wäre es nicht einfacher, ich gäbe ihm Ihre Wohnung an?“ erwiderte Frau Käthe etwas spitz. Blanche lachte hell auf und Henneberg bemerkte, sich verneigend: „Sie haben wie immer die klügere Lösung gefunden, gnädige Frau.“

Nach dem Essen spielten Elsa und Brünne-Tillig vierhändig eine Sonate von Beethoven, worauf Elsa auf die dringende Bitte aller Gäste ihre Mappe herbeiholte und Zeichnungen zeigte, die sehr viel Lob erhielten. Man ging ziemlich früh auseinander. Nachdem sich die Gesellschaft verabschiedet hatte, erschien der Koch im

Salon und fragte Koppel, ob er mit dem Dienste zufrieden gewesen sei. Koppel bejahte und gab ihm zwei Goldstücke als Trinkgeld für ihn und die Anderen. Frau Käthe schlug die Hände zusammen. „Vierzig Franken! Auf diese Weise kommt uns ja diese Mahlzeit auf 150 Franken zu stehen!“ Koppel hatte ihr eingeredet, das Gedeck koste zehn Franken. Er bezahlte es thatsächlich mit dreißig. Er streichelte ihr lächelnd den Kopf. „Zum achtzehnten Geburtstag unserer Elsa durften wir schon ein wenig über die Stränge schlagen. Und wir hatten doch auch etwas für unser Geld.“ Bei sich aber dachte er, die liebe Seele werde eben erst dazu erzogen werden müssen, aus ihrer Kleinlichkeit herauszuwachsen.

Als Elsa am folgenden Tage zu ihren Freundinnen hinunterkam, glaubte sie eine gewisse Zurückhaltung zu bemerken, die sie befremdete. Man antwortete einsilbig, man sprach nicht aus eigenem Antriebe, sondern schwieg, wenn sie nicht redete. Sie schwankte noch, ob sie nach dem Grunde der Verstimmung fragen solle, da verricth sich Blanche mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit. „Wir sind doch offener als ihr Fremden. Wenn ich mich verlobte, würde ich es Ihnen sagen.“

„Wie kommen Sie darauf?“ rief Elsa überrascht und alles Blut schoß ihr ins Gesicht.

„Wie, Sie kleine Heuchlerin, Sie wollen auch jetzt noch Versteckens spielen?“

„Aber ich versichere Ihnen — ich weiß nicht — es ist häßlich von Ihnen —“ stammelte Elsa und ihre Augen füllten sich mit Thränen.

Blanche umarmte sie ungestüm. „Verzeihen Sie, Elsa, ich wollte Sie ja nicht verletzen. So ist es nicht wahr?“

„Wie konnten Sie glauben!“ brachte sie heraus.

Frau Masmajour war verlegen und betrübt. „Bei uns in Frankreich,“ sagte sie, sich entschuldigend, „ist es nicht Brauch, einen jungen Mann einzuladen, ehe er sich erklärt hat und von den Eltern angenommen worden ist. Aber wir hätten uns erinnern sollen, daß in Deutschland andere Gewohnheiten herrschen.“

Elsa verließ die Freundinnen trotz ihrer Bitten, zu bleiben, und schloß sich oben in ihrem Zimmer ein. Sie versank in Träumerei. Die Bemerkung von Blanche hatte wie ein Windstoß Nebel und Dunkelheiten in ihrer Seele zerstreut. Brünne-Tilligs Bild trat klar und hell vor ihr inneres Auge und sie dachte zum erstenmal deutlich den Gedanken, daß ihr in diesem blonden jungen Mann wohl ihr Schicksal entgegengetreten sein könnte.

Ende des ersten Bandes.

---

62632884

\_\_\_\_\_







